Obdachlos.

Bilder
aus dem sozialen und sittlichen Elend
der Arbeitlosen.

Von

Constantin Liebich.

Mit einem Vorwort
von
Professor Dr. Adolph Wagner.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1894.

Obdachlos.

Obdachlos.

Bilder
aus dem sozialen und sittlichen Elend der Arbeitlosen.

Von

Constantin Liebich.

Mit einem Vorwort
von
Professor Dr. Adolph Wagner.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1894.

Inhalt.

Vorwort.

Der Herr Verfasser dieser lesenswerten Schrift hat mich gebeten, dieselbe mit einem Vorwort zu versehen und sie so in die Welt hinaus zu geleiten. Ich komme dieser Bitte hiermit nach und, wie ich nunmehr sagen darf, gern und aus bester Überzeugung.

Herr C. Liebich ist mir seit Jahren aus dem politischen Leben Berlins bekannt als gewissenhafter und geschickter Beobachter und Berichterstatter über die Vorgänge, Reden u. s. w. in den öffentlichen Versammlungen. Deswegen habe ich seinen Wunsch, diese seine selbständige Schrift zu bevorworten und damit auch zugleich einigermaßen zu befürworten, von vornherein bereitwillig in Erwägung gezogen.

Indessen trug ich zuerst Bedenken, jenen Wunsch zu erfüllen, da der Gegenstand der Schrift nicht zu meinen näheren Specialstudien gehört. Und als ich vernahm, daß die Form der Schrift eine halb-novellistische sein solle und vielerlei Thatsachen enthalte, welche da und dort etwas peinlich berühren könnten, stiegen meine Bedenken. Denn ich konnte mich nicht für kompetent halten, eine derartige Erzählung nach der ästhetischen Seite zu beurteilen, und eine vorherige Prüfung der Richtigkeit der mitgeteilten Thatsachen war mir nicht möglich.

Aber die Durchlesung der Schrift, die mir erst in den fertigen Druckbogen mitgeteilt wurde, und weitere Gespräche mit dem Herrn Verfasser darüber haben alle diese Bedenken bei mir verschwinden lassen.

Mit gespanntem und sich von Seite zu Seite steigerndem Interesse habe ich die Schrift gelesen, manches wiederholt durchgegangen. Alles Mitgeteilte macht durchaus den Eindruck der Wahrheit und der subjektiven Richtigkeit, wenn man mit dem Herrn Verfasser einmal die zunächst beteiligten Personen, die Arbeitscheuen, die Stromer, die Vagabunden, die Arbeitwilligen aber keine Arbeit Findenden, diese ganze Schar und Gesellschaft der „Kunden" und der Obdachlosen selbst zu Worte kommen und über sich, ihre Lage, ihre Genossen, über die ihnen zu teil werdende Behandlung und Hilfe sich äußern läßt. Es sind packende Eindrücke, welche man so erhält, und bei aller jedem Leser sich aufdrängenden Deutlichkeit und Wahrheit der photographischen Einzelbilder doch, wie der Herr Verfasser mit Recht sagt, *typische* Erscheinungen, welche uns so entgegentreten.

Ich weiß aber auch aus den weiteren mündlichen Äußerungen des Herrn Verfassers, daß er überall möglichst genau nach den ihm von den Beteiligten gewordenen mündlichen wie selbst schriftlichen Mitteilungen seine lebenswahren Bilder entworfen hat. Die novellistische Einkleidung des Ganzen ist teilweise eigne Zuthat des Herrn Verfassers, knüpft aber auch mehrfach an wirkliche Vorkommnisse und Personen an. Auch sie scheint mir ganz gelungen zu sein und dient jedenfalls dazu, das Büchlein für weite Kreise unseres Volkes zu einer fesselnden und doch zugleich belehrenden und tiefernst stimmenden Lektüre zu machen, wie es eine mehr doktrinäre Behandlung des Gegenstandes nicht in gleichem Maße thun würde.

Für die Richtigkeit der einzelnen, dem Leben der Obdach-

losen entnommenen Thatsachen, für die Urteile über Einrichtungen, Anstalten, Maßregeln der Bettelpolizei u. s. w., welche der Herr Verfasser, seinen gesammelten Notizen gemäß, in den Mund der von ihm vorgeführten Personen legt, trägt Herr Liebich natürlich allein die Verantwortung. Ich kann nur sagen, wenn hier auch, wie unvermeidlich, da und dort einmal einzeln etwas unrichtig dargestellt und beurteilt sein mag, daß mir wieder alles den Eindruck zutreffenden Urteils gemacht hat. Ob damit der objektiven Wahrheit und Richtigkeit, das steht ja freilich deswegen noch nicht immer fest. Aber jedenfalls stimme ich auch darin dem Herrn Verfasser bei, daß es billig und zweckmäßig sei, auch hier einmal die Nächstbeteiligten selbst, nach dem alten Worte des audiatur et altera pars, zu Worte kommen zu lassen. Die Urteile der Arbeitlosen, Arbeitscheuen, Obdachlosen z. B. über die öffentlichen und die Wohlthätigkeitseinrichtungen und Veranstaltungen auf dem Gebiete des Bettels, der Arbeitscheu, aber auch der unverschuldeten Arbeitlosigkeit, in Fragen der Asyle, Bettlerherbergen, Wärmehallen, „Schrippenkirchen", Arbeiterkolonieen, Naturalverpflegungsstationen, der repressiven polizeilichen Maßnahmen, des Gefängniswesens, der Bestrafungen 2c. 2c., sind wahrlich lehrreich genug und geben reichen Anlaß zum Nachdenken, auch wohl für die Kreise, auf welche sich die Urteile beziehen.

Solche wahrheitstreue, so dem Leben der „Kunden" entnommene Schilderungen verschaffen uns erschütternde Einblicke in moderne soziale, wirtschaftliche, sittliche, religiöse Zustände eines leider nicht so kleinen Bruchteils unseres wie anderer neuerer Kulturvölker. Die enge, schon im Einzelfall oft schwere, im allgemeinen überhaupt kaum auflösbare Verquickung von „Schuld der Umstände, der Verhältnisse", der „heutigen volkswirtschaftlichen Organisation und Produktionsweise" einer=, der persönlichen

Schuld der Versinkenden und Versunkenen andererseits begegnet uns auf Schritt und Tritt. Die extremeren Parteien in den sozialen und volkswirtschaftlichen Fragen und die abseits von solchen Nöten und Gefahren Stehenden der besser gestellten Gesellschaftskreise, die oft so herb und einseitig urteilen, können hier alle etwas lernen. Gewiß spielen die „Verhältnisse“ stark mit, aber der Sozialismus und die Sozialdemokratie übertreiben bodenlos, wenn sie darauf in der Frage der Arbeitlosigkeit, des Stromertums, der Obdachlosigkeit alle Schuld wälzen. Einen sehr großen Anteil hat die persönliche Schuld, die „Sünde, die der Leute Verderben ist“, um mit dem alten Wort es auszudrücken. Aber freilich ebenso gewiß: jene gesättigten Existenzen der wohlhabenderen Gesellschaft, auch unseres höheren gebildeten Mittelstandes, des Beamtentums, der Gelehrten, der liberalen Berufsangehörigen in befriedigender äußerer Lebensstellung, an die niemals derartige Not und Versuchung herantritt, urteilen ihrerseits ebenso einseitig und noch viel gehässiger, liebloser, oft rein pharisäisch, wenn sie in jedem Mittellosen, jedem in Not Bettelnden, jedem Obdachlosen einen lästigen, arbeitscheuen Tagedieb sehen. Eine ungeheure Mitschuld unserer besitzenden und gebildeten Klassen liegt hier auch wieder vor.

Und diejenigen, welche uns den notwendigen und heilsamen Übergang von der agrarischen in die vorherrschend industrielle, von der ländlichen in die wesentlich städtische Entwicklungsphase der heimischen, nun auch immer mehr der deutschen Volkswirtschaft preisen, welche alles gethan haben wollen, um diese Entwicklung zu beschleunigen und zu erleichtern, welche in dem verhängnisvollen, immer stärkeren Strom der Bevölkerung aus dem Lande in die Städte, die Hauptstädte, die Industrie- und Montanbezirke, etwas nur Günstiges sehen und deswegen alle Hemmungen dagegen beseitigt haben wollen, die radicale Freizügigkeit z. B.

als ein selbstverständliches Grundrecht der modernen Menschheit und als unvermeidlich im Interesse der modernen Produktionsgestaltung und notwendig geboten bei den Schwankungen im Gang der Produktion betrachten — alle diese Optimisten oder kühlen Pessimisten mögen doch einmal erwägen, wie viel „Späne“ bei dieser Entwickelung daneben fliegen, d. h. wie viel Menschenleben physisch und moralisch dabei geopfert werden.

Auch die oberflächliche Art, wie sowohl die private Wohlthätigkeit als die öffentliche Armenpflege vielfach nur an den Symptomen des Übels kurieren, selten auf die Wurzeln desselben zurückgehen, ungezählte Millionen hinauswerfen, um direkte Not mechanisch abzustellen oder repressiv gegen Vagabunden und Arbeitlose, schuldige wie unschuldige, einzuschreiten, statt wenigstens einmal zu erwägen, ob nicht mit viel kleineren materiellen Mitteln präventiv wirksamer vorgegangen werden kann — auch diese so charakteristische Art unseres Armen- und Bettelwesens empfängt durch die Schilderungen des Verfassers sehr bemerkenswerte Schlaglichter. Der Übergang von der bloßen Repressiv- zur Präventivthätigkeit, welcher so bezeichnend auf den meisten Rechts- und Verwaltungsgebieten des Kulturstaates ist, hat auf diesem traurigen Felde, das uns in dieser Schrift vorgeführt wird, kaum noch begonnen.

Die Gegensätze von Arm und Reich treten in den Schilderungen dieses Büchleins nicht einmal besonders hervor. Aber wer in unseren Hauptstädten, wie Berlin, nur einmal daran denkt, was in denselben Nächten, wo 3000 Leute, unsere deutschen Landsleute, unsere Mitchristen, in den Asylen Berlins ihre Zuflucht suchen, im maßlosen Luxus der Gesellschaften, der Bälle, der Diners, im Eß-, Tafel-, Kleidungs- und Wohnungsluxus daraufgeht, aus einem Erwerb, der oft so wenig ökonomisch als sittlich den Namen von „Arbeitseinkommen“ verdient, —

der wird wiederum zugestehen müssen, daß hier unhaltbare gesellschaftliche und wirtschaftliche Gegensätze vorliegen, welche jeden Denkenden, jeden Patrioten nur mit Bangen erfüllen können. Da wird die Grundfrage aller neueren Sozialökonomie berührt: geregeltere Produktion und besser geregelte Verteilung des Produktionsertrags. —

Der Herr Verfasser hat in der Einleitung seiner Schrift (S. 1—3) und besonders in dem recht beachtenswerten Schluß (S. 237—256) auch einige theoretische und praktische Konklusionen aus den „Bildern aus dem sozialen und sittlichen Elend der Arbeitlosen", wie er seine Schilderungen mit Recht nennt, gezogen. Auch für diesen Teil seiner Schrift und für die übrigens durchaus bescheiden und reserviert nur zur Erwägung gegebenen Vorschläge trägt er natürlich die Verantwortung allein. In den meisten Punkten möchte ich ihm beistimmen, wenn auch nicht in allen. Was er über die zu mechanische Polizei- und Gerichtspraxis und das ungenügende, vielfach immer noch zu schablonenhafte Verfahren auch bei den Wohlthätigkeitseinrichtungen öffentlicher Art, wie seitens des Vereinswesens u. s. w. sagt, ist gewiß im ganzen zutreffend. Schwer ist nur, es anders und besser zu machen. Er lenkt aber mit Recht die Aufmerksamkeit auf diese Verhältnisse und legt den Finger in offene Wunden. Die großen Schwierigkeiten agrarischer Arbeiterkolonieen, selbst abgesehen von der finanziellen Frage, unterschätzt er vielleicht. Seine eigenen Bemerkungen über die Ungeeignetheit städtisch-industrieller Arbeiter für die Landarbeit treffen auch den schwachen Punkt agrarischer Arbeiterkolonisation. Aber dennoch scheint er mir Recht darin zu haben, auf solche Aufgaben mit hinzuweisen. Es würde sich um ein Seitenstück und um eine Ergänzung zur bäuerlichen inneren Kolonisation handeln, von kaum geringerer Bedeutung wie diese.

Indessen kommt hier auch noch eine ganz andere Frage in Betracht, nämlich die, ob es nicht verhütet werden kann, daß, wie jetzt direkt und indirekt, auch aus der Landbevölkerung, welche in die Städte und Industriegegenden zieht, das Stromertum und die Arbeitlosen sich so stark mit rekrutieren. Hier hängt das ganze Problem mit den größten und allgemeinsten der gegenwärtig für uns unmittelbar praktischen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen zusammen: die Landwirtschaft leistungsfähig zu erhalten, die ländlichen Arbeiter genügend bezahlen zu können, die Verlockung des Fortzugs dieser und der kleinstädtischen Arbeiter und mancher sonstiger Bevölkerungselemente in die größeren Städte und zur industriellen Arbeit zu vermindern. Mit der beständigen Begünstigung der industriellen Entwicklung, mit der Notwendigkeit einer starken Steigerung des Fabrikatenexports und des Imports von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, wo dann alles den Schwankungen des Weltverkehrs, den wechselnden Konjunkturen und Spekulationen unterliegt und keine feste Grundlage für regelmäßige geordnete Arbeitsbeschäftigung gewonnen wird, kommen wir nur immer mehr in wirtschaftliche und soziale Zustände hinein, welche uns diese Heeresmassen von Arbeit- und Obdachlosen, von Stromern und versinkenden und schon versunkenen, ursprünglich Arbeitwilligen und Arbeitfähigen hervorrufen. Eine trübe Aussicht.

Freilich hängt gerade bei uns die Schwierigkeit der in dieser Schrift behandelten Verhältnisse auch mit einem Umstande zusammen, welchen der Herr Verfasser gar nicht berührt: mit unserer großen raschen Volksvermehrung. Jährlich für 5—600 000 Menschen mehr, von denen nur etwa ein Fünftel auswandert, bei unserem Geburtsüberschuß Brot, Beschäftigung, genügenden Erwerb zu finden, ist keine geringe Aufgabe. So manche Seiten unserer sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Notstände, m. E.

auch der kritische Punkt in dieser Frage der Arbeit- und Obdachlosen, wird durch diese rapide Volksvermehrung, bei einer Volksdichtigkeit, welche heute schon die französische im Durchschnitt um 25 % übertrifft, wesentlich verschärft. —

Das hohe wissenschaftliche und praktische Interesse dieser Schrift möchte so unbestreitbar sein. Die darin behandelte Frage bildet einen wichtigen Ausschnitt der allgemeinen socialen. —

Für mich war vieles in den Schilderungen des Herrn Liebich eine Bestätigung meiner Ansichten über die sozialpolitische und sozialethische Grundwirkung unserer freiheitlichen wirtschaftlichen und sozialen Gesetzgebung, namentlich auch der Freizügigkeit. Mit der wörtlichen Wiedergabe einer bezüglichen Stelle aus einem meiner Bücher sei es mir gestattet, dieses Vorwort zu schließen.

„Die Ehefreiheit, die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit und so viele andere „„Freiheiten““ des modernen Verkehrsrechts stellen an Jeden die Zumutung höchstmöglicher Intelligenz und Thatkraft, der Fähigkeit, sein eigenes ökonomisches und sociales Interesse, seine eigene Begabung, seinen eigenen Charakter richtig, und jedenfalls richtiger, als irgend ein anderer, zu beurteilen; die Zumutung, sich auch nach eingetretener Enttäuschung nicht entmutigen zu lassen, um immer wieder das wenigstens relativ Richtigste zu wählen. Diesen Zumutungen entspricht aber nur ein Teil, eine Minorität des Volks, ein anderer, weit größerer Teil entspricht ihnen nicht.

„Diejenigen Elemente der Bevölkerung, welche an sich oder durch das Glück begünstigt diesen Zumutungen wirklich entsprechen, gedeihen gewiß im allgemeinen, wenn man von den Versuchungen der Gewissenhaftigkeit, denen gerade sie so leicht ausgesetzt sind, absieht, bei einer möglichst freien Gestaltung des Verkehrsrechts am besten. Und ihr ökonomisches Gedeihen kommt

auch mehr oder weniger und wohl fast immer in etwas der Gesamtheit, also auch den übrigen, minder befähigten Elementen zu gute. Sie sind die Pioniere des wirtschaftlichen Fortschritts, die Männer des to go a head spirit, sie werden die Gründer und Leiter der großen neuen Wirtschaftsexperimente, die Entdecker und Erfinder, sie errichten die großen Unternehmungen, sie bilden die neuen großen Privatvermögen, aus ihnen geht die neue ökonomische Aristokratie hervor. Sie fördern, wie die liberale Wirtschaftsschule rühmt, in außerordentlichem Maße die Produktion, und wenn ihr eigenes Einkommen und Vermögen davon auch in erster Linie den Vorteil hat: die ganze Bevölkerung nimmt daran „„mehr oder weniger"" mit teil.

„Aber anderseits unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die große Masse, der Mittelschlag, jenen Zumutungen nicht entspricht, und daß das radikal freie Verkehrsrecht für dieselbe daher doch überwiegend bedenklich wirkt, namentlich ökonomisch betrachtet, in Bezug auf die Verteilung des Produktionsertrags. Wird von den natürlichen Fähigkeiten und Eigenschaften selbst abgesehen, so würde die große Masse jener Zumutung nur dann entsprechen, wenn die individuelle Selbsterkenntnis ebenso verbreitet wäre, wie sie es bekanntlich nicht ist.

„Jeder pflegt an seine Befähigung für den Beruf seiner Wahl, an sein Glück, an die Richtigkeit seiner Schritte im Leben zu glauben. Das freie Verkehrsrecht, die Freizügigkeit speciell ermöglicht nicht nur, sondern verführt auch zur Vornahme desjenigen Schrittes, welcher gerade lockend erscheint. Das städtische Leben, die bessere Verwertung der Arbeitskraft in der Stadt und in der Industrie bei zugleich meistens leichterer Arbeit und größerer Ungebundenheit des ganzen Lebens, die Hoffnung, sein Glück zu machen, Vermögen zu erwerben, lockt hinaus und treibt eine Zeitlang rastlos weiter. Die vom Glück begünstigten, die

begabteren, oft auch gewissenloseren Elemente wissen geschickt in die Speichen des Rades zu greifen und sich auf den Wagen der Fortuna zu schwingen. Die große Mehrzahl bleibt zurück, wird zur Seite und unter die Räder geworfen, verkümmert, verwahrlost, stirbt und verdirbt.

„Einmal von der heimischen Scholle, von Verwandten und Bekannten losgelöst, vom Mißerfolg verbittert, nur über sich, nicht unter sich sehend, stets den Verhältnissen, den Anderen, den Höherstehenden, den Reicheren, niemals sich selbst die Schuld zuschiebend, wird ein solcher Bevölkerungsteil durch die Freizügigkeit und ähnliche Rechte in der That zum Nomadentum und zur Plage für die Gesellschaft wie für sich selbst.

„Eine solche Entwicklung der sozialen Verhältnisse ist ein teurer Preis für die etwaige Steigerung des Produktionsertrags, für die Blüte einzelner Industriezweige und für das erwünschte Emporkommen einiger tüchtigen Elemente, welchen ein beschränkendes Verkehrsrecht den Boden für ihre Entwicklung wegnimmt oder verengt.“ *)

Aber ist das schlimmer als der jetzige Zustand? Wird nicht mehr und edleres Menschenglück, wird nicht bessere Sitte und Sittlichkeit auf einem der liberalen Gesetzgebung entgegengesetzten Wege garantiert?

Findet nicht meine obige Auffassung in den entsetzlichen Bildern, welche diese Schrift von der freilich ziemlich tiefsten Schicht unserer modernen unteren Klassen entwirft, eine nur zu deutliche Bestätigung?

Berlin, Februar 1894.

Prof. Dr. Adolph Wagner.

---

*) S. Ad. Wagner, Allgemeine oder theoretische Volkswirtschaftslehre. I. Teil. Grundlegung. 2. Aufl. (1879). S. 469—471. In der demnächst erscheinenden 3. Aufl. dieses Abschnitts meines Werks wird diese Auffassung durchaus festgehalten.

Einleitung.

Die sittliche Gefahr der Arbeitlosigkeit aufzudecken und das stark unterschätzte Interesse der menschlichen Gesellschaft an der Heilung dieses sozialen Schadens zu begründen, ist der Zweck dieses Buches. Darum habe ich Stimmen aus der Tiefe gesammelt und mir wahrheitsgetreue Schilderungen des Lebens der Obdachlosen von solchen selbst geben lassen. Wenn durch diese auch Streiflichter auf verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten fallen, die gewissermaßen hier von der Kehrseite betrachtet werden, so habe ich der Gerechtigkeit wegen meist auch einen kurzen Bericht, wie er durch Erkundigung bei Vorstand und Inspektor entsteht, in Parenthese zugefügt.

Ich halte durch die nachfolgenden Mitteilungen aus der sozialen Unterwelt den Beweis für erbracht, daß die vorhandenen Gesetze und Einrichtungen zu wirksamer Bekämpfung der äußersten unverschuldeten Not, zur gerechten Unterscheidung arbeitscheuer und arbeitlustiger Elemente nicht ausreichen, daß der Begriff der Arbeitscheu jetzt viel zu mechanisch aufgefaßt wird, und daß die auf die Linderung der augenblicklichen Not gerichteten Wohlthätigkeitsbestrebungen ihren Zweck verfehlen, wenn sie die andauernde Rettung der Menschen außer acht lassen, ja daß sie häufig durch Mißbrauch mehr Schaden als Nutzen stiften.

Auch das unterschiedlose Almosengeben an den Thüren birgt große Gefahren für die Allgemeinheit.

Die rein humanitären Anstalten dienen nicht nur, wie sie sollen und wollen, der Linderung der wirklichen Not, sondern sind auch zur Sammelstelle und zur Schule für arbeitscheue Vagabunden und Verbrecher geworden.

Aus der Mitte der Arbeitlosen selbst wird hier der Mißbrauch dieser Anstalten durch das Strolchtum gebrandmarkt. Der moralische Abgrund, an dessen Rande hunderttausend hoffnungsvolle Söhne unseres Volkes wandeln, in welchen ununterbrochen willensschwache, aber sonst gutartige Elemente der deutschen Jugend hineinstürzen, wird hier aufgedeckt.

Möchte das Buch den Erfolg haben, auf die Bekämpfung dieser Not die Aufmerksamkeit aller zu lenken, die es angeht; auch derer, die die Macht haben, Gesetze zu erlassen und auszuführen.

Die im ersten Kapitel entrollten Einzelbilder sind so gewählt, daß sie als typisch gelten können. Außergewöhnliche Ereignisse sind in den Hintergrund gedrängt; was am gewöhnlichsten, am häufigsten vorkommt, ist hervorgehoben. Der Leser mag ruhig einige dieser Bilder überschlagen, wenn sie ihn nicht fesseln. Sie hängen nur lose zusammen und enden alle mit dem Beginn der Obdachlosigkeit.

Die Erzählung, die neben den allgemeinen Schilderungen herläuft und die herrschenden Zustände im Spiegel persönlicher Erlebnisse zeigt, macht nicht den Anspruch, spannend und aufregend zu sein. Die Hauptperson Wilhelm Rundstab, der obdachlose Wanderer, ist aber der Repräsentant von vielen, denen es ähnlich geht. Die Handlung ist unmittelbar aus dem Leben gegriffen und aus einer Fülle wahrer Thatsachen geschöpft. Sie wiederholt sich in ihrem größten Teil noch alle Tage an Tausenden

in unendlichen Variationen. Wo es in den folgenden Kapiteln paßte, ist die Beschreibung der berührten Anstalten von der fortlaufenden Erzählung getrennt. Eine Erschöpfung des Stoffes findet durch das vorliegende Buch nicht statt. Es mußte eine Beschränkung eintreten, um einer Ermüdung der Leser nach Möglichkeit vorzubeugen. Aus demselben Grunde sind die ernst gemeinten Vorschläge zur Abhilfe der Not am Ende des Buches nur flüchtig skizziert, und ihre eingehende Begründung, soweit sie nicht im Inhalt des Buches selbst liegt, ist späterer Zeit und anderer Gelegenheit überlassen.

Erstes Kapitel.

Wie man es werden kann.

1. Bild.

„Dann bitte ich um meine Entlassung, Herr Vollrath! Eine solche Behandlung brauche ich mir nicht gefallen zu lassen."

Es war in einer Böttcherwerkstatt. Wilhelm Rundstab, ein blühender junger Mann von etwa zwanzig Jahren, sprach in erregtem Tone diese Worte zu seinem Meister, einem älteren Manne, der soeben über die Arbeit des Gesellen eine tadelnde Bemerkung gemacht hatte.

„Deine Entlassung sollst du haben, Wilhelm!" antwortete mit Ruhe, aber mit etwas bleich gewordenem Antlitz Herr Vollrath. Offenbar schmerzte ihn das lieblose, unbescheidene Auftreten des Jünglings sehr.

„Fürchte, daß du noch schwere Erfahrungen machen wirst, Wilhelm," sagte Herr Vollrath weiter, „hätte es lieber gesehen, wenn du deine Eitelkeit etwas bekämpft hättest und noch bei mir geblieben wärst. Bist ja seit zwei Jahren Geselle; kann dich nicht halten. Wirst dir noch manches sagen lassen müssen. Wirst noch viele Stellen brauchen."

Wilhelm schlug etwas beschämt die Augen nieder. Schon hatte sich leise Reue in ihm über das voreilige Wort geregt. Galt es doch jetzt, die liebgewordene Heimat zu verlassen; denn Herr Vollrath war der einzige größere Böttcher der Provinzialstadt! Galt es doch, Abschied zu nehmen von Kameraden und Freunden, von der lieben freundlichen Mutter, von allem, was ihm wert und teuer geworden war! Aber die milde Regung, die einen Augenblick sein Herz ergriffen hatte, gewann gegen Trotz, Eitelkeit und Hochmut nicht die Oberhand.

„Was?" dachte er bei sich selbst, „soll ich mir noch meine Arbeit tadeln lassen, der ich doch mein Geschäft gründlich gelernt habe? Soll ich mich denn jeder Laune des Alten fügen? — Nein! nein! Die Welt ist groß, und wer wagt, gewinnt. Ich kann mich nicht ewig hier unterbuttern lassen."

Er erhielt Entlassungsschein und Lohn.

Von der Werkstatt durch einen Hof getrennt, lag die Wohnung des Herrn Vollrath. Wilhelm hatte in Freundschaft mit dem Sohne des Meisters und von diesem selbst begünstigt, seine Feierstunden oft im Kreise der Familie zugebracht. Es war natürlich, daß er auch jetzt in die Wohnstube trat, wo des Meisters Töchterlein, ein fröhliches Mädchen von siebzehn Jahren, am Fenster saß. Es wurde unserm Wilhelm ganz weh ums Herz, als er den vorwurfsvollen Blick der blauen Augen Lisbeths auf sich gerichtet sah; sie war von dem Vorgefallenen schon unterrichtet.

Ob er jetzt noch zurück ging und hier blieb? — Nein, nein! Wer A sagt, muß auch B sagen und — — was ging ihn denn auch die Lisbeth an? Sie hatten zusammen gespielt, hatten sich miteinander unterhalten, sich auch wohl einmal ein bißchen geneckt — was war denn da weiter dabei? Deshalb konnte Wilhelm doch nicht ewig zu Hause bleiben! — —

„Adieu, Frau Vollrath! — Leb' wohl, Lisbeth! Ich muß mein Glück versuchen. Wenn es mir gut geht, schreibe ich!"

„Ach Wilhelm! daß du fortgehst, das hätte ich nicht gedacht!" — Die jungen Leute hatten das „Du" aus der Kinderzeit noch beibehalten. —

Die Thür des Meisterhauses schloß sich hinter dem Jüngling. — — — —

Unterwegs erzählte Wilhelm mit fliegendem Atem einem Freunde, daß er nach Berlin gehen werde. Ein großes Selbstgefühl war über ihn gekommen; er fühlte sich durch diesen „mutigen Entschluß" — wie er ihn nannte — ganz besonders in seinem Werte gestiegen, und mit stolzem Blick nahm er die bewundernde Antwort des Freundes als einen schuldigen Tribut entgegen. Weniger zuversichtlich war die Stimmung des jungen Mannes aber, als er sich dem Häuschen näherte, in dem seine liebe Mutter wohnte. Klopfenden Herzens trat er in das niedrige Stübchen.

„Mutter! ich habe Herrn Vollrath um meine Entlassung gebeten und sie auch gekriegt! Ich gehe morgen nach Berlin!"

„Aber Wilhelm!" rief die erschrockene Mutter, „wie kannst du denn so unvorsichtig sein? Denkst du nicht daran, daß du keine Arbeit finden könntest!? Ich habe doch nichts, dich zu unterstützen! In der Zeitung steht es immer, daß die Geschäfte stocken. Bleib' du nur lieber hier, Wilhelm!" Der Redestrom der noch rüstigen, über den plötzlichen Entschluß des Sohnes ganz aus dem Häuschen geratenen Witwe wäre wohl noch lange geflossen, aber Wilhelm unterbrach sie:

„Hierbleiben thu' ich auf keinen Fall, Mutter!" sagte er. „Wie würden mich meine Kollegen, der Oskar und der Reinhold, auslachen, wenn ich jetzt wieder zu Vollraths betteln ginge, und außerdem habe ich es auch schon dem Karl Beck

erzählt, den ich unterwegs traf. Nein, nein! Ich muß fort und will fort!"

Frau Rundstab wandte vergebens ihre ganze Überredungskunst an; sie malte ihrem einzigen Sohne die Gefahren der Residenz in den grellsten Farben. Wilhelm bestand aber auf seinem Willen, und so blieb ihr denn nichts weiter übrig, als seine Sachen herauszusuchen, sie noch ein wenig in Stand zu setzen und ihren Jungen für die Reise vorzubereiten.

Am andern Tage machte der junge Mann noch einige Abschiedsbesuche und war am Abend so weit fertig, daß er abreisen konnte. Die Mutter begleitete den Hoffnungsfreudigen auf den Bahnhof. Noch ein letzter Händedruck.

„Aber, Wilhelm!" sagte die Mutter besorgt, „du bleibst doch brav? Du wirst doch nicht in schlechte Gesellschaft gehen? Nimm dich nur recht vor den Bauernfängern in acht. Und weißt du: gehe nur immer in die „Herberge zur Heimat".

„Nun ja, liebe Mutter; ich will dir keinen Kummer machen. Ein Mensch wie ich kriegt überall Arbeit, und die fünfzig Mark, die ich habe, die reichen schon eine Weile! Sobald ich Arbeit hab', schreibe ich. Leb' wohl!"

---

2. Bild.

Frau Lange stand vier Treppen hoch in ihrer hellen, ärmlichen, reinlichen Küche am Waschfaß und rieb eifrig an der Wäsche. In der anstoßenden kleinen, freundlichen Stube sang der Kanarienvogel, und die Wanduhr schnarrte gerade die sechste Abendstunde, als die Nachbarin, Frau Schmidt, eintrat und einige Tagesneuigkeiten mitbrachte.

„Mein Mann hat wieder Arbeit bei Borsig," erzählte sie. „Auch drüben der Heinemann, der neulich bei Siemens entlassen war, hat wieder was."

Frau Lange seufzte.

„Hat Ihr Mann noch immer nischt gefunden?“ fragte Frau Schmidt.

„Ach nee, der kommt alle Tage nach Hause, und immer will's noch nich werden. Wenn ich den Jungen nicht hätte, der schon was verdient, da hätten wir schon alles versetzen müssen.“

„Wissen Sie,“ meinte die Schmidten: „Ick globe, wer arbeiten will, der find't noch wat; aber gestern habe ick Ihren Mann hier nebenan in der Destille sitzen gesehen. Hören Se, dem müssen Se ordentlich uf'n Kopp kommen. Ick ließe mer det nich gefallen.“

„Wenn er aber nischt find't, wat soll er denn machen?“

„Ach, det is ja bloß Mumpitz. Lassen Se sich man nischt vorreden. Mein Mann hat noch nie länger als vierzehn Tage gebummelt. Der is aber ganz anders dahinter. Früh um fünfe steht er denn schon uff und rennt sich halb kaput um eene Stelle. Det ganze Haus red't schon über Ihren Mann!“

Frau Lange hatte solche Reden schon oft gehört. Die glücklichen Stunden, die sie mit ihrem Mann bei beiderseitigem Fleiß und Sparsamkeit verlebt hatte, waren vor der Not der Gegenwart zurückgewichen. Fast ein Vierteljahr lang kam nun ihr Karl schon ohne Geld nach Hause. Wie konnte sie und ihr erwachsener Sohn, der Stiefsohn ihres Mannes, denn das alles schaffen! Jetzt redeten schon die Nachbarn darüber. Sie fing an, sich ihres Mannes zu schämen. Bald darauf trat dieser mit unsicherem Blick und schwerfälligen Schritten ein. Sonst mochte der Vierzigjährige noch recht rüstig sein; seine Haltung verriet den ehemaligen Soldaten.

„Hast du Arbeit?“ fragte die Frau mit lauerndem Blick.

„Noch immer nicht!“ antwortete er tonlos, sich auf einen Stuhl in der Stube setzend.

„Det Lied kenne ick schon! Det geht aber nich länger. Die Leute reden schon drüber. Ein Mann wie du, der sich zu jeder Arbeit schickt, der findet ooch Arbeit. Du willst bloß nich arbeiten.“ Frau Lange fing an zu weinen.

Ihr Mann erzählte ihr, was er für Versuche gemacht, um Arbeit zu finden.

„Ach wat,“ polterte die aufgeregte Frau. „In der Destille sitz'st de. Denkst de denn, det weeß ich nich? Ich muß mich schämen, so eenen Mann zu haben. Der Junge muß sich schinden, und du bummelst bloß herum.“

„Weißt de was, Frau,“ sagte nun der Mann geärgert, „ich bummle nich, und der Junge schind't sich nich; aber schämen brauchst de dich ooch nich.“ Er sagte noch mehr und redete sich in eine förmliche Wut, nahm dann grollend seinen Hut und entfernte sich, seiner Frau noch ein Abschiedswort zurufend. Er ging.

Frau Lange ahnte nicht, daß Jahr und Tag bis zur Wiederkehr ihres immerhin geliebten Mannes vergehen würden. Sie sagte gleichmütig zu dem heimkehrenden Sohne: „Vater hat noch immer keene Arbeit. Er is nochmal fortgegangen.“

---

3. Bild.

Fritz Ring hatte Kaufmann gelernt. Als er entlassen wurde, konnte er nicht gleich eine andere Stelle finden, aber es ging ihm nicht schlecht; denn er war zu Hause bei seinem wohlhabenden und wohlwollenden Vater, bei seiner lieben Mutter, und nicht allzu streng wurde er angehalten, sich eine andere Stelle zu suchen. Er half mitunter dem Vater, der ein größeres Gerbergeschäft besaß. Aber meist ging Fritz müßig, und bald wurde ihm das langweilig, weil er kein Geld hatte.

„Komm," sagte eines Abends ein Kamerad zu ihm, „komm mit mir ins Café Bellmann! Dort sind feine Mädchen."

„Ich habe kein Geld," erwiderte Fritz.

„Ach was, ich halte dich frei," meinte Robert.

Fritz ging mit. Er war bis dahin ein unschuldiger Bursche; aber heut' that es ihm die eine junge hübsche Kellnerin an, und er dachte nunmehr bloß noch darüber nach, wie er mit diesem Mädchen zusammenkommen könnte. Der Kopf war ihm vollständig verdreht. Er wußte, wo der Vater sein Geld hatte. Eines Abends stahl er sich allein ins Comptoir, entnahm der Kasse 300 Mark, ging mit dem Gelde in seinem besten Anzuge zum Café Bellmann, verständigte die Kellnerin, die sofort bereit war, und fuhr mit ihr auf der Eisenbahn nach einer benachbarten Stadt, wo das Paar als Herr Reinefeld und Frau ein Zimmer nahm. —

Das Aussehen Fritzens, der viel älter erschien, als er wirklich war, begünstigte die Täuschung. Das Gesicht des brünetten schwarzhaarigen Menschen war trotz seiner zweiundzwanzig Jahre schon von einem kleinen, aber recht wahrnehmbaren Backenbart umrahmt. Nach drei Tagen war das Geld bereits zu Ende. Den Rest gab Fritz noch der Kellnerin zur Rückreise. — Hungernd irrte der verblendete junge Mann in den Straßen herum. Endlich erinnerte er sich, daß ein Onkel von ihm hier wohne. Er suchte ihn auf und schilderte ihm seine Not, verschwieg aber seine Fehltritte und gestand nur, dem Vater mit etwas Geld durchgebrannt zu sein. Der Onkel telegraphierte sofort nach Hause, an seinen Schwager: „Fritz ist hier. Was thun?" Schon nach einer Stunde traf die Antwort ein: „Laß ihn laufen! Nie wieder unter die Augen!" Der nicht vermögende Onkel gab dem Durchgänger noch einen Thaler Zehrung. Dieser reichte bei dem Ver-

wohnten nicht weit. Fritz ging auf die Wanderschaft, und damit begann auch für ihn ein Leben des Elends.

---

4. Bild.

„Jetzt ist aber meine Geduld zu Ende mit Ihnen, Herr Zäumling. Heute kommen Sie nun wieder mit leeren Vertröstungen. Seit sechs Wochen reden Sie mir schon vor: Sie bekommen Arbeit, damit Sie auf meine Kosten zehren können. Sechzig Mark sind Sie mir schon schuldig geworden für Essen und für Miete. Wovon soll ich arme Frau denn die Miete bezahlen für das teure Quartier, wenn mir die Schlafburschen alles schuldig bleiben? Ich habe doch meine baren Auslagen. Jetzt machen Sie man, daß Sie raus kommen und Ihre paar Sachen, die Sie noch nicht versetzt haben, die bleiben hier; die sind so nicht viel wert. Ich gebe Ihnen keinen Tag Kredit mehr!" so eiferte die Witwe Schulze dem vierundvierzigjährigen Sattlergesellen Ludwig Zäumling zu, der ganz geknickt, in schlechtem Anzuge mit einem vergrämten Gesicht vor ihr stand und einen durchaus hoffnungslosen Eindruck machte. „Aber liebe Frau Schulze!" sagte er, „warten Sie's doch noch ab! Wenn Sie mich jetzt rausschmeißen, dann verlieren Sie doch auch ihre sechzig Mark. Wer weiß, ob ich nicht morgen schon Arbeit habe, dann kann ich alles wieder abzahlen; aber wenn ich erst auf der Straße liege, dann ist es freilich vorbei! Ich wohne nun schon seit drei Jahren bei Ihnen und habe Ihnen sonst immer pünktlich bezahlt. Ich habe auch nie eine so gemütliche Schlafstelle gehabt, wie bei Ihnen. Ich bin ja sonst immer in Arbeit gewesen und hätte meine Stelle auch behalten; aber seitdem unser Meister seinen größten Kunden verloren hatte, mußte er ein paar Gesellen entlassen, und da habe

ich auch dran glauben müssen. Versuchen Sie es doch noch, Frau Schulze!" —

Nicht ohne Bewegung hatte die resolute Frau den Mann angehört; aber sie war selbst zu arm, um länger Mitleid üben zu können, und ihr Entschluß stand fest.

„Nein, nein!" erwiderte sie daher. „Es geht nicht, Herr Zäumling. Ich hab' heute an einen anderen vermietet. Der zieht auf den Abend ein. Es geht nicht. Sie müssen raus!"

Traurig verließ Ludwig Zäumling die düstere Wohnung in dem engen Hofe der großen Mietskaserne, nicht wissend, wohin er sein Haupt legen sollte; denn er hatte wirklich kein Geld mehr.

---

5. Bild.

„Emil! Du bist ja ein ganz erbärmlicher Tagedieb! Alle Tage gehst du, wie du sagst, nach 'm „Lokalanzeiger" und nach's „Intelligenzblatt". Du thust, als wenn du Arbeit suchst, und wenn du abends nach Hause kommst, dann hast de wieder keene. Denkst du denn, ich oller Mann kann dich zeitlebens ernähren? Siehst de nicht die kleenen Jöhren, für die ich noch sorgen muß? Mach, daß du fortkommst!"

Der also angeredete, etwa siebzehnjährige junge Mann, mit blassem Gesicht, von schmächtiger Gestalt, verteidigte sich:

„Ich bin keen Tagedieb, Vater! Ich suche wirklich Arbeit. Aber du sollst man bloß nachmittags um Viere nach der Zimmerstraße kommen. Hunderte stehen da und lauern auf das Blatt. Und wenn de denn noch so rennst, du kommst doch zu spät. Du kannst mich doch nich rausschmeißen."

„Was kann ich nicht?" schrie der ältere Mann. „Uffmucken willst de noch!? Du Herumlungerer!"

„Aber, lieber Vater!“ wehrte der jetzt ängstlich werdende Sohn ab, „ich bin doch keen Herumlungerer. Ich suche doch Arbeit. Ach, wenn doch meine Mutter noch lebte!“

„Raus mit dir!“ rief nun der Vater in hellem Zorn.

Er konnte es nicht vertragen, daß ihm die größeren Kinder die zweite späte Heirat und den daraus erwachsenen Kindersegen vorwarfen. Diesen Vorwurf hörte er aber aus jeder Erinnerung an die verstorbene Gattin heraus.

„Du kommst mir nicht eher wieder, als bis du Arbeit hast!“

Emil zerdrückte eine Thräne im Auge, schämte sich aber gleich derselben und trug nun ein trotziges Wesen zur Schau. Er hatte seine letzte Stelle mit dem Leichtsinn der Jugend aufgegeben und war nun fast seit einem halben Jahre ohne Arbeit. Dem Vater war es kaum zu verdenken, wenn er mit seinen zehn Thalern Wochenlohn bei der starken Familie den großen Sohn nicht noch länger ernähren wollte, der in der Schule nicht besonders gut gelernt, der ihn nachher durch Trotz und Leichtsinn schon manchmal geärgert hatte. Daß der gute Kern in diesem Sohne durch den Mangel an Liebe seitens der Eltern verkümmern mußte, dessen war sich der Vater nicht bewußt; ebensowenig glaubte er jetzt grausam zu handeln. Vielmehr meinte er, daß die äußerste Not den Sohn zu besonderen Anstrengungen veranlassen und ihn anspornen würde, nun wirklich Arbeit zu suchen.

So stand denn Emil auf der Straße.

---

6. Bild.

„Junge! jeh! hol' mir noch eenen! Ick habe solchen Brand. Hier hast de eenen Jroschen. Meine Sorte weeßt de ja: Kümmel mit Rum!“

Es war in einer elenden, schmutzigen Stube, wo der fast nur in Lumpen gekleidete Vater zu seinem halbwüchsigen, etwa fünfzehnjährigen Sohn dies sagte. Auch der Junge hatte weder ganze Beinkleider, noch eine ganze Jacke an. Rudolf, so hieß er, ging und kam bald mit der halbgefüllten Schnapsflasche wieder:

„Da hast de, Vater; mehr is et nich!"

„Wat, det soll vor een'n Jroschen sin?" rief der Vater schmerzlich enttäuscht. „Det is ja man vor een'n Sechser. Du hast woll selber een'n jeblasen? Natierlich, det riecht man ja. Na warte, du Bengel! Dir werd ick det anstreichen!"

Der Junge entwich geschickt dem unsicheren Griff des Trunkenboldes und konzentrierte sich schleunigst rückwärts gegen die Thür. „Ick habe nischt jedrunken," sagte er in grobem Ton.

„Wat?" schrie der Vater, „beschwindeln dhust de mir ooch noch, du infame Kröte! Ick schlage dir doch jleich alle Knochen im Leibe kaput!"

Lauernd stand der Knabe zwischen Thür und Angel. Er war an die Mißhandlungen des Vaters gewöhnt; heut' wollte er sich aber nicht schlagen lassen. Der alte Mann konnte unterdes der Versuchung nicht widerstehen und nahm einen herzhaften Schluck aus der Flasche. In dem Gefühl der momentanen Sicherheit schrie Rudolf in die Stube:

„Freilich habe ick eenen jeblasen und det een ordentlichen!"

Wütend sprang der Alte auf ihn zu, um ihm ein paar Ohrfeigen zu geben. Aber weit schneller noch war der Junge auf den Flur entwischt und mit drei Sätzen die Treppe hinunter. Der Vater schrie ihm noch nach:

„Det de nich wieder unter meine Oojen kommst."

„Wo werd' ick denn?" sagte Rudolf und dachte: „Ick suche mir eene Schlafstelle, und heute Abend jehe ick ins Asyl."

---

7. Bild.

August Streich.

„Ne, Männeken, da kommen Se bei mich nich an. Ick bin een erfahrener alter Arbeiter. Denken Sie etwa, Sie haben so einen grünen Dorfjungen vor sich?"

Es war in einem Bauerngehöft, wo August Streich, ein Arbeiter von etwa 45 Jahren, dessen rotes Gesicht den Säufer verriet, dem Bauern Philipp gegenüber in dieser Weise auftrumpfte. Der Bauer hatte ihn zu Aushilfsarbeiten angenommen und soeben deren loddrige und träge Ausführung getadelt. Streich fuhr fort, seinem Unmut Luft zu machen: „Det Essen bei Ihnen paßt mir ooch nich. Ick will meinen Lohn haben; ick mag Ihren Fraß nich. Ick kriege noch fünf Mark."

Der Bauer Philipp sah, daß der Mann betrunken war. Er hatte schon wiederholt erfahren, daß man mit solchem Menschen nicht auskomme. Deshalb ging er auf das in so grober Form eingebrachte Entlassungsgesuch ein.

„Sie haben aber," sagte er, „nur noch drei Mark zu kriegen. Eine Mark haben Sie Vorschuß und eine Mark geht auf Marken drauf. Hier ist das Geld und Ihre Papiere. Nu aber raus! Vorwärts!" Schwankend verließ der Trunkenbold das Gehöft und wankte dem Wirtshause zu. In wenigen Stunden waren die drei Mark vertrunken, August mußte bei Mutter Grün schlafen, und am anderen Morgen rieb er sich im Straßengraben die Augen und wußte nicht, wie er dorthin gekommen war.

---

8. Bild.

Vier Lehrlinge waren in dem Kolonialwaren-, Schnittwaren- und Kurzwarengeschäft des Herrn Kaufmann Katz in Neustadt beschäftigt, die ab- und zuströmenden Kunden zu bedienen;

denn das Geschäft ging sehr gut. Herr Katz war ein angesehener Mann, Stadtverordneter und Vorsitzender des Bezirksvereins. Eines Tages rief er den ältesten seiner Lehrlinge, einen jungen Mann von neunzehn Jahren, in sein Privatcomptoir. „Konrad Braun," sagte er in väterlich wohlwollendem Tone zu ihm: „Sie haben in vierzehn Tagen ausgelernt. Ich bin mit Ihnen zufrieden gewesen, kann Sie aber nicht länger beschäftigen. — Aber mein Freund Mayer in Hannover will sich um Ihr weiteres Fortkommen bemühen. Er hat zwar selber keinen Platz für Sie, wie er mir schreibt, doch wird er Ihnen behilflich sein, eine Stelle zu erhalten."

Konrad Braun hatte zwar mit einiger Gemütsbewegung die Worte seines Lehrherrn vernommen. Die dunkel aufsteigende Sorge vor der ungewissen Zukunft gewann aber in dem jugendlichen Herzen keinen Raum und wurde durch die freudige Erwartung verscheucht, bald in andere Verhältnisse zu kommen und etwas Neues zu erleben. Er freute sich aus dem engen Rahmen seines bisherigen Lebens heraus auf die große Stadt, und seine Hoffnung wurde bald ohne äußere Veranlassung zur Zuversicht, daß es ihm nicht fehlen könne.

Nach vierzehn Tagen dampfte er ab. Er erfuhr, daß Herr Mayer ihm keine Stelle hatte verschaffen können. Auch seine und die Empfehlungen des Herrn Katz erwiesen sich insofern wertlos, als sie nicht zu einem Engagement führten.

Für die großen Geschäfte war Konrad noch zu unerfahren. Die Chefs sahen ein schlechtes Zeichen in seiner sofortigen Entlassung nach vollendeter Lehrzeit. Die kleinen Geschäfte hatten keinen Bedarf; sie arbeiteten selbst nur mit Lehrlingen. Konrads geringe Barschaft ging schnell zu Ende.

9. Bild.

„Es geht nicht länger so," sagte Meister Hammer, der Dorfschmied in Hoheneichen, zu seiner Frau. „Wir müssen den Gesellen entlassen. Eben sehe ich den Erlenbauer mit einem neuen Wagen und einem Pfluge aus Breslau zurückkommen. Die Bauern kaufen jetzt alles, was sie brauchen, in der Stadt. Mit den paar Reparaturen und dem bischen Beschlagen kann ich keinen Gesellen beschäftigen. Dabei haben ich und der Lehrjunge kaum genug zu thun. Ich muß den Gesellen gehen lassen, sonst komm' ich selber zurück."

„Du hast Recht," sagte die behäbige Frau Meisterin. „Der Gottlieb muß fort."

„Gottlieb!" rief der Meister in die Schmiede hinaus, wo die Funken sprühten und das Eisen klang. Der rußige, kräftige junge Gesell trat ein. „Hör' mal, Gottlieb! Ich habe keine Arbeit mehr für dich. Du mußt dein Felleisen packen."

„Wenn es nicht anders ist, Meister, dann gehe ich," erwiderte der Geselle mit einem gewissen Stolz, aber etwas gekränkt durch die plötzliche Kündigung.

„Wohin wirst du denn gehen?" fragte der Meister nicht ohne Teilnahme.

„Ich weiß noch nicht. Vielleicht nach Berlin!"

„Also nächsten Sonnabend?"

„Ja, nächsten Sonnabend!"

Gottlieb Fest ging auf die Wanderschaft.

---

10. Bild.

Eine schallende Ohrfeige fiel auf die rußgeschwärzte Backe des Lehrlings Max nieder. Die harte Hand des ersten Gesellen in der Schlosserwerkstatt des Herrn Eisenmann hatte sie aus-

geteilt, weil Max dem Gesellen, statt des verlangten Bittern, zum Frühstück Kümmel gebracht hatte. „Sie haben mich gar nischt zu schlagen!" heulte der fünfzehnjährige Junge. „Ich sag's dem Meister!" „Paß uff, du Dummlack! daß de nich gleich noch eene kriegst!" sagte der robuste, jetzt über seinen Kümmel erboste Geselle. Max Flemming, ein Waisenknabe, ohne Mutter, ohne Vater, ohne energischen Vormund, fand kein Gehör beim Meister, der es mit seinem besten Gesellen nicht verderben wollte.

„Das haben wir uns alle gefallen lassen müssen," sagte er. Erbittert kehrte der schutzlose Junge in die Werkstatt zurück. Die Gesellen pufften ihn, die Kameraden hetzten ihn, und als er wieder eine Ohrfeige wegen einer Kleinigkeit bekam, riß er aus. Ohne Papiere, ohne Anhang, ohne Fürsprecher, fand er keine andere Stelle; er war von Stund an obdachlos.

11. Bild.

„Mein Geld ist schon wieder alle. Weiß der Geier, wo's bleibt," sagte der Buchhalter Albert Lustig beim Kaufmann Friese zu sich selbst.

„Nun freilich, die Emma kostet was. Erst neulich eine Brosche für dreißig Mark, dann wieder einen Ring, dann das Bouquet zu ihrem Geburtstage. Aber das Mädel ist zu nied=lich, der kann ich nichts abschlagen, und sie schlägt mir ja auch nichts ab."

„Ist Herr Lustig zu sprechen?" fragte ein eintretender Bote.

„Der bin ich. Was wünschen Sie?"

„Ich habe hier eine Rechnung des Damenschneiders Flick über sechzig Mark für ein Kleid. Er läßt dringend um Zahlung bitten." Der Bote überreichte Rechnung und einen Brief, in dem energisch mit Klage gedroht wurde.

„Teures Mädchen!“ dachte Lustig. „Zur Klage darf ichs nicht kommen lassen.“ — „Hier ist das Geld,“ sagte er und händigte dem Boten den Betrag ein. Er hatte sich in diesem Augenblick zum erstenmal an der Kasse seines Herrn vergriffen, der ihm völlig vertraute. Durch geschickte Gruppierung der Zahlen und falsche Addierung wußte er die Unterschlagung zu verdecken. Er hoffte den Betrag wieder ersetzen zu können. Aber der ersten Unredlichkeit folgten mehrere; die Untreue kam endlich an den Tag. Die Entlassung war unvermeidlich; doch sah Herr Friese von einer Anklage ab. Wenig nützte dem Entlassenen diese Großmut; denn dem Buchhalter, dem das Prädikat „ehrlich und treu“ im Zeugnis nicht gewährt werden konnte, öffnete keine Firma wieder ihr Comptoir. Er sank tiefer und tiefer bis zur völligen Obdachlosigkeit.

---

12. Bild.

Vor der Strafkammer stand der ehemalige Oberkellner Reinhold Fein, angeklagt des Betruges gegen seine frühere Wirtin, die Vermieterin Frau Peinlich.

„Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung anzuführen?“ fragte der Präsident. „Erzählen Sie mal, wie alles gekommen ist.“

„Ich war,“ so erzählte Fein, „Oberkellner im Kolossalhôtel und hatte eine Einnahme von jährlich fünftausend Mark, als ich das möblirte Zimmer bei Frau Peinlich für monatlich fünfzig Mark mietete. Ich fühlte mich in meiner Stellung ganz sicher und hatte mir deshalb allerlei noble Ausgaben angewöhnt. Eines Tages geriet ich aber mit dem Direktor in Streit und bekam meine Entlassung. Anfangs hielten meine nicht sehr bedeutenden Ersparnisse noch vor. Ich hoffte von Tag zu Tag auf eine ähnliche Stelle und ließ keine Gelegenheit unversucht. Als mein

Geld aufgezehrt war, versetzte ich meine Wertsachen, dann verkaufte ich meine Pfandscheine und inzwischen borgte ich bei der Wirtin. Ehe ich es mir versah, war eine Rechnung von zweihundert Mark aufgelaufen, die ich nicht bezahlen konnte. Sie wollte mich hinauswerfen. Als ich ihr dann aber sagte: ich hätte eine Stelle in Aussicht, war sie zufrieden. Ich stand auch in Unterhandlungen mit einem Agenten; aber es wurde nichts daraus. Ich habe die ehrliche Absicht zu bezahlen und bitte um meine Freisprechung."

Der Gerichtshof kam indes um die Vorspiegelung falscher Thatsachen, die in der Behauptung lag, Fein habe Aussicht auf Stellung, während er keine solche Aussicht hatte, und um die Schädigung der Wirtin in gewinnsüchtiger Absicht nicht herum. Der bisher unbescholtene Oberkellner Fein wurde wegen Betruges zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. Nach der Entlassung stand er auf der Straße und wußte nicht, wohin.

Zweites Kapitel.

Auf der Landstraße.

Obwohl das Hauptaugenmerk der Leser dieses Buches auf die sozialen Zustände der heimatlosen Bevölkerung in Berlin gerichtet wird, müssen doch auch die fahrenden Leute im Reiche der Betrachtung unterzogen werden, die unter dem Zeichen „arme Reisende" den mildthätigen Almosenspendern in Stadt und Land unter die Augen treten und zugleich in historischem Anklange an frühere Zeiten in dem Sammelnamen „wandernde Handwerksburschen" einbegriffen sind. Die wirklichen Handwerksburschen bilden aber nur die kleine Minderzahl unter den Wanderern. Böhmische und polnische Arbeiter, Sachsengänger sind in der Mehrzahl, fahrendes Volk aller Art, dazwischen auch heruntergekommene Kaufleute, Studenten, selbst Gelehrte und ehemalige Offiziere fehlen nicht, und in sittlicher Beziehung giebt es alle Abstufungen, von dem unschuldigen Gemüt des jungen Gesellen bis zum tiefen Abgrund des abgefeimtesten Bösewichts. Man hat die Zahl dieser Wanderbettler auf zweihunderttausend geschätzt. Sicher ist, daß ihre Zahl an hunderttausend grenzt.

Die große Mehrzahl der wandernden Handwerksburschen ist ohne weiteres zu den Wanderbettlern zu rechnen; denn die

vermögenderen unter ihnen benützen heute meist die Eisenbahn. Die Wanderer sind nicht nur durch die Gleichartigkeit ihrer Lage miteinander gewissermaßen solidarisch verbunden, sondern sie fühlen sich auch eins durch eine Menge Sitten und Gebräuche. Sie besitzen fast eine eigene Sprache. Der Freiheitsdrang hat die meisten auf die Landstraße getrieben. Ihr Gleichheitsdrang äußert sich durch eine absolute Leugnung jedes Unterschiedes unter ihnen. Sie fühlen sich alle gleich: ob Schlosser oder Kaufleute, ob Maler oder Steinklopfer, ob gebildet oder ungebildet. Je abgeschlossener sie von den anderen Menschen sind, desto enger schließen sie sich untereinander zusammen, und desto unverständlicher ist ihr Jargon denen, die nicht gleich ihnen auf der Landstraße „walzen".

Zur schönen Sommerzeit schläft mancher „Kunde" gar nicht so ungern bei Mutter Grün. Im tiefen Walde wird von weichem Moos ein Lager bereitet. Von abgehauenen Zweigen wird eine Hütte gebaut. Am liebsten werden aber die Heu- und Strohmieten der Bauern, die Getreidepuppen auf dem Felde als Schlafstelle von dem Kunden benutzt, der sich ja längst entwöhnt hat, das Eigentum anderer zu achten. Mit Vorliebe und mit Vorsicht sucht er sich Mieten aus, die recht weit vom Dorf abliegen, um am Morgen nicht gar zu früh gestört zu werden.

Die gewohnheitsmäßigen Wanderer reisen fast immer in Gruppen. Gruppenweise suchen sie auch die Schlafstelle. Sie machen eine Höhlung in den unteren Teil der Mieten und liegen weich und warm beisammen. Leider stecken sie zuweilen aus Fahrlässigkeit und mitunter auch wohl aus Bosheit die Mieten in Brand. Es ist vorgekommen, daß so ein unvorsichtiger Raucher dabei mitverbrannt ist. Händeringend steht am Morgen der Bauer vor dem rauchenden Rest seines Eigentums, das auf dem Felde gegen Feuerschaden noch nicht versichert war.

Auch der Heuboden der Bauern wird mit und ohne Genehmigung des Besitzers vielfach als Schlafstelle benützt. Für fünf Pfennige macht sich's der Kunde im Heu so bequem wie möglich und schläft, bis hoch am Himmel die Sonne steht. Auch hier führt unvorsichtiges und frevelhaftes Gebaren der Gäste zuweilen ein Schadenfeuer herbei.

Wer den Schnaps, der auf den christlichen Herbergen nicht verschenkt wird, nicht entbehren kann oder will, geht nach den „wilden Pennen", deren Wirte so viel ausschenken, wie die Kunden zu zahlen vermögen, auch wenn diese sich schon im Rausche wälzen und vor Trunkenheit nicht mehr wissen, was sie thun. Die gewissenlosen Wirte verstehen es, die Leute bis auf den letzten Pfennig auszuplündern. Diese Pennen haben nach Einführung der Verpflegungsstationen sehr abgenommen. Um die „Moral" ihrer Gäste ist es sehr schlecht bestellt. Der Spiritus ist bei vielen der Punkt, um den sich alles dreht; der Fusel ist ihr Lebenselixier, für welches sie den letzten Groschen weggeben. Für ein Glas Schnaps verkauft mancher seine Seligkeit, verrät er Vater und Bruder. Die Begriffe, die manche Stromer mit der Zeit von Moral und Sittlichkeit sich gebildet haben, sind haarsträubend. Mit Hochgenuß erzählen sie sich gegenseitig ihre Schandthaten. Mit Hochachtung blicken sie auf den größten Spitzbuben unter ihnen, der die ehrlichen Leute am meisten brandschatzt. Daß sie sich auch gegenseitig bestehlen und betrügen, raufen und prügeln, ist demnach wohl begreiflich, steht aber unter der strengen Strafe der Lynchjustiz. Säufer unter achtzehn Jahren sind ja ziemlich selten. Aber auch die jungen Männer werden durch das schlechte Beispiel und die Unsitte des Zutrinkens bald zum Trunk verführt.

* * *

Im September des Jahres 189 . wanderte eines schönen Tages auf einer Landstraße ein junger Handwerksbursche mit gebräuntem bartlosem Gesicht seines Weges. Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand, den „Berliner“ (zusammengerolltes Bündel) auf dem Rücken, suchte er in der drückenden Mittagssonne den Schatten der Bäume an der Seite der Straße.

Vor ihm in der Ferne tauchte eine Gestalt aus dem Staube auf; ein dunkler Punkt zuerst, nach und nach wurden die Umrisse deutlicher. Ein anderer Wanderer kam ihm entgegen.

„Kennkunde!“ grüßt der jüngere Mann.

„Kennkunde!“ erwidert der andere und bietet dem Kameraden die Hand. Sie, die sich noch nie gesehen, vielleicht nie wieder sehen werden, sie fühlen und betragen sich als Brüder, die frei und gleich vor einander stehen.

„Wie weit ist der Weg nach Thal?“ frägt der Alte.

„Fünf Stunden!“

„Wie lange geht man nach der nächsten Verpflegung?“

„Eine Stunde!“

„Ist da zu schuften?“ (arbeiten).

„Steine klopfen!“

„Bleib’ mir vom Halse!“ wehrte der Ältere ab. „Wo ist die nächste wilde Penne?“

„In Lehmdorf, drei Stunden Fahrt!“

„Drei Stunden?“ sagt der Fragende erschreckt, „drei Stunden, das ist weit. Ich bin heut’ schon viel gewalzt. Aber,“ so fügt er entschlossen hinzu: „ich geh’ doch nach der Wilden. Da giebt’s ein’n guten Tropfen!“

„Wie weit ist’s nach der Verpflegung dorthin?“ fängt jetzt der jüngere an zu fragen.

„Du hast noch zwei Stunden. Geschuftet wird dort nicht viel, bloß für den Vater ein bissel kalfaktert.“

Die Kunden entfernten sich nach verschiedenen Richtungen.

Wilhelm Rundstab, denn das war der jüngere, setzte gemächlich seinen Weg fort, und als die Sonne ihm zu heiß schien, warf er sich an einer Biegung der Straße in den Schatten einer Eiche aufs Gras des Grabens, um ein halbes Stündchen zu schlummern. Seine Hoffnung, in Berlin oder anderswo Arbeit zu finden, hatte sich nicht bewährt. Er war daher weiter gewandert, um nach Aufzehrung seines Geldes nicht der Polizei in Berlin in die Hände zu fallen. Zum Fechten hatte er sich noch nicht entschließen können, wenn ihn auch der Hunger schon dazu verleiten wollte. Darum hatte er lieber das Entbehrlichste von seinen Sachen verkauft, und im übrigen arbeitete er sich auf den Verpflegungsstationen durchs Land. Er hatte von Berlin aus nach Hause geschrieben und gemeldet, daß er weiter wandere. Auch hatte er es an dem Ausdruck der Hoffnung: in den nächsten Tagen Arbeit zu finden, nicht fehlen lassen.

Vor vier Wochen hatte er seinen Meister verlassen. Wehmütig dachte er jetzt an die Fleischtöpfe Ägyptens zurück. Schon sah er etwas schäbig aus; denn auf der Walze wird das Zeug ganz anders strapaziert, als wenn man es immer acht Tage lang im Spind hängen hat, ehe man es wieder benützt. Vorsichtig legte Wilhelm seinen Berliner unter den Kopf, knöpfte den Rock fest zu und war eben im Begriff einzuschlafen, als laute Stimmen ihn weckten. Sie rührten von einem näher kommenden Trupp Wanderer her, namentlich von zweien darunter, einem älteren ruppigen Strolch, einem richtigen „Kommandoschieber“ (alter Vagabund, der in den Kreisen der Wanderer den Ton angiebt), und einem blutjungen Burschen, der übrigens auch herzbrechend verwahrlost aussah. Die anderen paßten zu den beiden, die nur in Lumpen gekleidet waren, und deren Gepäck bloß in dem derben Knotenstock bestand. Der etwa fünfundvierzigjährige

Alte und der kaum sechzehn Jahre zählende Bursche zankten sich lebhaft miteinander.

„Du infamichte Kröte solltest einem ollen erfahrenen Mann, wie icke, nich so dumm kommen!" sagte der Ältere. Es war August Streich, der dem Bauern so schnöde die Arbeit vor die Füße geworfen hatte.

„Ach wat! alt oder jung! Kunde is Kunde!" schrie mit kreischender Stimme im höchsten Diskant das Bürschchen, das dem von seinem Vater verjagten Rudolf Lohse auf ein Haar glich. „Du bist nischt Besseres als icke!"

„Sollte man dieser Jöhre nicht gleich die Eisbeene entzwee schlagen, daß er sich seine Knochen im Schnupptuch nach Hause tragen kann!" rief einer der Männer dazwischen.

Aber August Streich, der den „Unterricht" des Rudolf besonders übernommen zu haben schien und eine Art Protektorat über ihn ausübte, suchte den Streit als echter Stromer zu beschwichtigen. „Er muß heut' Abend een'n Wachtmeister (großes Glas Branntwein) geben; denn wollen wir uns wieder verdragen!" sagte er.

Rudolf sah, daß er nicht ungerupft davon kam, und sagte zu, obwohl er noch nicht wußte, woher er das Geld für den verlangten Schnaps nehmen sollte. Die Gruppe war inzwischen bei Wilhelm Rundstab angelangt, der seinerseits die Begegnung gern vermieden hätte. Doch ersah er keine Gelegenheit, unbemerkt zu entwischen.

„Kennkunde!" ertönte wieder der Gruß und Gegengruß. Die Gesellschaft warf sich neben Wilhelm in den Schatten.

„Was bist du für ein Landsmann?" fragte Streich.

„Ein Schlesier!" antwortete Rundstab.

„Was hast du für eine Religion?" (Handwerk).

„Rumtreiber!“ (Böttcher) lautete prompt die Erwiderung in der bereits etwas erlernten Kundensprache.

„Und du?“ fragte Wilhelm zurück.

„Ick bin Turmspitzenvergolder! Der Kleene hier ist mein Lehrjunge.“

„Wat du dir einbild'st!“ warf der Junge ein. „Ick bin selbständiger Klinkenputzer!“ Die Kunden lachten.

„Wo willst du heute Abend noch hin, Rumtreiber?“ fragte Streich den Wilhelm.

„Ich will nach der Verpflegung in Berg; ich muß machen, daß ich um sieben noch dort bin!“

„Da hast du noch lange Zeit!“ sagte August.

An dem lebhaften sich nun entwickelnden Gespräch nahm Wilhelm fast gar nicht teil, aber er hörte so viel Neues, daß er darüber die Zeit und sein Vorhaben eine Weile vergaß.

Man verabredete dann, die nächsten Kaffs (Dörfer) abzukloppen (abzubetteln). Streich spielte sich als Kommandeur auf. „Du gehst da rechts in die einzelnen Häuser!“ sagte er zu Rudolf. „Ick will links an die olle Schmeichelwinde (Kirche) gehen.“ Den einen schickte er in das hintere, den anderen in das vordere Ende des Dorfes.

„Nu Rumtreiber! wo willst du denn hin?“ wendet er sich zuletzt noch an Wilhelm.

„Ach, ich muß machen, daß ich noch bis um sieben in der nächsten Verpflegung in Berg bin.“

„Ach wat! da kommst du heut' nich mehr hin. Du kannst mitkommen.“ Wilhelm sah mit Schrecken, daß es schon ziemlich spät war. Er wagte nicht zu widersprechen, noch den moralischen Ekel vor dem Stromer zu zeigen, vor dem er sich fürchtete. Er ging mit und dachte unterwegs darüber nach, wie er die Gesellschaft „versetzen“ (heimlich verlassen) könnte. Während nun

Streich im Dorf, hinkend und tief gebückt, so daß er auf einmal das Aussehen eines Sechzigjährigen hatte, in die Häuser ging, machte sich Wilhelm heimlich davon. Er war aber noch nicht weit gekommen, als ihm einer der Kunden entgegentrat. Es war Fritz Ring, der, bereits vollständig verstrolcht, sich in der Gesellschaft befand.

„Na Kunde, du willst dich wohl drücken. Komm man, wir bleiben heute beisammen. Hier kannst de eenen Hieb nehmen." Damit reichte ihm Fritz die wohlgefüllte Schnapsflasche. Wieder wagte Wilhelm keinen Widerspruch. Die Kunden kamen dann vor dem Dorfe zusammen. Streich hatte die größte Einnahme gehabt. Ein alter Mann hatte ihn mit Kaffee und Butterbrot bewirtet und ihm noch einen Groschen geschenkt. Auch der Gutsbesitzer hatte ihm etwas gegeben. Außer verschiedenen Butterbroten besaß er ein großes und ein kleines Stück Wurst vom Schlächter und fast eine Mark in Kupfer- und Nickelmünzen.

„Ick hatte von wegen mein lahmes Bein keene Arbeit nich kriegen können, un det glooben die dummen Kaffern!" so erzählte er grinsend und zog die „Pulle" heraus, um „eenen hinter die Binde zu gießen." „Da nimm ooch eenen!" bot er väterlich dem Wilhelm die Flasche, der nur zum Schein daran nippte.

Der Rudolf hatte sich auch ein paar Groschen zusammengebettelt. Er berichtete: „Ick habe den Kaffern erzählt: Ick wäre eben aus dem Krankenhause entlassen. Beim Bäcker hab' ick eene Semmel gekriegt, und zwei hab' ick „gefunden"."

Wilhelm fiel seine Lage jetzt schwer aufs Herz. Auf der Verpflegung würde er jetzt nicht mehr aufgenommen, sondern als Landstreicher der Polizei überwiesen werden, wenn er um Nachtlager bat. Mit der Polizei wollte er aber nichts zu thun haben, nachdem ihn schon wiederholt die Beamten sehr grob behandelt hatten. Geld hatte er nicht. Zwar besaß er noch seine Uhr,

ein Konfirmationsgeschenk seines verstorbenen Vaters. Er trug sie aber vorsichtshalber in einer inneren Tasche; denn er durfte sie den anderen nicht zeigen. Auch seine Papiere hatte er sorgfältig verwahrt. So besaß er eben nichts, was er hätte verkaufen können, und wer sollte es ihm auch abnehmen? Die Kunden hatten nur Pfennige. Betteln wollte er nicht. Wovon sollte er sich sättigen? Das Weinen war ihm näher als das Lachen. Mit einemmal war er, er wußte selbst nicht wie, in die böse Gesellschaft geraten, und vergebens suchte er von ihr loszukommen. Es dämmerte schon stark, und die nächste Stadt mit der Verpflegung war wohl noch eine Stunde weit.

„Ach, wo soll ich nu schlafen? Wo soll ich was zu essen kriegen?“ jammerte er.

„Fange hier nicht an zu flennen, Rumtreiber! Wärst du mit fechten gegangen, denn hätt'st du wat zu präpeln!“ schrie ihn Streich an.

„Weeßt de wat!“ sagte Fritz Ring, der ihm einiges Wohlwollen bewies und ihm eine gewisse Freundschaft zeigte: „Wir gehen da drüben uff det Feld und schlafen in der Getreidemiete. Det is eene janz famose Schlafstelle.“

Die Gesellschaft zog querfeldein, wußte die vom Felde kommenden Arbeiter geschickt zu meiden und verlor sich dann zwischen den verschiedenen, auf Feld und Wiesen stehenden Getreide- und Heumieten. In der Nähe war ein Rübenfeld. Die meisten Kunden zogen einige der weißen Rüben heraus, um sie zu essen. Auch Wilhelm konnte nicht widerstehen. Der Hunger zwang ihn, und als er sah, daß kein anderer Mensch in der Nähe war, biß er herzhaft in die Rübe und nahm sich kaum Zeit, sie zu schälen. Der größte Hunger wurde so gestillt. August gab ihm auch noch ein Stück erbettelten Brotes auf Kredit.

„Wenn du auch schmal machen (betteln) wirst, da kannst du mir een'n Fünfer dafür abgeben," sagte er.

Fritz suchte eine recht große Strohpyramide aus, machte ein Loch unten hinein, groß genug für zwei Mann, und lud Wilhelm ein, dies Bett mit ihm zu teilen.

In der Abendkühle und Abendstille bereiteten sich die Strolche hier ein ziemlich weiches und warmes Lager. Entdeckung hatten sie kaum zu fürchten; denn die Stelle war weit ab vom Wege, und auch das nächste Dorf lag ziemlich entfernt. Um sich zu wärmen, legte man sich recht dicht aneinander. August war mit Rudolf etwas abseits gegangen und bereitete sich mit ihm zusammen ein ähnliches Lager. Am anderen Morgen erwachte Wilhelm nach unruhigem Schlaf mit halb erstarrten Gliedern; denn es war empfindlich kühl geworden. Im Osten fing der Himmel an, sich zu hellen; es war mindestens noch eine Stunde bis Sonnenaufgang. Auch Fritz Ring erwachte, und bald hatten die Kunden sich alle zusammengefunden, schüttelten sich das Stroh aus Haaren und Kleidern, trippelten hin und her und schlugen die Arme kreuzweis über der Brust zusammen, um sich zu erwärmen. Ans Waschen dachte niemand; es fehlte auch an Wasser. Die meisten hielten auch das Kämmen für einen unnötigen Luxus; doch holten Bruno, ein junger Schneider, und Wilhelm ihre Taschenkämme heraus, um, so gut es ging, Toilette zu machen. August nahm statt dessen noch einen Hieb aus seiner Flasche, und einige andere folgten seinem Beispiel.

Wilhelm wurde nun noch mehr als gestern vom Hunger gepeinigt. Er zitterte vor Frost an allen Gliedern, und das ganze Elend seiner Lage kam ihm wieder zum Bewußtsein.

„Du bist een Schafskopp! Rumtreiber!" sagte August herzutretend. „Da sieh' dir den Stichler (Schneider) an, der is juter

Dinge.“ In der That sang der junge Schneider Bruno mit gedämpfter Stimme: „Ein freies Leben führen wir ꝛc.“

„Mache mal ein Loch in die Erde hierher!“ kommandierte Streich. „Und du Fritz, hole een bisken Holz und thu’ Reisig ’nein. Ick jeh’ und buddele da drüben uff dem Kartoffelfelde een Frühstück für uns raus!“

Bald loderte ein lustiges Feuer; eine reichliche Anzahl Kartoffeln lag auf den Kohlen, um zu rösten. Die Kunden saßen um die Flamme, wärmten ihre erstarrten Glieder und ließen sich die Erdäpfel schmecken, als diese gar waren; sie hatten etwas Salz dazu. Mancher nahm auch noch den Rest aus seiner Flasche oder ein Stück erbettelten Speckes als Würze und Zukost. Noch ehe die Sonne aufging, rüstete man zum Aufbruch, denn jetzt waren wieder die Bauern und Arbeiter zu fürchten, die zur Arbeit zurückkehren würden. Der Morgenwind erhob sich und blies die Funken des verglimmenden Feuers weit umher. Noch ehe der Schaar die Mieten außer Sehweite waren, ging eine davon in Flammen auf.

„Nu wird’s aber schlimm,“ meinte August.

„Nu heeßt et, die Beene uff den Buckel nehmen!“

„Verstecken wir uns doch in den Wald dort!“ sagte Rudolf.

„Damit sie uns desto sicherer finden, Schafskopp! Nee! wir müssen bloß schnell nach der Straße kommen, da kann uns keener mehr ansehen, daß w i r’s waren.“ Die Strolche und mit ihnen Wilhelm rannten nun querfeldein, um die Straße zu gewinnen. Noch ehe sie dieselbe erreichten, kamen ihnen jedoch einige Bauern mit ihren Knechten entgegen, die, durch den Rauch aufmerksam gemacht und ergrimmt über die Zerstörung ihres Eigentums, nun Rache üben und die Übelthäter greifen wollten. Leider waren sie zu schwerfällig, so daß ihnen die schnellfüßigen Reisenden bei der Verfolgung entkamen. Auch Wilhelm war tüchtig mitgelaufen.

Sobald die Kunden in Sicherheit waren, ergriff August wieder das Wort: „Jetzt wird die Geschichte sengerich. Ick drücke mir ins Mecklenburgische."

„Ick jehe nach Sachsen!" „ich nach Thüringen!" „ich nach Berlin!" so rief es durcheinander.

„Vorläufig bleiben wir aber noch beisammen," sagte Karl Lange, ein kräftiger, soldatisch aussehender Mann, der ein gesetzteres Wesen hatte und einen weniger verkommenen Eindruck machte, sondern im Gegenteil trotz der schäbigen Kleidung noch etwas vertrauenerweckend aussah. Er hielt sich reserviert; doch schien er der Klügste zu sein. „Ick weeß hier," meinte er, „einen sicheren Seitenweg, da macht uns die Polente (Polizei) keene Schwierigkeiten. Da is es nich heiß." Die Gesellschaft stimmte zu, und man schlug den Weg durch den mit dichtem Unterholz bestandenen Wald ein. Anfangs beobachtete man noch einige Vorsicht; als aber etwa eine Meile zwischen dem Nachtquartier und den Kunden lag, wurde man wieder lebhafter. Die einen zankten sich, die anderen sangen Wander-, Trink- und Zotenlieder, noch andere ergingen sich in Kundenwitzen und in Gesprächen. Die Sonne stieg höher und schien so warm, als ob es noch August wäre. Der Wald war bald durchschritten. Zwischen Stoppeln und Rübenfeldern und Wiesen schlängelte sich der Weg.

„Da is wieder so'n olles Kaff" (Dorf), meinte Streich. „Ick habe aber keene Lust, uff de Fahrt zu steigen. Ick habe vor heute noch genug." Auch mehrere der anderen, die noch von gestern her einige Groschen hatten, verzichteten im Hinblick auf die Nähe der verbrannten Miete aufs Fechten, um sich nicht der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen. Wilhelm vermutete in dem großen Fabrikgebäude eine Brennerei oder Zuckerfabrik und hoffte dort Arbeit zu finden. Der Hunger quälte ihn, und dann war es auch der Ekel vor seiner Gesellschaft, der ihn mit veranlaßte,

der Einladung des Fritz Folge zu leisten, mit ihm auf die Fahrt zu steigen und das „Kaff abzukloppen", d. h. in dem Dorfe zu betteln.

Die beiden gingen ins Dorf, und Fritz, der nicht ganz ohne Eigennutz sich zum Koller (zum Kollegen oder Führer) des „Grünen" aufwarf, unterrichtete ihn unterwegs, wie er es machen sollte.

„Du bist noch in Schaale (gute Kleidung); wenn de zu so eenen Kaffer oder seiner Frau kommst, da sagst de bloß „ein armer Reisender!" Dabei machst de een Gesicht, als wenn de neun Tage Regenwetter in eene Stunde zusammengedrängt hätt'st. Bei de Weiber darfst du uff die erschte Abweisung nich abgehen. Da mußt de noch eenmal sagen, daß de Hunger hast."

Schweren Herzens ging nun Wilhelm ins Dorf. Fritz hatte ihm die linke Hälfte des Dorfes zugewiesen. Auf dieser Seite lag auch die Fabrik. Zuerst wandte unser Wilhelm Rundstab sich dahin. Es war eine Brennerei. Mächtige Fässer lagerten zu Hunderten auf dem weiten Hofe, und wie Musik klang dem Arbeitlosen das melodische „Bum bum" aus der Böttcherwerkstatt ins Ohr. Wilhelm trat ein, brachte seinen Handwerksgruß an und fragte nach Arbeit. Fünf Gesellen sah er beschäftigt. Der Werkmeister musterte ihn von oben bis unten.

„Wo haben Sie zuletzt gearbeitet?"

„In Goldberg!"

„Wie lange sind Sie auf der Walze?"

„Vier Wochen!"

„Haben Sie schon in einer Großböttcherei gearbeitet?"

„Nein!"

„Dann kann ich Sie nicht gebrauchen, Sie scheinen mir ohnehin zu schwach zu der schweren Arbeit zu sein. Sonst könnte ich einen brauchen."

Wilhelm wußte, daß keine Einrede etwas helfen würde. Er sah sich bittend im Kreise um; der Hunger peinigte ihn. Da griff der Werkmeister in die Tasche; auch die Gesellen legten zusammen.

„Hier haben Sie das Geschenk.“ Es waren dreißig Pfennige. Hätte Wilhelm nicht das Gefühl der getäuschten Hoffnung wegen der Arbeit gehabt, er würde die kleine Summe froher und dankbarer in Empfang genommen haben. So aber ergriff ihn das Gefühl der Mutlosigkeit noch mehr als zuvor. „Ohne Fechten wird es doch nicht abgehen,“ dachte er, und so wollte er gleich hier den Anfang machen; auch, um dem Fritz nicht sagen zu müssen: er habe nicht gefochten, um dem Hohn und Spott der Kunden zu entgehen. Er fing bereits an, sich mit ihnen solidarisch zu fühlen und sich vor ihnen zu schämen. Die Kunden halten auf absolute Gleichheit unter sich. Wer sich auf einen auch nur wenig höheren sittlichen Standpunkt stellt als sie, den stechen sie so lange mit ihrem Spott, bis er ihren Kreis meidet oder ganz zu ihnen herabsinkt. Die anständigen Handwerksburschen suchen das erstere zu thun; aber bei andauernder Arbeitlosigkeit können sie die Solidarität des Vagabundentums nicht leicht entbehren. Die glücklicheren Menschen rechnen sie ohne weiteres zu den Strolchen und verabscheuen sie. Schnell stumpft sich das Ehrgefühl an entehrender Behandlung ab, die Willenskraft erlahmt den dauernden Mißerfolgen gegenüber, und der scheinbar Ausgestoßene gesellt sich zuletzt mit Folgerichtigkeit zu den wirklich und mit Recht Ausgestoßenen. Schließlich scheint es ihm auch so, als ob unter den Kunden allein noch Freundschaft und Hilfe und eine Art Achtung für den mittellosen Wanderer zu finden wäre.

Blutrot vor Scham pochte Wilhelm an die erste Thür. „Ein armer Reisender!“ Mit bitterer Miene reichte ihm eine

alte Frau einen Pfennig. Noch viel bitterer war das Gefühl, mit dem Wilhelm dieses erste kärgliche Almosen in Empfang nahm. Mehrere andere Leute schlugen die Thür vor ihm zu und schalten ihn; das erbitterte ihn noch mehr. Ein junges Mädchen aber ging in die Küche und schnitt dem Wanderer ein Stück Brot. Herzhaft biß Wilhelm hinein, und da die Bauerntochter sah, daß der junge Mensch wirklich Hunger hatte, reichte sie ihm noch einen Topf Milch. Wilhelm bedankte sich sehr. Er war nun erquickt. An einigen Thüren hatte er ebenfalls Glück; als ihm aber dann einmal gesagt wurde: „Schämen Sie sich! Ein junger, starker Mensch und bettelt? Gehen Sie doch in die Verpflegungsstation!" da verlor er den Mut wieder und ging zum Dorfe hinaus. Immerhin war er jetzt im Besitz von fünfzig Pfennigen, und damit konnte er sich einen neuen Verpflegungsschein kaufen. Er brauchte nun nicht mehr mit den Kunden zu walzen. Den alten Verpflegungsschein zu benützen, verbot ihm die Vorsicht und die strenge Ordnung der Stationen; denn er hatte eine Nacht überschlagen und war deshalb im Verdacht, gefochten zu haben. Die Stationen sind eben nicht dazu da, denen, die den Tag über fechten, dieses Gewerbe zu erleichtern, und halten deshalb darauf, daß der die Verpflegung in Anspruch nehmende Wanderer die vorgeschriebene Ordnung einhält und über seinen Verbleib Nachweis führt.

Etwa fünfhundert Schritte hinter dem letzten Hause empfing den Wilhelm zu seinem Schrecken das Hallo der Kunden, denen er schon entronnen zu sein glaubte. —

Fritz kloppte unterdes die wohlhabendere Hälfte des Dorfes ab, die er sich weislich ausgesucht. Hier stand die Mühle; hier war der Bäcker, der Schlächter, der Pastor und die reichen Bauern. Begleiten wir ihn eine Viertelstunde.

„Guten Tag, Mutterken!" redete er freundlich die Hausfrau

an. „Habt Ihr nich ein bischen Essen oder ein bischen Arbeit für mich? Ich habe den ganzen Tag noch keenen warmen Löffel im Leibe gehabt.“

Die treuherzige Weise des Gauners sichert ihm ein wohlwollendes Entgegenkommen. Die Frau hat reichlich für die Leute auf dem Felde gekocht. Sie giebt dem Wanderer eine Portion Kartoffeln mit Buttermilch. Er verzehrt es mit Behagen und nimmt mit Dank das gewährte Zweipfennigstück in Empfang.

„Guten Tag! Herr Riedel!“ begrüßt er nebenan den Kleinbesitzer, dessen Namen er auf dem Schilde vorn am Garten gelesen.

„Kennen Sie mich?“ fragt der verwundert.

„Nein, Herr Riedel! aber ich bin in großer Not. Ich habe seit einem Vierteljahr keine Arbeit. Meine junge Frau ist ganz schwach. Ich habe seit drei Tagen noch keinen warmen Löffel im Munde gehabt.“

Herr Riedel sagte etwas von „Gesindel“ und „herumtreiben“.

„Ach ja, Herr Riedel! Das ist sehr schlimm. Diese Strolche lungern überall herum; aber ich bin wirklich ein ehrlicher Mann. Ich kann Ihnen meine Papiere zeigen.“

Riedel wehrt ab; er hat keine Zeit, sich die Papiere anzusehen. „Hier ist noch ein Rest Sauerkohl mit Erbsen!“ ruft die Frau heraus.

Fritz nimmt das Essen in Empfang. „Schönen Dank!“ und zu den Kartoffeln und der Buttermilch verdrückt er noch das reichliche Gericht Erbsen. Er kommt vor einen Bäckerladen. Auf dem Ladentisch liegen allerlei Backwaaren. Hinten im Kasten warten noch einige Semmeln des Verkaufs. Der Meister ist im Laden. Mit einem Blick hat Fritz die Sachlage begriffen. Er läßt seinen Stock draußen, um beide Hände frei zu haben, und tritt ein. „Für drei Pfennige eine Semmel!“ verlangt er im

demütigsten Tone. Der Meister dreht sich um nach der Semmel. Im Nu hat Fritz mit beiden Händen zugegriffen, und in jede der tiefen Seitentaschen seines verlumpten schmutzigen Jacketts verschwindet je eine Schnecke. Als der Meister sich wieder wendet, steht der Kunde ganz harmlos da; er bezahlt seine drei Pfennige und geht ruhig davon. In der Mühle kriegte er fünf Pfennige. Auch zum Pfarrer kam Fritz und traf ihn zu Hause. Die Nachbardörfer waren evangelisch, wie er bemerkt hatte; hier aber zeigte das Marienbild, daß man sich in einem katholischen Dorfe befand. Fritz beeilte sich daher, sich als Glaubensgenosse vorzustellen. „Gelobt sei Jesus Christus!" redete er den Geistlichen an und neigte sich, ihm die Hand zu küssen. „In Ewigkeit, Amen!" antwortete dieser und fragte nach seinem Begehr.

„Ich suche Arbeit!" sagte Fritz treuherzig, „kann aber in dieser protestantischen Gegend keine finden. Ich will deshalb auch nach Bayern wandern." — Der Pfarrer gab dem Gauner gerührt ein Fünfzigpfennigstück. Bald hatte Fritz genug Geld und verschiedene „Fettigkeiten" (Wurst und Speck 2c.) beisammen, und noch vor Wilhelm war er bei der sauberen Gesellschaft angelangt. Er teilte mit einigen gegen geringe Bezahlung seine Vorräte. Nahrungsmittel geben sich die Kunden nur gegen Bezahlung oder auf Kredit; es sei denn, daß sich eine besondere Freundschaft zwischen zweien entsponnen hat, oder daß andere eigennützige Absichten eintreten. Die im Wirtshause frisch gefüllte Flasche kreiste. Wilhelm mußte den für das Stück Brot heut früh an August Streich versprochenen Fünfer herausrücken, und Rudolf ging ins Dorf zurück, um die Flasche aufs neue füllen zu lassen.

Drittes Kapitel.

In der Verpflegungsstation.

(Die vom Pastor D. v. Bodelschwingh-Bielefeld mit Hilfe zahlreicher edeldenkender und opferwilliger Männer ins Leben gerufene Organisation zur Bekämpfung der Wanderbettelei umfaßt jetzt 1957 Verpflegungsstationen im Deutschen Reiche und diese kosten jährlich etwa 1½ Millionen Mark. Die Zahl der Stationen ist in der Weise vermehrt worden, daß die Wanderer nach je vier bis sechs Wegstunden ein wohlgeordnetes genügendes Unterkommen finden. Sind sie mittellos, so ist ihnen die Stationsstraße eine ganz genau vorgeschriebene Etappenstraße; jedes Abweichen von ihr wird mit Entziehung der Verpflegung bestraft.

Die Wandersleute finden gegen Abend auf der Station Aufnahme, erhalten Abendbrot, Nachtquartier, Frühstück und Mittagbrot gegen Leistung entsprechender Arbeit, und setzen am Nachmittage die Wanderung fort, um die nächste Station zu erreichen. Die Stationsverpflegung soll so reichlich sein, daß der Wandergast, welcher die Stationsarbeit zu verrichten und den Weg von einer Station zur andern zurückzulegen hat, vollständig gesättigt und bei Kräften erhalten, desgleichen den ganzen Tag hindurch davor bewahrt und davon abgehalten wird, sich Speise

und Trank zu erbetteln. Dem Bedürfnis der Gesundheitspflege und Körpererhaltung in Berücksichtigung des Tagespensums muß auch die Lagerstatt und die Ausstattung des Aufenthaltsraumes entsprechen. Bei alledem soll aber nur das wirklich Notwendige gewährt werden, damit dem Wandergast die Rückkehr in eine feste Arbeitsstelle stets als das bessere Loos und als das erstrebenswerte Ziel gegenüber seinem Aufenthalte auf den Stationen erscheint.)

Diese Bestimmungen sind den offiziellen Mitteilungen und Berichten der Vorstände und Leiter entnommen. — Aus Kundenkreisen aber stammen die folgenden Bilder.

Obwohl die Wanderer „offiziell" alle Arbeit suchen, so arbeiten doch die meisten von ihnen nicht gern, und selbst die besseren sind trotz der Not, in der sie sich befinden, oft wählerisch in der Annahme von Arbeit. Am wenigsten gern wird auf den Verpflegungsstationen gearbeitet. Eine solche „Bude", auf der „geschuftet" werden muß, wird gemieden, so viel es irgend möglich ist. Lieber geht man durch dick und dünn meilenweit, um nur nicht zu arbeiten. Ist aber der Besuch der Station unvermeidlich, so ist dann womöglich der rechte Arm „verstaucht", der Fuß „verrenkt", oder irgend eine andere „Krankheit" hindert den Kunden an der Arbeit. Viele Stationen können auch die Arbeitskraft ihrer Besucher nicht ausnutzen, weil es ihnen an Arbeit fehlt; und dort genießen die Gäste volle Verpflegung ohne die geringste Gegenleistung. Soweit der Kunde kein ehrlicher, armer Handwerksbursche, sondern ein richtiger Fechtbruder ist, könnte er wohl alle Tage, wenn er ein paar „Kaffs" (Dörfer) „abgekloppt" hat, in einer Herberge ein Bett für 20—30 Pf. nehmen; denn soviel und mehr wirft das Fechten und Betteln fast überall ab. Aber er zieht es vor, das Erbettelte in Schnaps anzulegen, und so behält er für sein Nachtlager nicht genug übrig.

Er läßt sich allenfalls für fünf bis zehn Pfennige ein Strohlager auf dem Fußboden der Gaststube, in der Scheune, oder im Stall bereiten. Oder er macht „Bankarbeit", d. h. er schläft auf der harten Bank. Auf vielen Herbergen und Stationen giebt es selbst im kältesten Winter kein Bett für die, die es nicht bezahlen können. Angekleidet, höchstens ihres Rockes entledigt, den sie zum Zudecken benützen, und ihrer Stiefel (Trittchen), die ihnen als Kopfkissen dienen, frieren sie jämmerlich und strecken die müden Glieder auf das harte Holz. Das gleiche Schicksal trifft diejenigen, die nicht „rein", d. h. die mit Ungeziefer behaftet sind. In fast allen Herbergen werden die Gäste auf Ungeziefer untersucht. An vielen Orten werden Unreine nicht angenommen; an anderen dürfen die Betten nur von solchen Wanderern benützt werden, die sich sämtlicher Kleider und Unterkleider entledigt haben. Vollkommen nackt müssen sich die Wanderer ins Bett legen und haben zum Zudecken oft nur eine, mitunter zwei wollene Decken. Darüber sind sie sehr empört. Sie sagen: „Draußen fünfzehn Grad Franzose (d. h. fünfzehn Grad Kälte nach Reaumur) und ohne Hemd im kalten Schlafsaal liegen; das ist zu arg." Am anderen Morgen bekommen sie die Hemden wieder, sind froh, die „Tortur" überstanden zu haben, und verwünschen den „Boos" (Vater). Der Gebrauch, das Hemd beim Schlafengehen auszuziehen, ist indes nicht immer auf einen Zwang seitens des Herbergsvaters, sondern manchmal auch auf die Vorsicht der Kunden zurückzuführen, die kein Ungeziefer bekommen wollen. Um so ungehaltener sind sie über die Sparsamkeit des Wirtes beim Heizen.

* * *

Wir hatten unsere Bekannten auf der Landstraße verlassen, kurz hinter dem Dorf, in welchem Wilhelm Rundstab zum erstenmal gefochten hatte.

Wilhelm, der immerfort daran dachte, wie er von der Gesellschaft loskäme, fragte nun: „Wißt ihr nich, wo hier die nächste Verpflegung is?“ Fritz erwiderte: „In Walde! Es ist aber noch drei Stunden weit; es liegt an der Bahn.“ — Nach einer kurzen Pause versuchte Fritz den Wilhelm von dem Aufsuchen der Verpflegung abzubringen.

„Die Stationen werden,“ so sagte er, „von uns nicht jerne uffjesucht. Über die Brüder, die noch Jeld haben und doch in die Stationen jehen, kann ick mir nich jenug wundern. Alle Dage werden solche Dumme erwischt, die noch viel Kies haben, und die werden dann sogar wegen versuchten Betruges rausgeschmissen oder uff die Polizei geschickt. Wegen det bisken Verpflegung machen die Leute da aber einen Trasch, der jroßartig is; da wird man am janzen Leibe untersucht, was man bei sich hat, und die Pulle, die man doch so nötig braucht, wird eenem ohne weiteres wechjenommen. Auf der Polizei wird uns der Verpflegungsstempel uffgedrückt, det heeßt, nich uns, sondern unseren Papieren, und da sieht denn so eine Flebbe (Legitimationspapier) aus wie Lehmann seine Markensammlung. Aus Oldenburg und Königsberg, aus Braunschweig und Böhmen, aus Bayern und Sachsen sind Stempel drin, und wenn eener sich det Ding jenau ansieht, dann kann er sehen, wie so'n Kunde jahrelang jelebt, wo er jeschlafen und beinah' ooch, wat er jejessen hat. Det er nich oft jearbeit't hat, sieht man aber ooch. Früher mußte man den janzen Sonntag uff so eener Verpflegung bleiben; jetzt kann man am Sonntagnachmittag weiter wandern, ohne erst arbeiten zu müssen. Meistens giebt's die Verpflegung uff der Heimat. Da werden wir extra gesperrt, daß wir mit den Reisenden, die wat bezahlen, nicht zusammenkommen. Die sollen nämlich anständiger sin, und dabei fechten sie sich das Schlafgeld ooch zusammen. Das is aber nicht überall so. Die meisten

Verpflegungsgäste sind Lohndrücker, Böhmaken und Pollaken.“ Fritz holte erschöpft nach der langen Rede Atem.

„Laß mir man mit euren elendigen Verpflegungen zufrieden,“ warf August dazwischen. „Was giebt's denn da anderes, als Reichskäfer (Wanzen)? Mit diesen Buden bereichert sich bloß die Polizei, oder so'n olles Kaff. Erschtens kriegen sie die Unmasse Geld, das überall von den Leuten für die Verpflegung geschenkt wird, weil ihnen Bodelschwingh etwas vorgemacht hat, dann kriegen sie noch unsere schwere Arbeet und unsern saueren Schweiß, und wat wir dafür kriegen, is reene jarnischt!“

Ein älterer Mann aus der Gesellschaft, der Sattler Zäumling aus Berlin, der gleich den anderen recht abgerissen aussah, und dessen Nase von dem vielfach genossenen Schnaps bereits in einer sanften Röte glänzte, stimmte zu: „Da hast de recht. War ich da nahe bei Havelberg in so'ner Verpflegung; ein Tischler hat se. Wißt Ihr, was es zum Mittag gab? Stinkende Kartoffeln, und zum Abendbrot dasselbe und fauligen Hering! Am Montag früh mußten wir für den Vater Holz sägen, und dann aufs Feld, Dung zu schmeißen. Ich, als ehrlicher Sattler, mußte Dung fahren! Der Schulze wollte uns auch haben. Der Vater gab uns aber nicht ab. Das Nachtlager hatten wir im Stall auf nassem Stroh gehabt, und wie ich das eene mal uffwache, da war das Stroh lebendig und eene Ratte lief mich über die Beene.“

Allgemeines Gelächter folgte dieser Rede, und ein junger Kaufmann, Konrad Braun aus Neustadt, ergriff das Wort. Obwohl er auch schon sehr heruntergekommen aussah, unterschied er sich von den anderen dadurch, daß er noch einen Gipsverband (weißen Kragen) trug, wenn dieser auch nur aus Gummi und schon ziemlich abgenützt und schmutzig war. „Ach, du übertreibst es ja, Kunde! Manchmal ist die Verpflegung ooch ganz gut. Ich hab' es fast überall recht anständig gefunden. Ich hab' immer

noch einen Bleier (10 Pf.) zugezahlt und im Bett geschlafen. Von dem bißken Arbeit wirst du wohl ooch nicht gestorben sein!“

„Nee, denn säße ich nich hier,“ sagte Zäumling. Konrad ließ sich durch das darüber ausbrechende Gelächter nicht stören, sondern meinte einlenkend: „Geniert is es freilich, wenn man so truppweise durch die Straßen marschieren und den Leuten den Dreck nachfegen muß. In Rathenow sollte ich mal vor der Kirche fegen. Ich hab' mich einfach geweigert. Sie haben mich trotzdem auch verpflegt.“

Da ließ sich wieder Fritz Ring hören: „Mit de Betten is es in die Verpflegungen grade so, wie mit de Kartoffeln. Se toogen alle beede nischt. Ick sollte eenmal Kartoffeln schälen. Det ick man welche geschält habe! In eenen jlühenden Ofen is es ooch kühler, als in de Wanzennester, die se Betten nennen.“

Wilhelm, der sich eine Weile still verhalten hatte, wagte nun auch ein Wort: „Ich kann das nun gar nicht finden. Wenn man nichts hat, dann muß man mit dem zufrieden sein, was man kriegt. Ich gehe noch immer lieber auf die Verpflegung als auf die Fahrt. Kriegen thu' ich da auch nichts und da schützt mich die Verpflegung vor dem Hunger.“

August wurde nun erbost: „Ach wat! Die Verpflegung is bloß 'ne Polizeifalle. Du sollst aber immerzu unter das scharfe Auge der Gerechtigkeit mit'n langen Arm stehen. Wenn du eene von den Stationen überschlägst und kloppst mal nebenbei so'n erbärmliches Kaff ab, dann fehlt dir gleich eene Zinke (Stempel) in der Flebbe (Legitimation). Du gehst verschütt (wirst verhaftet) und steigst womöglich auf die Schenigelswinde (Arbeitshaus). Die eenzige Verpflegung, die ick noch mitnehme, das ist die in den wilden Herbergen, wo een anständiger Mensch doch noch wat Warmes in'n Leib kriegt und eene inwendige Spirituseinreibung vor seine Gesundheit vornehmen kann. Die

Verpflegungen sind bloß vor de jungen Schnösels, vor de Äffchen, vor de Muttersöhnchens jut, die mit ihrer nassen Näse in die Welt rinkieken und die ersch von uns gescheidt gemacht werden müssen, dat sie ihr Durchkommen finden. — Nee, ick jehe lieber uff eene Schnapsherberge." August hatte dabei einen giftigen Blick auf Wilhelm geworfen. Die Gesellschaft lachte und Wilhelm wurde rot. Er wollte etwas erwidern, aber das Geschwätz des redseligen August war nicht so leicht zu unterbrechen: „Der Wirt von so'ne Verpflegung soll uns ja keenen Soroff (Schnaps) verkoofen; aber so hartherzig jejen Jeld is er selten." Konrad Braun, der noch nicht ganz verdorben war, warf ein: „Ich denke noch immer an Wittenberge, wo es Braten und Suppe zu Mittag gab. Dort sind sie aber auch froh, wenn man wieder draußen is; sie schenken uns deshalb gerne die Arbeit," worauf der Sattler Zäumling aus Berlin bekräftigte: „Janz jemeen is es aber im Braunschweigischen, wo die dicknäsigen Bauern uns wie die Pest betrachten. Dort mußten wir im Krug ganz still in der Ecke sitzen und durften uns nich rühren."

Wilhelm hatte sich unterdes beruhigt und bemerkte, um auch etwas Zustimmendes zu sagen: „In Kyritz habe ich mal erlebt, daß ein junger Katzoff (Schlächter) Verpflegung nahm. Bei der Visitation fanden sie 161 Mark bares Geld bei ihm. Er ging natürlich verschütt!" worauf Konrad erwiderte: „War auch ganz in der Ordnung. Wer genug Geld hat, mag bezahlen. Wenn wir nur die vielen Pollaken und Böhmaken nicht hier hätten, dann wär's besser."

„Da hätten wir vieles nich," warf Fritz dazwischen, „und ooch nich die Verpflegung. Die hat schon ville Schaden gestiftet. Jeht man jetzt seinem ehrlichen Jewerbe nach, putzt Klinken und fordert dat Mitleid der Menschen heraus, da heeßt et: „Ach nee! Wir zahlen ja an die Verpflegung; da jehen Se man hin, da

kriegen Se allens.“ Wat wir da ooch kriegen! Jetzt müssen wir uns das Anschnauzen uff der Polizei und die villen Zinken in der Flebbe gefallen lassen. Ja, ja, et war früher doch besser in der juten alten Zeit!“

Als nun ein blutjunges Bürschchen, der Schneider Bruno Bügel, der ebenfalls mit der Gesellschaft gekommen war, aber noch ziemlich gut aussah, offen eingestand: „Ich bin noch nie auf der Verpflegung gewesen. Wie is es denn da?“ erntete er zwar ein höhnisches Lachen und spöttische Bemerkungen; aber der junge Kaufmann war doch bereit, ihn zu belehren: „Wenn du in eene Stadt kommst und hast kein Geld und kannst nicht auf die Herberge jehen und bezahlen, dann jehst du direkt auf das Rathaus. Dort lauert schon ein ganzer Haufen und wart't, bis es sechse schlägt; das heißt nachmittags. Wer nach sieben kommt, kriegt keene Verpflegung mehr. Um sechse ruft jemand aus dem Hause: „Die Vagabunden sollen reinkommen!“ Statt, daß die Brüder sich schämen sollten, lacht die verkommene Bande noch drüber. Für das bißken Essen lassen sie sich alles gefallen!“

Wilhelm versetzte: „Was wollen se denn machen?“

Der Kaufmann fuhr fort: „Entweder jeht's dann rein ins Bureau oder man bleibt uff'm Flur. Im Bureau haben sie uns nicht gern. Et juckt sie schon, wenn sie uns sehen. Nu werden die Papiere durchgesehen. Wer schon sechs Wochen außer Arbeit ist und keinen polizeilich abgestempelten Bemühungsschein hat, der wird, weil er „arbeit- und mittellos“ ist, wie sie's uns bei Gericht immer so schön vorlesen, als der „Landstreicherei“ verdächtig eingesteckt und kriegt sechs Wochen oder weniger Haft. Hat er aber das Vergnügen schon öfter gehabt, so spaziert er ins Arbeitshaus.“

August Streich machte eine wütende Gebärde und brummte: „Da brauchen se immer Menschen zu de niederträchtige Feldarbeit.“

Ein anderer Kunde, der alte Karl, erwiderte darauf: „Das ist nicht so schlimm!“ und bekam mit einem giftigen Blick die Antwort: „Na du bist der erste, der det sagt!“

Konrad Braun erzählte weiter: „Wer aber die Papiere in Ordnung hat, der kriegt einen Zettel. Da steht drauf: „Abendverpflegung, Nachtquartier“ u. s. w. Mit dem gehst du nach der Herberge. Denn in Städten ist die Verpflegung jetzt meistens auf der Heimat. Den Zettel giebst du dem Vater ab und kriegst dafür Pellkartoffeln und Hering.“

„Satt wirscht de davon nich,“ mischte sich August wieder ein, „aber du kannst ooch nicht verhungern. Wenn de noch eenen in der Pulle hast, da mußt de ihn janz heimlich nehmen, sonst fliegst de raus. Dann kommt dat Beten und dann jeht's in die Klappe. Hast du noch eenen Bleier, dann kannst de ins Bett, hast de keenen mehr, legst du dich in'n Stall uffs Stroh, oder uff'n blanken Fußboden, oder de machst Bankarbeit, oder du polierst die Tischplatte in der Gaststube. Schlafen wirscht de nich ville. Früh giebts Kaffee und eene Schrippe und denn jeht jleich das verf ..... Schuften wieder los. Hast de zwee, drei, vier Stunden lang Straßen gefegt oder Kartoffeln geschält, oder Holz gehackt, dann jehst de wieder uffs Rathaus, holst dir deine Flebbe mit dem neuen Zinken und jehst wieder uff die Walze!“

Fritz bemerkte: „Der Vater soll mit der Verpflegung noch een janz jutes Geschäft machen,“ und August gab aus seinen Erfahrungen noch mehr zum besten: „Die wilden Pennen sind ganz wütend auf die Heimaten.“

Konrad ergänzte: „Die verderben ihnen das ganze Geschäft. Die Pennwirte reden den Reisenden deshalb alles Mögliche von den Polizeispitzeln auf den Heimaten vor, damit sie nicht zur Konkurrenz gehen. Ich glaube, daß die wilden Wirte doch mehr

verdient haben," worauf August einwarf: „Jetzt sind sie aber schon fast alle dot jemacht von de Heimaten."

Karl gab auch wieder seinen Senf dazu: „Ja! Ja! Ick weeß verschiedene wilde Herbergen in den kleinen Städten, die eingegangen sind, weil man dort eine Heimat uffgemacht hatte."

Endlich behielt August Streich das letzte Wort: „Ja, es is sehr schade! Wat war dat doch vor 'een lustiges Leben uff so eener Penne. So een Wirt pumpte eenen ooch mal eenen Großen."

„Aber kein Nachtquartier!" warf Fritz dazwischen.

Streich fuhr fort: „Nee, det that er nich! Bloß Schnaps. Na, man war ihm ja sicher. Aber jetzt steht die Welt nich mehr lange. Du, Stichler (Schneider), du hast heut' ville gelernt. Du giebst heut' noch eene Lage Soroff."

„Es is recht heiß heut'!" sagte Fritz endlich gähnend, und klopfte auf seinen vollen Bauch.

„Ick bin immer für Reenlichkeit gewesen. Wie wär's, wenn wir uns baden thäten?" meinte Zäumling. Der Vorschlag wurde angenommen. Man ging etwa tausend Schritt stromabwärts, bis einiges Weidengebüsch vor Wind und Blicken Schutz gewährte. Das Wasser war klar und seicht, der Grund reiner Sand, die Sonne meinte es gut. Schnell waren die meisten Kunden ihrer Lumpen entledigt. Bruno wollte nicht baden. Wilhelm zog es auch vor, sich nur das Gesicht zu waschen, denn er wollte das Geheimnis des Besitzes einer Uhr nicht verraten. Er, der in geordneten Verhältnissen unter sittlichenden Einflüssen Erzogene, erschrak über die rohen Reden und Gebärden der Badenden und dachte wieder darüber nach, wie er von den Kunden loskäme. Während sich diese nun im Wasser tummelten und sich gegenseitig bespritzten, fragte er den Schneider leise: „Willst du nicht auch von der Bande weg?" „Gewiß!" sagte dieser, „ich weiß aber nich, wie ich's machen soll."

„Hast du noch Asche?“ (Geld)

„Noch fünf Bleier!“ (Groschen)

„Weißt du was, dort drüben geht die Eisenbahn. Die Station dahinten kann höchstens eine Viertelstunde weit sein. Die nackenden Kerle können uns nicht nachlaufen. Machen wir, daß wir fortkommen, und fahren wir!“

Bruno Bügel, der Schneider, war es zufrieden. Die beiden hingen sich schnell ihre „Berliner“ um, nahmen ihren „Stenz“ (Stock) und riefen den Zurückbleibenden zu: „Wir gehen zusammen weiter. Bleibt hübsch gesund! Kunden!“ August schrie dem Bruno noch nach: „Du bist uns aber noch eine Lage Soroff schuldig!“ Fritz wollte ihnen nachspringen, mußte aber sein Vorhaben aufgeben; denn die beiden waren schon zu weit fort, als daß er, entblößt wie er war, nachlaufen konnte.

„Ich bin sehr froh, von der Bande los zu sein,“ begann Wilhelm das Gespräch.

„Ich auch!“ sagte Bruno, „ich bin schon drei Tage mit ihnen getippelt.“

„Wie lange bist du schon auf der Walze?“

„Fünf Wochen! 's ist die höchste Eisenbahn, daß ich Arbeit kriege. Jetzt im Herbst geht es ja bei uns wieder los.“

„Es is auf den Verpflegungen nicht so schlimm, wie die Stromer sagen,“ meinte Wilhelm. „In Altdorf haben wir's sehr gut gehabt. Abends gab's Bratkartoffeln mit Bauernwurst, früh Kaffee und Milchbrot, dann, nach zwei Stunden Arbeit, zwei belegte Schnitten und zu Mittag Sauerkohl, Kartoffeln und Speck.“

„Das is doch besser als dieser elende Soroff und das harte Brot der Kunden,“ versetzte Bruno.

Die Eisenbahnstation war bald erreicht, und glücklicherweise kam auch gerade ein Zug mit vierter Klasse, der nach Walde

fuhr. Die Karte kostete fünfzehn Pfennige. Noch vor zwölf Uhr erreichten die beiden die Verpflegungsstation Walde.

„Ich möchte mir gern einen Wanderschein kaufen," redete Wilhelm den Hausvater an, „und mein Freund hier auch!"

„Wohin habt ihr denn den alten Wanderschein gethan, ihr Kunden?"

„Ich hab' noch keinen gehabt," sagte Bruno. Wilhelm schwieg erschrocken.

„Da bummelt das faule Pack hier herum und spekuliert auf die Mildthätigkeit. Warum arbeitet ihr denn nicht, ihr Stromer?"

„Ich möchte gern arbeiten. Ich finde nichts," sagte Wilhelm.

„Das is alles Schwindel! Ihr wollt bloß nich arbeiten! Na kommt nur rin. Ich will euch das schon zeigen. Gebt die Flebben her!" Wilhelm gab sie.

„So, so! Vier Wochen unterwegs. Und Sie, zeigen Sie auch her!" — Auch Bruno gab seine Papiere ab.

„Die Legitimationen nehme ich an mich. Hier ist der Holzstall. Nu hackt mal ordentlich Holz!"

Die beiden waren aber hungrig. Sie hatten auf ein Mittagessen gerechnet. Dem polternden Hausvater gegenüber mochte Wilhelm nichts sagen. Bruno war dreister. „Vater," sagte er, „wir haben noch nicht Mittag gegessen!"

„Hier ist die Verpflegungsordnung!" schrie sie der Hausvater an. „Nachmittags wird gewandert. Das Mittagessen giebt es da, wo das Nachtquartier war."

„Aber ich habe solchen Hunger!" seufzte Wilhelm. „Geld hab' ich nicht mehr; die letzten 25 Pf. hab' ich vorhin für den Wanderschein bezahlt!"

„Dann könnt Ihr ja noch weiter wandern. Wenn ihr euch dazu haltet, kommt ihr noch bis sechs Uhr nach Hausen,

wo die nächste Station ist. Da bin ich euch los und ihr könnt machen, was ihr wollt."

„Komm! wir gehen dann lieber dorthin!" forderte Bruno seinen Kameraden auf, und dieser, sich beinahe ärgernd, daß er sein letztes Geld für den Wanderschein ausgegeben hatte, folgte dem Rate. So nahmen die beiden ihre Papiere zurück, verließen den unfreundlichen Hausvater und wandten sich nach der genannten Station. Aber der Hunger drängte. Wilhelm dachte schon daran, seine Uhr zu versetzen. Doch kannte er seinen Kameraden noch nicht genug, um ihm zu trauen, und andererseits wollte er ihn nicht verlassen, weil ein gemeinsames Wandern immer angenehmer ist, als ein einsames. Er sprach auf den Rat Brunos in einem Gasthause um Mittagessen an. Bruno selbst stieg auch auf die Fahrt. In einer Stunde wollte man sich am letzten Hause der Stadt treffen. Es glückte Wilhelm nicht im ersten, auch nicht im zweiten Wirtshause; aber im dritten wurden ihm ein paar, von den Gästen übrig gelassene Reste verabreicht. Wie bescheiden wird der Mensch in der Not! Wilhelm bedankte sich recht herzlich für diese Wohlthat. Bruno brachte noch ein paar Semmeln mit, die er mit seinem Kameraden teilte, und unterwegs wurden noch etliche weiße Rüben einem Felde entnommen. So war der Hunger wieder gestillt.

Als die Wanderer nach tüchtigem Marsch in Hausen ankamen, schlug es sechs Uhr. Nach erfolgter Meldung auf dem Polizeiamte, nach scharfem Examen: warum sie erst heut einen Wanderschein gelöst und dann weiter gewandert waren, und nach eingehender Prüfung der Papiere wurden sie der Verpflegungsstation überwiesen. Der Vater nahm sie freundlich auf.

„Na! ihr habt wohl rechten Hunger, Kinder? Kommt, setzt euch hier in die Gaststube. Das Abendbrot ist gleich da!"

Es kam, bestand aber bloß in einer Schüssel dünner Mehlsuppe und einem Stück trockenen Brotes.

„Du, davon wird man ja nich satt und nich hungrig!" brummte Bruno seinem Freunde zu. „Es ist doch besser als betteln," sagte Wilhelm. „Man muß es eben nehmen, wie's kommt. Ein andermal ist's wieder besser."

In der Abendandacht las der Hausvater das Kapitel vom verlorenen Sohn. Wilhelm ging es tief zu Herzen. Er kam sich wie ein verlorener Sohn vor, obwohl er sein Gut noch nicht gerade mit Prassen umgebracht hatte. Immerhin hatte er sein Reisegeld sehr schnell ausgegeben. Wehmütig dachte er der liebevollen Ermahnungen seiner frommen Mutter, der väterlichen Freundlichkeit des Herrn Vollrath und der blauen, unschuldigen Augen der kleinen Lisbeth, die ihn in der Abschiedsstunde so vorwurfsvoll angeblickt hatten.

Die Stationsgäste wurden zum Schlafen in einen Raum gewiesen, dessen Boden dünn mit Stroh bedeckt war. Jeder einzelne erhielt eine wollene Decke. Mit einem freundlichen „Gute Nacht!" verließ der Hausvater den Schlafsaal.

Wilhelm tröstete sich über die mangelhafte, harte und kühle Schlafstätte. „Immer noch besser als draußen in der Strohmiete und in der Angst vor Entdeckung." Bruno brummte und schimpfte. Wilhelm, noch voll der Eindrücke von der Abendandacht, sagte: „Ach, wenn man doch auch zurück könnte zum Vater! aber ich habe keinen Vater mehr und meine Mutter ist arm." „Ich hab' überhaupt nie einen Vater gehabt," antwortete Bruno.

„Da ist dir's wohl recht schlecht gegangen?"

„Meine Mutter hielt mich von frühester Kindheit zum Betteln an. Sie zog mich so wild auf, wie ein Heidenkind.

Nie habe ich was von Religion gehört, bis ich zu meinem größten Ärger in die Schule kam."

„Wie ist es denn weiter gewesen?" fragte Wilhelm teilnehmend.

„Mit zehn Jahren wurde ich wegen dummer Streiche ins Rettungshaus gebracht. Da lernte ich die Zuchtrute erst recht kennen. Sie haben mich dort gehalten wie einen Kettenhund. Dann lernte ich Schmied, erfror mir dabei die Füße und mußte deshalb Schneider werden. Als ich vor einem Jahre nach einem zehnjährigen Zwangsleben Geselle wurde, war ich sehr froh und dachte: nun könnte ich ein freies, herrliches Leben führen. Ich machte alle Vergnügungen mit, geriet in Schulden, dachte aber nicht ans Bezahlen, und als es zu toll wurde und ich sogar die Arbeitszeit versäumte, mußte ich meine Stelle aufgeben. Was anderes fand ich nicht, und so bin ich nun auf der Walze. Aber froh bin ich nicht; eine Heimat hab' ich nicht und kein Mensch kümmert sich um mich. Ich glaube auch an keinen Gott; denn wie könnte der soviel Unrecht dulden, wenn er da wäre!"

„Einen Gott muß es doch geben," sagte Wilhelm, „sonst müßten wir verzweifeln."

„Ach laß mich in Ruh'; ich will schlummern!" schloß Bruno das Gespräch.

Fast eben so sehr wie in der vorigen Nacht in der Miete fror Wilhelm auch in dieser Nacht, und war froh, als es Morgen geworden war. Der Kaffee schmeckte ihm vorzüglich, aber die eine Semmel dazu war gar zu wenig. Er wurde nicht satt. Auf einem Holzplatz mußten die Stationsgäste, etwa zehn an der Zahl, nun Holz hacken, um sich wenigstens zum Teil Obdach und Verpflegung zu verdienen. — Nach dem Mittagessen wanderten die beiden weiter.

Eine Zeitlang hielten sich nun Wilhelm und Bruno in der

Ordnung der Verpflegungsstationen. Sie wanderten über einen beträchtlichen Teil Deutschlands, wenn sie auch bei vier- bis fünfstündiger Wanderzeit alle Tage nur zwei bis drei Meilen vorwärts kamen. Sie fanden die verschiedensten Stationen, schlechte und gute, saubere und schmutzige, freundliche Hausväter und barsche, reichliche und magere Verpflegung, leichte und schwere Stationsarbeit, oft auch gar keine Arbeit. Das letztere war beiden ganz recht; denn einem gelernten Handwerker in Deutschland kommt es sehr schwer an, andere als seine Handwerksarbeit zu verrichten. Es ist ihm gegen den Korpsgeist, der trotz aller Gleichmachung den Handwerksstand heute noch nicht ganz verlassen hat. Aber Arbeit in seinem Beruf oder auch nur vorübergehend bei einem Bauer fand keiner der beiden Wanderer, die trotz der großen Verschiedenheit ihrer Erziehung und ihrer Anlagen doch gegenseitig gute Kameradschaft hielten.

Viertes Kapitel.

In der Penne.

In den Weidengebüschen am Ufer des Flusses, in dem sich die Stromer gebadet hatten, hingen die gewaschenen Hemden zum Trocknen; und die jugendlichen, abgemagerten, gebräunten, zum Teil von häßlichen Ausschlägen entstellten Leiber lagerten an der Sonne im warmen Sande. Es war so schwül wie selten im September. Im Westen stand eine schwarze Wolkenwand.

„Det hätte ick den jrünen Jungen jarnich zujetraut," sagte August Streich im Hinblick auf die beiden Entflohenen, Wilhelm und Bruno.

„Die kommen uns noch," meinte Zäumling. Während des Aufenthalts plünderte man das benachbarte Rübenfeld, um den Hunger zu stillen, und etliche gingen auch nach dem Dorfe „Klinken putzen" (betteln). Sie kamen mit gefüllten Schnapsflaschen und nicht unbedeutender Beute zurück und verkündigten (verkauften) einiges von ihren eßbaren Schätzen an die Zurückgebliebenen. Nachdem man Mahlzeit gehalten, zeigte die Sonne nach ihrem Stande ungefähr die zweite Nachmittagstunde, und

die Schar schickte sich an, nach einer nicht allzu weit abgelegenen Penne in Haberstädt zu tippeln. Unterwegs erhob sich ein heftiger Wind. Ein schweres Gewitter zog herauf und brach gerade los, als die Stromer die gesuchte Herberge erreichten. Das Fremdenzimmer lag an der Hofseite des niedrigen, die Spuren des Verfalls zeigenden Hauses. Die Fenster und Thüren schlossen nicht; sie ließen dem Winde freien Eintritt und die dumpfige Luft des Zimmers hinaus.

Hinter dem Ladentisch stand der Vizeboos. Mit biederem Händedruck wurde er begrüßt. „Zwei Wachtmeister!" (großen Schnaps) bestellte August Streich bei ihm sofort nach dem Eintritt. Der „Vizeboos", der Stellvertreter des Wirtes, ist für den Fremden in der Penne die wichtigste Persönlichkeit. Mit ihm kommt er am meisten in Berührung — in angenehme und unliebsame —; von ihm wird er aufgenommen, bedient, zu Bett gebracht, und wenn's not thut, hinausgeworfen. Der Vizeboos kontrolliert die Papiere des Reisenden, macht die Eintragungen ins Fremdenbuch und sorgt überhaupt für Ordnung. Daneben steht er auch dem Ausschank auf eigene Rechnung vor. Vom Penneboos, dem Eigentümer der Herberge, entnimmt er seinen Bedarf an Schnaps und Bier. Der Besitzer kauft den Liter sogenannten „Korn" für 30 bis 33 Pfg. Der Vizeboos entnimmt von ihm den Liter mit 70 Pfg. Daraus macht er zehn „Wachtmeister" zu 10 Pfg. oder zwanzig „Kleine" zu 5 Pfg. oder vier „Rittmeister" zu 30 Pfg. Er hat also noch einen guten Verdienst daran.

Inzwischen hat sich die Herberge gefüllt. Jüngere und ältere Handwerksburschen und Stromer sind eingetreten. Erstere mit, letztere meist ohne „Berliner" (das die Habseligkeiten der Reisenden enthaltende, meist in schwarze Wachsleinwand geschnürte längliche Bündel). Die „Flammer" (Schmiede) und andere

nehmen auch statt der Wachsleinwand ihre Lederschürze zum Einpacken.

Ein anständig aussehender Handwerksbursche trat an den Vizeboos heran: „Ich bin Tischler. Wissen Sie keine Arbeit für mich?“ „Arbeit is nich!“ erwidert der Gefragte. „Giebt es kein Geschenk in der Stadt?“ „Geschenk giebt's hier nich mehr, das ist abgeschafft.“

August, der den Vizeboos schon zu kennen schien, fragte ihn im Flüsterton, wo denn gute „Winden“ (Bettelstellen) seien. Der Vizeboos, ein kräftiger, großer Mann mit Blatternarben im Gesicht und kurz geschorenem Haupthaar, gab ihm nun gute Ratschläge. Es seien einige Leute in der Stadt, die sehr gut steckten. Er nannte ihm die Adressen. — Dem Vizeboos sind die frechsten Bettler und verkommensten Vagabunden die liebsten Kunden; denn sie vergeuden das mitgebrachte erbettelte Geld am schnellsten.

„Du kannst links am Mühlenberg auf die Fahrt steigen!“ sagte er zu August, „dort wird am besten gestochen. Nimm dich aber vor den Rotkehlchen (Polizisten) in acht und vor dem Deckel (Gendarm); der patroulliert allerdings auf der anderen Seite, kann aber auch mal da drüben sein.“ In ähnlicher Weise „belehrte“ der Vizeboos auch die anderen Stromer. Das Gewitter war vorüber; doch rieselte noch der Regen herab, und es schien, als wollte er nicht sobald wieder aufhören. Die Schar flog aus, und nach einiger Zeit kehrten fast alle reich mit Beute beladen zurück. August hatte besonders viele Winden gestochen. Fritz Ring hatte sich heute aufs Kleiderbetteln verlegt. Er brachte ein paar alte Weitchen (Hosen) mit, zwei paar Trittchen (Stiefel), eine ziemlich geflickte Staude (Hemd) und sogar einen alten Übermann (Überzieher). Man staunte in den Kundenkreisen über diesen Reichtum, und ein Spezial (Brauer) erklärte rundweg: Ring müsse wohl seine Sachen „geklaut“ (gestohlen) haben. Ein Katzoff (Schlächter),

Max Schwarz, der schon vorher betteln gegangen war, kam auch wieder. Er hatte eine große Menge „Fettigkeiten“ mitgebracht. Aus seinen weiten Taschen kamen zwei Enden Leberwurst und ein ziemlich großes Stück Blutwurst heraus; außerdem besaß er noch einige andere Wurst- und Schinkenreste. Den Übermann Fritzens kaufte der Vizeboos sofort für fünfzehn Bleier. Die Staude fand einen Abnehmer für zwanzig Pfennige; vierzig Pfennige brachte das eine Paar Trittchen, das andere Paar hatte Fritz Ring angezogen; denn seine alten Stiefel waren schon gar zu sehr zerrissen. — Die Kleidungsstücke werden zu Spottpreisen verschleudert, und das Angebot ist regelmäßig stärker als die Nachfrage. Bedarf ist zwar immer vorhanden, aber die einen haben kein Geld, und die anderen „müssen“ es für Branntwein ausgeben.

Manche Fechtbrüder brachten nur einige Groschen von der „Fahrt“ mit. Es waren vielleicht gerade die Bedürftigsten, die den „Rummel“ noch nicht so verstehen. Andere hatten einen reicheren Ertrag, als wenn sie gearbeitet hätten, und das waren die Verkommensten. Ein alter dreiundsiebzigjähriger Spitzflammer (Nagelschmied), der längst Aufnahme in ein Armenhaus gefunden hätte, wenn er das Vagabundenleben mit seiner ungezügelten Freiheit und den Schnapsgenuß nicht vorzöge, kam nach angestrengtem Marsch völlig durchnäßt in die Herberge. Er hatte kein Geld; aber der Vizeboos borgte ihm einige „Wachtmeister“. Dann ging unser Spitzflammer auf die Fahrt, und nach einer Stunde kam er mit einer Mark Geld und einer Menge Nahrungsmittel zurück.

Nachdem alles andere erledigt ist, alle Sachen „verkündigt“ oder verzehrt sind, wird das Saufgelage, das bis dahin nur so nebenher lief, den Strolchen zum Selbstzweck. Die meisten von ihnen sind ins Elend gekommen durch den einen Umstand: sie

können kein Geld in der Tasche leiden, und eben dieselbe Eigenschaft ist auch die Ursache der Fortdauer ihres Fluchs.

„Kommt!" rief der alte Nagelschmied Fangeisen, der sich alsbald zu August Streich und Genossen gesellt hatte, einigen jungen Handwerksburschen zu: „ick jebe eene Auflage. Ihr könnt mal mitsaufen." Die jungen Burschen, die zusammen an einem Tische saßen und eben „Feldhühner" (Pellkartoffeln) mit Butter gegessen hatten, sahen sich an, und einer von ihnen war schnell mit der Zusage bereit. Obwohl die anderen nur widerwillig folgten, fanden sie doch keinen triftigen Grund zur Weigerung. Ehe sie es sich versahen, waren sie mitten im Saufgelage drin; denn der einen Auflage des Spitzflammers folgte bald eine zweite von August Streich. Rudolf Lohse, der Sechzehnjährige, „schmiß" eine dritte Runde. Das erbettelte und erschwindelte Geld brennt diesen Leuten förmlich in der Tasche. Aber auch bei den in die Versuchung hineingezogenen unverdorbenen Burschen beginnt nach dem dritten Glase die Widerstandsfähigkeit zu schwinden. Die „Ehre" ist engagiert. Man will sich nicht lumpen lassen. „Noch eine Auflage!" schrie Gottlieb Fest, ein junger Schmied, der noch nicht lange auf der Wanderschaft sich befand. „Das ist recht, Flammer!" sagte Zäumling. „Thu' du ooch wat for't allJemeene Beste." Die Unterhaltung bewegte sich in Spitzbubengeschichten. Streich erzählte in seinem Rausch, wie er die dummen Kaffern heut betrogen habe. Mancher der jungen Leute blickte infolgedessen mit einer Art scheuer Ehrfurcht zu ihm auf.

„Det is'n schlauer Bruder! Der versteht sein Handwerk!" sagte Fritz Ring, „aber ich kann euch ooch wat davon erzählen. Wir sind ooch nich von jestern!" Und nun kam es auch heraus, wie er zu dem Reichtum an noch guten Kleidungsstücken gekommen war. Einige hatte er erbettelt, die anderen gestohlen. „Neulich hab' ick eenen dollen Feetz gehabt," erzählte Fritz. „Als ick

nämlich in een so'n olles Kaff kam, looft eene Herde Jänse vor mich her. Een kleener Jänsejunge war dabei. Ick, nich faul, erwische die eene Jans, drücke ihr den Hals zu und mache, det ick fortkomme. Der kleene Junge hatte dicke zu thun, det er die andern Jänse zusammen hielt, und dann hatte er noch Angst vor mir. Andere Leute waren nich in die Nähe. Ick riß nu aus und versteckte mir vor'm Dorf in det hohe Getreide. Natürlich dauert's nich lange, und die Leute kommen mir nach. „Hier is er geloofen!" sagte der Jänsejunge. Mich haben sie natürlich nich gefunden. Ick ließ se ruhig vorbei und schlich mir durch die Felder nach eenen andern Weg. Als ick nu in das nächste Kaff kam, suche ick mir so een recht armseliges Arbeiterhaus aus, und die Frau war ooch gleich dabei, mir den Vogel zu braten. „Halbpart!" hatte ick jesagt. Det hat nich schlecht geschmeckt. Et war eene janz junge. Ick nahm noch eenen respektablen Flüjel mit."

„Det hast de jut jemacht, Fritz!" lallte im Rausch der alte August.

Emil Zäumling erzählte ein ähnliches Stückchen, nur, daß es sich um einen Hühnerdiebstahl aus Rache handelte, wobei er gleich drei Hennen mitgenommen hatte. „Denen hab' ick sofort den Hals umjedreht und hab' sie mir ooch in einem Nachbardorf braten lassen."

„Aber," so ließ sich ein junger Mensch vernehmen, „fragen denn die armen Leute nicht darnach, woher ihr die Viecher habt?"

„Ach nee!" sagte Fritz, „so dumm sind se nich. Was ich nich weeß, macht mich nich heeß," denken die.

Nun mischte sich ein etwa dreißigjähriger Kunde ins Gespräch, der den früheren Soldaten verriet. „Eine gute Gegend zum Walzen is auch in Bayern," sagte er, „wo viele Katholiken

wohnen. Wenn man den Rummel recht versteht, kann man dort alle Tage sein schönstes Mittagessen haben. Die duftesten Winden sind da, und das Kloppen nährt seinen Mann. Wir haben uns dort halb krank gelacht über die Dämlichkeit der Kaffern. Die Kerls müssen reen een Brett vor'm Kopp haben, daß sie die Schiebung (Überlistung) nich merken."

„Wie is es denn mit der Schiebung?" fragten mehrere Stimmen zugleich. — „Das will ich euch sagen. Man stellt sich in eenem solchen katholischen Dorfe, was man an die Muttergottesbilder erkennt, an so'n Bild oder ooch mitten uff die Straße und thut, als ob man betet. Dabei murmelt man und fährt sich mit der Hand übers Gesicht. Daruff fällt jeder Kaffer rin. Haben das recht viele jesehen, dann kannst de in jedem Hause eine reichliche Mahlzeit und noch ein paar gute Nickel kriegen."

„Merken denn die Kaffern nich beim Essen den Mumpitz?" fragte einer.

„Ach wo!" erwiderte Fritz. „Det muß man verstehen. Man fährt sich vor dem Essen mit den Fingern übers Gesicht und brummt vor sich hin. Dann sagt man: „Gesegn's Gott!" und wenn man fertig is, stellt man die Schüssel wieder hin mit einem ehrbaren: „Verjelt's Gott!" Das freut die Kaffern, und sie stechen ein jutes Zehrjeld."

Ein wieherndes Gelächter ertönte im Kreise und lohnte dem Erzähler. „Ich hab's ooch so jemacht," gab ein alter Kunde seine Erfahrungen zum besten. „In den gemischten Gegenden, wo die Katholiken überwiegen, bin ich zum evangelischen Pastor als hungernder Glaubensgenosse gegangen. Da hat der Pastor immer een halbes Märkchen springen lassen. Wenn aber mehr Evangelische in der Gegend waren, da hab' ich's ebenso bei'm katholischen Pfaffen gemacht; und der stach womöglich noch

besser. „Du bist ja een famoser Kerl! Det werden wir uns merken!" hieß es nun.

Fritz lachte; er dachte mit Vergnügen daran, daß er erst heute die Weisheit des Kumpans selbst erprobt hatte.

Nun nahm das Gespräch eine Wendung, die sich nicht wiedergeben läßt. An einem Tische saßen mit männlichen Kunden zusammen, die sich auch wohl zeitweise als ihre „Männer" (Beschützer, Zuhälter) aufspielen, drei Tippelschicksen, weibliche Wanderer, Frauenzimmer der niedrigsten Sorte. Von ihnen und mit Bezug auf sie wurden die gräßlichsten Zoten, die unverschämtesten Dinge laut. Der alte Nagelschmied brachte das Gespräch auf dies schlüpfrige Gebiet und erzählte drastische und verfängliche Abenteuer. Einer oder der andere der jungen Burschen errötete wohl, aber sie lachten doch alle mit, auch Rudolf Lohse. „Mir kann keener mehr wat vormachen!" erklärte dieser Junge. Jeder Sitte wird bei solchem Gespräch ins Gesicht geschlagen, die zotigsten Lieder werden gegröhlt. Jede Autorität wird verhöhnt. Das Heilige wird verspottet. Kein Widerspruch wird laut.

„Noch zwei Rittmeister, Vizeboos!" brüllt Streich. Das geforderte halbe Liter Branntwein wird in zwei Biergläsern gebracht und getrunken. Ein viehischer Rausch ist zuletzt der allgemeine Zustand.

Endlich ist Feierabend.

Wer es vorher bezahlt hat, kommt in sein Bett, und wer nur zehn Pfg. bezahlt hat, macht „Bankarbeit"; wer auch diese Vorsicht unterlassen hat, wird hinausgeworfen, obwohl der Wirt auch an ihm sein Teil verdient hat. Wurden an dem Abend doch fünfundzwanzig bis dreißig Liter Schnaps verschänkt.

Heut wurden nur zwei Kunden hinausgeworfen. Oft sind es aber mehr. Alle diese Stromer haben Legitimationspapiere; ohne

solche darf sie kein Wirt beherbergen. Doch sind die Papiere meist gefälscht. Einzelne Kunden fabrizieren solche Flebben in Masse.

Mit bleichen Gesichtern, zitternden Händen, wüsten Köpfen und leeren Taschen wacht am anderen Morgen die Gesellschaft auf. Diesem oder jenem Kunden läßt der Boos, sei es aus Dankbarkeit, sei es in Hoffnung auf späteren Verdienst, noch einen „Schockelmei" (Kaffee) oder einen „Wachtmeister" zukommen. Ein Teil der Gäste wandert weiter; ein anderer Teil geht „auf die Fahrt". Neue Gäste kehren ein, ordentliche Wanderer, die schon ein Stück gewalzt sind und hier kurze Rast machen, andere, die ein paar Wochen gearbeitet haben und die, anstatt sich nun einen Anzug zu kaufen oder ihre Thaler zusammenzuhalten, vor Begierde brennen, den sauer erworbenen Lohn durchzubringen. Es kommt vor, daß der Verdienst von Monaten, dreißig bis vierzig Mark und mehr, von den Leichtsinnigen in einem Tage verpraßt wird. „Roller" (Müller) kommen mit reichem „Mehlgeschenk", das sie verkündigen, und im Handumdrehen ist mitten am Tage wieder ein Gelage im Gange, wobei der Branntwein in Strömen fließt.

Böhmische und polnische Arbeiter — ein Hauptbestandteil der Gäste der Herbergen und Pennen in der Elbgegend — treten ein. Die höhnischen Vorwürfe, mit denen sie empfangen werden, die Schimpfworte: „Lohndrücker" u. s. w. reizen sie zum Widerspruch, und bald artet das Wortgefecht in Thätlichkeiten aus, worauf sich das Pack auch wieder verträgt und den Frieden mit Schnaps besiegelt.

Plötzlich erschallt ein Freudengeschrei; denn eine wandernde Musikantenfamilie kehrt ein. Der graubärtige Vater singt und spielt die Geige; die Mutter singt und sammelt Geld; die Tochter schlägt die Saiten der Harfe. Schnell wird ein Ball improvisiert und das Tanzbein geschwungen.

Im Laufe des Tages kam noch ein ungarischer Musikant

auf die Herberge. Eine junge, hübsche Polin in guter Hoffnung befand sich in seiner Begleitung. Im kleinen Hundewägelchen führten sie zwei kleine Kinder mit. Vor den Thüren der Häuser der Stadt spielte der Mann seine schwermütigen und lustigen Weisen; sein „Weib" sammelte die geworfenen Geldstücke ein. „Wegen unbefugten Ausübens des Musikgewerbes im Umherziehen" wurde der Mann ins Gefängnis gesteckt. Am anderen Tage wurde die Frau verhaftet wegen „rechtswidriger Befreiung eines Gefangenen." Der Mann war entsprungen. Die Stadt behielt die Kinder in Verpflegung und — zählte in wenigen Tagen einen Eingeborenen mehr, der das trübe Licht der Gefängniswelt erblickt hatte. Die Herren vom Magistrat sollen wütend gewesen sein auf die Herren vom Gericht, wegen der vielen Unkosten, die der Ungar und sein Anhang der Stadt veranlaßte. Man sagte: „Hätte der Schutzmann den Mann nach seinem Gewerbeschein nicht gefragt, so würden die Leutchen in Frieden weiter gezogen sein. Aber so: „Fiat justitia et pereat mundus!""

Hier noch ein Wort über die Sachsengänger. Wenn sie von Posen nach Sachsen gehen, sind sie noch frisch, blühend, zuversichtlich. Kehren sie aber aus dem Lande der Zuckerrübe in das des Weichselzopfes zurück, dann sind viele der Männer vom Alkohol, viele der Mädchen vom Laster gekennzeichnet, und von den Abertausenden ist mancher zum Kunden, manche zur Tippelschickse geworden, die den Abschaum der weiblichen Menschheit repräsentiert und selbst von den verkommensten Walzbrüdern mit Verachtung behandelt wird. Diese Tippelschicksen, aller Ehre bar, bevölkern ebenfalls die Straßen und Pennen; doch ist ihre Zahl nicht bedeutend.

Auffallend ist die große Zahl der knabenhaften, wandernden „Kellner". Ein Fünfzehnjähriger kommt in die Penne zugereist und legitimiert sich als Kellner aus Böhmen. Er stürzt mehrere

große Schnäpse hintereinander hinunter. „Junge! wie kommst schon du hierher?“ „Ich bin mit dreizehn Jahren in die Lehre gekommen. Mit vierzehn Jahren hatte ich ausgelernt.“ „So! so! ausgelernt?“ „Jetzt bin ich seit zehn Monaten auf der Walze.“ — Der Junge fährt „unwillkürlich“ mit der Hand in die Tasche eines älteren Kunden. Er wird erwischt, verhauen und an die Luft gesetzt. —

Der Regen hatte wieder nachgelassen. Unsere Gesellschaft wanderte noch im Laufe des Tages weiter.

Fünftes Kapitel.

In der Herberge zur Heimat.

(In einer rechten Herberge zur Heimat sind alle Räume: Gastzimmer, wie Schlafzimmer, groß und hell, sauber und wohnlich eingerichtet. An den Wänden fehlt neben dem Arbeitsnachweis und einer übersichtlichen Landkarte nicht der Bilderschmuck. Tische, Stühle und Bänke sind womöglich, ohne übertriebene Schnitzerei, aus gediegenem Holz, in einfach antikem Stil, der Fußboden weiß gescheuert und die Fensterbänke mit Blumentöpfen ausgesetzt. So ungefähr sahen die alten, ehrwürdigen Herbergen aus, in denen sich die Wanderburschen wie zu Hause fühlten.

Die christlichen Heimatherbergen, welche nicht die Kommune oder der Kreis, sondern der Herbergsverein, die Innung, ein Wohlthätigkeitsverein oder eine Verwaltung mit freien Geldmitteln baut, machen nun für alle anständigen Wanderer die Thüren auf, ohne Unterschied der Religion und der Konfession. (Aus „Unsere Heimatlosen und ihre Pflegestätten" von P. W. Paul.) Die 364 Herbergen zur Heimat innerhalb des deutschen Reiches enthalten 12600 Betten. Es nächtigten darin in einem der letzten Jahre 1460000 Durchreisende in 2223000 Schlafnächten. Darunter waren 444000 Verpflegungsstationsgäste;

sonstige Verpflegung (ohne Nachtquartier) erhielten 185 000 Stationsgäste. — Kostgänger (in Arbeit stehende Einlogierer) waren 21 000 mit 495 000 Schlafnächten. Also Schlafnächte überhaupt: 2 718 000. — Mit Verpflegungsstationen verbunden überhaupt sind: 216 Herbergen. Die Zahl der Stationsgäste war geringer als die der „Selbstzahler" bei 171, größer bei 45 Herbergen.) (Dem Organ des deutschen Herbergsvereins entnommen.)

* * *

In eine mittelgroße Provinzstadt wandern am späten Nachmittag eines düsteren Oktobertages zwei Burschen ein. Der eine jüngere, schmalbrüstige kleine Mensch sieht schon abgerissen aus; der andere von etwa zwanzig Jahren mit trübseligem Gesicht hat auch einen schon sehr schäbigen Anzug und einen kleinen Berliner, der dem ersten fehlt. Der Himmel hängt voller Regenwolken.

„Du Wilhelm!" sagte der jüngere, „ick stoße hier een paar Winden. Wenn de schlau bist, da steigst du da drüben auf die Fahrt. Ick gloobe, hier giebt es ganz gute Stellen."

„Du hast recht, Bruno," erwiderte Wilhelm Rundstab. „Es bleibt mir nichts weiter übrig. In die Verpflegung mag ich hier nich, die scheint gar zu schlecht zu sein. Der Kunde, der uns vorhin begegnete, hat keinen guten Faden dran gelassen. Und dann das ewige Frieren in der Nacht und das elende Lager hält man ja nich aus. Ich muß wieder mal in eenem ord'ntlichen Bett schlafen. Wenn nur kein Putz in der Nähe is."

„Ach wat! wir werden uns schon rausreden, wenn uns eener sieht. Wir treffen uns in der Heimat."

Nach einer Stunde bog Wilhelm Rundstab ziemlich wohlgemut in die Silberberger Straße ein, wo die Herberge zur Heimat lag. Er hatte heut Glück gehabt und beim Fechten

fast eine Mark erhalten. Schon von weitem erkannte er das umfangreiche, freundliche, zweistöckige Gebäude mit den hohen Bogenfenstern, dessen große Inschrift: „Evangelisches Vereinshaus" ihm die Bestimmung des Hauses verriet. Ein anderes Firmenschild trug in deutlichen Buchstaben die Aufschrift: „Herberge zur Heimat", und ein kleines Fahnenschild bezeichnete den Eingang zur Herberge. Auf der anderen Seite aus anderer Richtung kommend, erblickte Wilhelm auch seinen Freund Bruno, mit dem er zwar nicht ganz stimmte, in dem er immerhin einen treuen Kameraden gefunden hatte. Zugleich sah Wilhelm erschreckt einen Schutzmann hinter Bruno herlaufen. Noch ehe dieser es recht bemerkt hatte, kriegte ihn der Beamte beim Kragen:

„Sie haben gefochten! Ich habe Sie in der Schloßstraße in die Häuser gehen sehen!"

„Da irren Sie sich, Herr Wachtmeister! Ick habe det Fechten nich nötig! Ick habe Geld!"

„So zeigen Sie Ihre Papiere!"

„Hier sind sie!" sagte Bügel, einige sehr fragwürdige, schmutzige und zerrissene Schriftstücke nebst Invalidenkarte überreichend.

„So? seit mehr als sechs Wochen außer Arbeit! und da wollen Sie behaupten: Sie hätten nicht gefochten? Wie viel Geld haben Sie?"

Bruno kramte in den Taschen. Er brachte vierzehn einzelne Pfennige, drei Zweipfennigstücke und zwei Zehnpfennigstücke heraus.

„Das Geld ist erbettelt!" sagte der Schutzmann.

„Ich hab's mir verdient!" trotzte Bruno.

„Machen Sie das andern weiß. Warum haben Sie denn seit vierzehn Tagen in den Verpflegungen geschlafen, wie ich sehe, wenn Sie noch Geld hatten? Sie sind verhaftet! Sie kommen

mit nach der Wache!" — Jeden Widerstand aufgebend, ging Bruno willenlos mit dem Beamten.

Wilhelm hatte sich, vor Furcht zitternd, während der Katastrophe in ein Haus zurückgezogen und wagte es erst nach einigen Minuten wieder hervorzukommen. Er betrat nun die Herberge.

Schon im Vorflur wurde er durch den Spruch begrüßt: „Der Herr segne deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit." Das Fremdenzimmer, ein recht freundlicher Saal mit zwei großen Fenstern, nahm ihn auf. Die Wände waren mit schönen Sprüchen bemalt; große Lithographieen hingen daran: „Der sinkende Petrus", „Christus am Kreuz" u. a. m. Viele Plakate zeigen zum Teil die Adressen von Herbergen zur Heimat in anderen Städten, zum Teil die Innungsadressen in der Stadt an. Denn hier ist zugleich die Innungsherberge zahlreicher Gewerke.

Wilhelm, und mit ihm einige der zugleich Angekommenen, traten an die Schänkschranke und gaben dem dort hantierenden Gehilfen des Hausvaters die Sachen ab, wofür sie je eine Marke empfingen. Es waren etwa zwanzig Fremde im Saal, darunter mehrere ganz junge Burschen, die scheinbar erst ausgelernt waren, d. h. ihre vierjährige Lehrzeit beendet hatten und sofort von ihren Lehrmeistern entlassen worden waren. Im April werden die Herbergen und die Landstraßen noch mehr als im Oktober von Ausgelernten bevölkert.

Wilhelm hatte Hunger. Er nahm sich zwei tüchtige Butterbrote, einen Käse und ein Glas Bier und hatte dafür zusammen nur zwanzig Pfennige zu bezahlen. Ein anderer junger Reisender, der mit ihm zugleich eingetreten war, wählte von den ausgestellten „Delikatessen" einen Teller mit Gallerte (Sülze), nahm dazu zwei Stück trockenes Brot und ein Glas Bier. Auch er hatte nur

zwanzig Pfennige dafür zu entrichten. Die beiden setzten sich zusammen an einen der sauberen Tische. Es war dunkel geworden. Der Haushälter steckte die Gasflammen an.

„Was bist du für ein Landsmann?" fragte Wilhelm.

„Hannoveraner! Und du?"

„Schlesier! Was bist du?"

„Kaufmann!"

„Ich Böttcher! Schon lange auf der Walze?"

„Ach ja!" sagte Oskar Schwarz, „schon eine ganze Weile!"

„Ich tippele auch schon fünf Wochen," erwiderte Wilhelm. „Es is ein Elend. Ich kann und kann nichts finden. Eben is mein Kamerad verschütt gegangen, weil er gefochten hatte und schon sechs Wochen außer Arbeit war."

„Hat er denn kein'n Arbeitbemühungsschein gehabt?" fragte Oskar.

Aus dem vom Fremdenzimmer durch das gemeinsame Büffet getrennten, anstoßenden Saale wurde Stimmengewirr laut. Die dort im Gastzimmer verkehrenden Arbeitsgesellen, die im Hause wohnten, hatten Feierabend und kamen nun Abendbrot essen. Im Büffet gab es jetzt viel zu thun. Der Hausvater, ein untersetzter Mann, mit gutmütigem Gesicht, ein Rauhhäusler Bruder, ausgestattet mit der diesen Brüdern fast immer eigenen Ruhe, Festigkeit und Entschiedenheit, war nun auch auf seinem Platze; er beaufsichtigte die Gäste auf beiden Seiten und sorgte für ihre Befriedigung. „Ein Rührei!" hörte man die Bestellung seitens eines Arbeitsgesellen aus dem Nebensaale. „Ein Beefsteak!" erscholl die Stimme eines andern. Der eine nahm ein Kotelett und Bier, der andere Thee und Butterbrot, und jeder zahlte dafür, wie man im Fremdenzimmer wahrnehmen konnte, zusammen 30 bis 35 Pfennige. Eine fröhliche Unterhaltung machte sich drüben laut. Man sah durch die Schänknische hin-

durch die Gesellen die Zeitungen lesen und Gruppen bilden. Wehmütig blickte mancher von den Wanderern hinüber. Auch Wilhelm fiel sein Loos wieder schwer aufs Herz. Die Verhaftung Brunos, deren Zeuge er gewesen war, hatte ihn mächtig bewegt. Wenn er selber nun das Schicksal gehabt hätte? Wenn seine Mutter das erfuhr? Wie sehr würde sie um ihn weinen. Wenn Herr Vollrath, wenn die Kollegen davon hörten? Er könnte vor Scham in die Erde sinken. Und gar Lisbeth? Daran wagte er gar nicht zu denken. Aber wie sollte er herauskommen aus diesem Leben? Heut hatte er wieder gefochten. Wochenlang hatte er die Verpflegungsstationen in Anspruch genommen. Auf jeder hatte er nach Arbeit gefragt. In jeder Stadt hatte er Umschau gehalten nach Beschäftigung. Fast in jeder Nacht hatte er auf kalten Fliesen oder im Stalle, auf der Pritsche oder auf dem blanken Fußboden geschlafen, und die Stationen, in denen die Kost unzureichend blieb für einen kräftigen jungen Mann, waren bei weitem zahlreicher gewesen, als die, wo reichliche Nahrung geboten wurde. Darum hatte er es heut wieder mit dem Fechten versucht. Es war nicht ohne Beschämung, nicht ohne harte Worte abgegangen. Aber er hatte doch Glück gehabt. Ein mitleidiger Doktor hatte ihm fünfzig Pfennige gegeben. Auch mehrere Nickelstücke waren ihm geworden. Nun konnte er sich satt essen und wurde als ein zahlender Gast in der Herberge verhältnismäßig anständig behandelt. Er hatte ein Recht hier zu sein. Er konnte nach seiner Wahl in einem besseren Bett schlafen, nach seinem Geschmack sich von den dargebotenen Speisen wählen und nach eigenem Ermessen weiter wandern. Der Wanderzwang der Stationsordnung konnte doch auf die Dauer recht lästig werden. — Wenn er alle Tage eine Mark zusammenfocht, konnte er durchkommen. Hier und da fiel auch wohl ein Kleidungsstück für ihn ab. — Aber er war dann ein richtiger Kunde. Die

Hoffnung, wieder in ein ordentliches Leben zurückzukommen, wurde geringer und die Gefahr der Entdeckung wurde groß.

Inzwischen war die Stimmung auch im Fremdenzimmer lebhafter geworden. Der Hausvater hatte sich wieder entfernt. Der Haushälter hatte in den Schlafstuben zu thun. Nur ein junger Mann stand im Büffet. Einige Kunden hatten ein Spiel veranstaltet. Ein übermütiger junger Bursche wippte mit Kopf und Oberkörper in großen Zwischenräumen schnell auf und ab. Ein anderer Bursche versuchte in Brusthöhe den schnell bewegten Kopf bezw. das Gesicht des anderen mit den zusammenschlagenden flachen Händen zu treffen; aber er schlug jedesmal daneben und mit den Händen zusammen. Schlecht paßte das darüber laut werdende Lachen und die Lustigkeit der anderen zur Stimmung Wilhelms. Aber er sah doch zu und wurde von seinen schweren Gedanken abgelenkt. Dann wurde angeregt „Schinkenschlagen" zu spielen. Das war schon derber. Ein Kunde bückte sich, die anderen bildeten hinter ihm in zwei Reihen eine Gasse. Kräftig fiel ein Schlag auf die Verlängerung des gekrümmten Rückens, und dessen Inhaber sollte nun den Schläger herausfinden. Konnte er das nicht, so war er nochmals das Objekt des Spiels, andernfalls der, der ihn geschlagen hatte. Die Heiterkeit wurde immer lauter.

„Aber Kinder!" rief der wiederkehrende Hausvater in den Saal, „könnt ihr euch denn gar nicht ruhig verhalten? Singt lieber zusammen ein anständiges Lied!" „Ach ja! Vater!" rief es von allen Seiten, und bald erschollen die deutschen Volkslieder: „O Straßburg, o Straßburg," „Muß i denn zum Städtle hinaus," „Napoleon, du Schustergeselle" und viele andere, auch einige patriotische Lieder, bis der Vater Stille gebot.

Um neun Uhr trat neben den Schänktisch der junge Mann, vielleicht ein Sohn des Hausvaters, und rief unter die nunmehr

auf etwa dreißig Mann angewachsene Schar: „Ich bitte um die letzten Arbeitsbescheinigungen!“ Die Wanderer drängen sich heran. Der erste giebt seine Invaliden- und Altersversicherungskarte ab. „Nein, ich will die letzte Arbeitsbescheinigung haben!“ sagt der junge Mann. „Ach, wo anders wird ja auch bloß die Karte verlangt.“

„Hier ist das nicht genug, wie Sie hören! Die Polizei will wissen, wo Sie zuletzt gearbeitet haben.“

„Das ist ja auch aus den Marken auf der Karte zu sehen!“

„Wollen Sie nun die Arbeitsbescheinigung hergeben oder nicht?“

„Aber auf der Karte steht ja auch alles drauf!“

„Wenn es Ihnen nicht paßt; dann gehen Sie wo anders hin!“ wird dem Hartnäckigen zuletzt sehr entschieden geantwortet.

Der Vertreter des Hausvaters läßt den Kunden stehen und wendet sich zu den anderen. Er nimmt jedem die Papiere ab, trägt das Nationale jedes einzelnen sorgfältig und rasch ins Fremdenbuch ein und verwahrt die Legitimationen in einer verschließbaren Schublade. Die Wanderer nehmen wieder Platz. Die Thür geht auf und zwei Polizeibeamte in Uniform erscheinen. Mancher Reisende wird um eine Schattierung blasser. Auch Wilhelm erschrickt. Kommt die Polizei etwa, *ihn* zu verhaften? Ein alter Stromer in seiner Nähe, der eben noch das große Wort geführt hatte, drückt sich kleinlaut in die Ecke. Prüfend sieht sich der Wachtmeister um. Dann wendet er sich an den Hanshälter:

„Sind verdächtige Elemente hier?“

„Jawohl! einige. Hier sind so ein paar windige Papiere. Auch der alte Schreiber ist hier.“

„Aha der! treibt der sich noch immer herum?“

„Ja! er hat bloß die Invalidenkarte!“

„Schreiber!“ ruft der Beamte laut. Niemand antwortet. „Schreiber!!“ schreit er noch lauter. Nichts regt sich.

„Schreiber!!!“ ruft nun mit noch durchdringenderer Stimme der hinzugetretene Hausvater.

„Sie da in der Ecke! Kommen Sie mal her!“ Der alte Mann neben Wilhelm kommt schlotternd hervor.

„Warum hören Sie nicht, wenn ich rufe?“ herrscht ihn der Beamte an.

„Ich hab' verstanden Schreiner, Herr Sergeant!“

„Sperren Sie Ihre Ohren auf! Verstehen Sie mich? Was treiben Sie hier?“

„Ich suche Arbeit! Herr Sergeant!“

„Sie haben ja schon seit Juli nicht gearbeitet!“

„Ich hab' nichts gefunden!“

„Wo ist Ihre letzte Entlassung?“

„Ich hab' keine!“

„Sie sollen mir Ihre letzte Entlassungsbescheinigung geben!“

Der alte Mann brummt vor sich hin, sucht aber in der Brusttasche seines sehr zerrissenen und schmutzigen Rockes und bringt einen noch neuen Zettel hervor: „Hier ist sie!“

„Also sechs Wochen Haft haben Sie gehabt und vor acht Tagen sind Sie entlassen. Nehmen Sie sich zusammen! Das nächstemal giebt's zwei Jahre Arbeitshaus!“

Der Beamte sieht sich nach anderen verdächtigen Personen um. „Ah! Julius!“ ruft er, „ein alter Bekannter! kommen Sie mal ran. Sie sind ja schon wieder besoffen!“

„So besoffen wie Sie bin ich noch lange nicht!“ schreit der rotnasige Kerl, der sich auch in die Herberge geschlichen hatte, obwohl er nicht hingehörte.

„Was erlauben Sie sich?“ ruft zornig der Wachtmeister. „Sie haben hier überhaupt nichts zu suchen. Machen Sie, daß

Sie rauskommen! Sie sollten sich eine ordentliche Wohnung mieten als hiesiger Einwohner!“

„Sie haben mich gar nich raus zu werfen,“ antwortet ebenso scharf der Bummler,

Der Hausvater greift ein: „Ich habe Ihnen schon heut früh gesagt: Sie dürfen nicht wieder kommen. Sie sind schon viel zu lange hier.“ — Ein kräftiger Griff des Hausvaters in den Nacken des Strolches — und durch die geöffnete Thür geht es im Geschwindschritt auf die Straße, wo die Polizeibeamten den Mann in Empfang nehmen.

Drinnen tritt wieder Ruhe ein. Die Gemüter sind nicht sonderlich erregt. Die Kunden wie der Hausvater sind an dergleichen gewöhnt.

Nach einer Weile ist Abendandacht. Das Herbergs- und Hospizpersonal und die starke Familie des Hausvaters nehmen innerhalb der geräumigen Schänktischschranken Platz. Der Hausvater spricht das Lied vor: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn,“ auch den zweiten Vers: „Soll's uns hart ergeh'n, laß uns feste steh'n!“ Ein Bibelabschnitt folgt; mit Gebet und Gesang wird geschlossen.

Es ist dreiviertel zehn Uhr. Der Hausvater ruft: „Wer Schlafmarken zu fünfzehn Pfennige will!“ Ungefähr zwanzig Gäste treten heran. Einer nach dem anderen löst seine Marke. Ein schmaler blasser Jüngling wartet bis zuletzt. Ganz nahe kommt er heran und sagt leise:

„Vater! ich habe kein Geld!“

„Warum gehen Sie da nicht in die Verpflegung in der Hochstraße? Was wollen Sie hier? Hier können Sie nicht bleiben!“ erwidert der Hausvater.

Still und stumm, ein Jammerbild, steht der Reisende da. „Vielleicht auf der Banke? Vater!“ sagt er leise.

Der Hausvater, dessen Herz sich meist mit Härte waffnen muß, um das schwierige Amt überhaupt versehen zu können, sieht sich den augenscheinlich noch unverdorbenen, bescheidenen Jüngling an und fühlt Mitleid. „Bankarbeit wird hier nicht gemacht, aber — ausnahmsweise!" — Damit giebt er dem erfreuten Wanderer eine Marke. Auch die Marken zu fünfundzwanzig Pfennige werden verkauft. Der Ruf ertönt: „Will jemand Geld oder Wertsachen abgeben?"

Einige der jüngeren Leute geben ihre Uhren ab. Auch Wilhelm, der die seine noch immer in einer inwendig im Westenfutter angebrachten Tasche trägt, wagt es heut' nicht, sie in den Schlafsaal mitzunehmen. Er, sowie sein neuer Freund Oskar Schwarz haben sich Schlafmarken zu fünfundzwanzig Pfennige gelöst; sie hatten es ja dazu. Auch Schwarz hatte sich das Geld dafür erbettelt.

Der Hausvater entfernt sich nun mit einem freundlichen „Gute Nacht!" Das Büffet wird geschlossen, die Wand zum Nebensaal zugeschoben. Der Hausdiener kommandiert: „Ausziehen!" Die Kunden entledigen sich in der Fremdenstube ihres Rockes, der Weste und des Hemdes, so daß sie bloß die Beinkleider anbehalten. Mit entblößtem Oberkörper steht jeder da und hält seine Sachen in der Hand. Der Gehilfe des Hausvaters untersucht die oberen Nähte an den Hemden, sowie den Hals der Leute auf Ungeziefer, zuerst bei den Fünfzehnpfenniggästen. Wer diese Prüfung bestanden hat, passiert die Thür zu dem Schlafsaal, wo etwa fünfundzwanzig eiserne Bettstellen mit je einem Strohsack, einem Laken und einer wollenen Decke stehen. Ein Kunde wird unrein befunden.

„Sie haben ja Bienen! Marsch! raus!" sagt der Hausdiener. „Hier wird keiner beherbergt, der Bienen hat; davor is das Polizeiasyl und auch die Verpflegungsstation oder irgend eine Penne da."

„Ziehen Sie sich an und dann raus! Hier haben Sie Ihr Schlafgeld und Ihre Papiere wieder!" sagt des Hausvaters Sohn. Der Mann geht.

Die „feineren" Gäste (zu 25 Pf.) wurden auch untersucht und, da sie rein waren, in verschiedene Zimmer geführt, in denen je acht Betten standen. Wilhelm und Oskar blieben beisammen. Man zog sich das Hemd nicht mehr an, sondern alle gingen vollkommen nackt in das mit einer Matratze, einem Laken und zwei wollenen Decken versehene Bett.

Wilhelm konnte lange nicht einschlafen, der Regen schlug an die Scheiben und der Wind heulte. Der traurige junge Mann, der sich mit allen Kräften gegen das Versinken in den Sumpf der Vagabundage wehrte, hörte nicht auf die schlüpfrigen Geschichten, die einzelne Kunden auch hier einander erzählten; er dachte fortwährend darüber nach, was er machen sollte. Verzweiflung war in seinem Herzen; doch klang es ihm immer wieder wie ein Trost hindurch aus dem Abendliede: „Soll's uns hart ergeh'n, laß uns feste steh'n, und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen; denn durch Trübsal hier führt der Weg zu dir." — „Der Weg zu dir," wiederholte er sich. Der Weg zu Gott, erschien dem schon halb Träumenden wie der Weg zum Glück und dieser Weg wollte ihm nicht anders dünken, als der Weg zur Mutter, zur Heimat, zum Meister. „Nein! Nein!" bäumte sich wieder sein Trotz dagegen auf. „Die Schande, jetzt so abgerissen nach Hause zu kommen! Das halte ich nicht aus!" Laut schrie er im Schlafe auf.

„Halt den Rand!" fuhr ihn ein anderer an.

„Laß uns schlafen!" —

Freundlich schien am Morgen die Sonne in das helle Gemach. Es war gegen sieben Uhr, als Wilhelm erwachte. Rasch wusch er sich, kleidete sich an, erstand für drei Pfennige Wichse

und die Benützung der Bürste vom Hausdiener — seine Bürsten hatte er längst verkauft —, frühstückte Kaffee und reichliche Semmeln für zusammen fünfzehn Pfennige und zählte seine Barschaft: dreißig Pfennige. Jetzt schien ihm sein Loos nicht mehr ganz so schwarz, wie in den Schatten der Nacht. Er fing noch einmal an, zu hoffen. Noch hatte er seine Uhr, das Andenken an seinen lieben Vater, die Erinnerung an den heiligen Tag der Konfirmation. Wenn er die Uhr auch versetzte, so war sie ja noch nicht verloren. Vor vier Wochen hatte ihm ein Meister in Berlin gesagt, er solle nach einiger Zeit wieder anfragen. Die Fahrt nach Berlin kostete vierter Klasse nur zwei Mark fünfzig Pfennige. Er wollte seine Uhr versetzen und nach Berlin fahren.

Um den Hausvater und den Hausdiener drängten sich die Wanderer: „Ich bitte um meine Uhr!" — „Ich bitte um mein Geld!" — „Hier ist meine Marke; ich möchte meinen Berliner raushaben!" so umschwirrten die Fragen und Bitten den Hausvater und seinen Gehilfen. Die Reisenden hatten sich gesättigt. Sie empfingen Papiere und Gepäck; sie fragten nach den Arbeitsmeistern, nach Weg und Entfernung für die zu besuchenden Orte.

Einige schickten sich an, in der Stadt Umschau zu halten. Einige nahmen die Arbeitsadressen in Empfang, die beim Hausvater abgegeben waren. Andere schnürten ihr Bündel, nahmen ihren Stock und wanderten wohlgemut weiter. Ältere Stromer zischelten zusammen; sie verabredeten, wo sie heute fechten oder stehlen wollten. Auch Wilhelm ließ sich seine Uhr geben. Er ging in die Stadt, suchte ein Leihamt und versetzte die Uhr für sechs Mark. —

* * *

Donnernd rollte der Zug in den Schlesischen Bahnhof ein. In das Gewühl auf dem Bahnsteig mischte sich Wilhelm mit

einem gutmütig aussehenden Manne, der mit ihm vierter Klasse gefahren war und an dem hübschen, sonnverbrannten, schlanken Burschen Gefallen gefunden hatte. Das begonnene Gespräch war noch nicht beendet, und so schlug der neue Bekannte dem Wilhelm vor, ein Glas Bier mit ihm zu trinken.

„Kommen Sie! hier ist eine Stehbierhalle!“ — „Zwei Glas Bier und zwei Schinkenstullen!“ forderte er am Büffet, bezahlte das Verlangte und die beiden setzten sich in eine Ecke. Wilhelm hatte den auf der letzten Station in den Wagen geworfenen Wegweiser der Gemeinschaft St. Michael in der Hand und ersah daraus, daß vier „Herbergen zur Heimat“ sich in Berlin befinden. Der andere wußte damit Bescheid. Er war selbst vor noch nicht allzulanger Zeit auf der Walze gewesen und kannte die Herbergen. Jetzt ging es ihm ganz leidlich. Er war Schlosser, hatte eine kleine Erfindung, eine Verbesserung an einer Hilfsmaschine gemacht und hatte mit seiner Idee bei einem größeren Fabrikanten Anklang und zugleich Anstellung gefunden. „Die Herberge in der Oranienstraße,“ so erzählte er, „ist die größte. 150 Betten, alles sauber. Seit dem Umbau ist es dort sehr freundlich. Dann hat der Evangelische Verein für kirchliche Zwecke noch eine zweite kleinere Herberge in der Auguststraße, und die Gemeinschaft St. Michael hat auch zwei Herbergen zur Heimat, eine am Wedding, eine in der Koppenstraße.“

„Ich wollte vor allem in der Reichenberger Straße nach Arbeit fragen. Dort wurde ich vor vier Wochen vertröstet,“ sagte Wilhelm.

„Na! mit den Vertröstungen is es nich weit her, Männeken! Da brauchen Sie weiter keene Hoffnung druff zu setzen. Aber immerhin! Gehen Sie nach der Oranienstraße, von dort haben Sie’s am nächsten.“ — Wilhelm verabschiedete sich und trat den Weg dahin an.

Drei große Häuser, deren mittelstes die Herberge zur Heimat enthält, dienen in der Oranienstraße den Zwecken des Evangelischen Vereins. Vor dem Eingange zur Herberge steht ein Schutzmann. Durch einen engen Hof und über sechs bis acht Stufen kommt man zum Herbergssaal, der sehr hoch und groß ist und sein Licht durch acht hohe Fenster empfängt. An vielen Tischen saßen fast hundert Wanderer, als Wilhelm eintrat. Sie hatten fast alle den Hut auf dem Kopf und unterhielten sich im Flüsterton. Links dehnte sich das umfangreiche Büffet mit einer großen Auswahl fertiger Speisen, Stullen, Kartoffelsalat, Heringen u. dgl. Ein Gehilfe stand dabei.

Wilhelm gab seinen „Berliner" ab und empfing seine Marke. Seine Hoffnung, in der Reichenbergerstraße anzukommen, war wieder etwas gesunken. Er wollte daher auch hier nichts unversucht lassen, etwa anderweitig Arbeit zu finden, und wandte sich an den Gehilfen mit der Frage: „Sind Arbeitstellen angemeldet?"

„Soll ich Ihnen etwa an der Nase ansehen, was sie sind?" fuhr ihn der Gehilfe an, und Wilhelm, im Bewußtsein des Besitzes der großen Summe von noch drei Mark, auch etwas gehoben durch die Freundlichkeit des Mannes auf der Eisenbahn, antwortete: „Ich bin Böttcher, aber deshalb brauchen Sie mich nicht so anzuschnauzen!" „Wenn Sie sich nicht gleich ruhig verhalten, fliegen Sie raus! Mit solchen Radaubrüdern, die bloß herkommen um zu lärmen, machen wir kurzen Prozeß!"

„Da irren Sie sich. Ich bin kein Radaubruder, sondern ein ehrlicher Reisender, der gern arbeiten möchte."

„Na, da verhalten Sie sich ruhig! Für Böttcher ist nichts angemeldet."

Wilhelm ging nun umschauen. In der Fabrik in der Reichenbergerstraße war die Stelle schon besetzt. „Ja wären Sie

gestern gekommen!“ hieß es. Er ging nach dem Arbeitsnachweis der Böttcher, den er erfragt hatte. Auch dort war nichts. Die Spiritusausfuhr liege darnieder. In einer Brauerei wollte man sich seine Adresse notieren.

„Auf der Herberge?“ fragte man ihn enttäuscht. „Da kommen Sie vielleicht selber noch mal mit ran.“

Müde, hungrig, niedergeschlagen kehrte Wilhelm abends nach der Herberge zurück. Der große Regenerativbrenner in der Mitte des Saales verbreitete ein helles Licht. Die elektrischen Bogenlampen, die jetzt dort in Tageshelle leuchten, waren damals noch nicht eingerichtet. Obwohl es erst sieben Uhr war, wurden doch schon die Schlafmarken ausgegeben und zwar solche zu fünfundzwanzig, vierzig, fünfzig und sechzig Pfennigen. Die Gäste bildeten eine lange Reihe und rückten je nach der Abfertigung des vordersten langsam vor.

„Wenn du auch hier schlafen willst,“ rief ein Kunde den Wilhelm an, „dann stell' dich mit ran. Wer nach neune keene Marke hat, darf nicht mehr hier bleiben.“

Wilhelm reihte sich ein und fragte den Kameraden, der vor ihm stand: „Warum ist denn das hier so streng?“

„Ja siehst de, das kommt davon, daß sich immer wieder die Berliner Radaubrüder hier eingeschlichen haben, und diese Strolche wollen sie hier nicht haben. Darunter müssen wir auch leiden.“

Wilhelm fand das Abendessen recht gut, das er sich für fünfundzwanzig Pfennige kaufte. Er saß im Gespräch mit einem jungen Genossen, als ein plötzlicher Lärm an der Thür seine Aufmerksamkeit erregte. „Ich will ja bloß mit einem Bekannten reden, lassen Sie mich doch herein!“ rief ein Mann an der Thür.

Der Hausdiener wehrte ihm jedoch den Eintritt: „Es darf niemand ohne Schlafmarke herein.“

„Nu, ich werd' mir doch deswegen keene Marke lösen!" ließ sich der Mann vernehmen.

„Dann verlassen Sie das Lokal!" erwiderte der Hausdiener energisch.

„Sie haben mir gar nischt zu sagen! Das soll nu eene christliche Herberge sin!" brauste der Fremde auf.

„Wollen Sie jetzt gehen oder nicht?" fragte der Hausdiener, ihm näher tretend.

„Fassen Sie mich nicht an!" schrie der Fremde, langsam zurückweichend.

„Nu aber raus!" mit diesen Worten drängte der Hausdiener den Mann nach der Thür. Dieser wehrte sich; jener wandte Gewalt an und warf den Mann hinaus, ihn zugleich mit einem biegsamen Gegenstande bearbeitend.

„Sie haben mich geschlagen!" schrie wütend der Hinausgeworfene. „Ich werde die Polizei holen!"

„Was hatte denn der Haushälter in der Hand?" fragte Wilhelm seinen Nachbar.

„Einen Gummischlauch!" erwiderte dieser. „So was kommt hier öfter vor. Die Angestellten können hier nich feine sind. Es geht nich anders. Neulich haben ein paar Kunden den Haushälter beinahe tot gestochen. Das Blut lief nur so die Treppe runter. Die Leute haben's schwer. Mit den schlechten Elementen, den Gaunern und Radaubrüdern, die sich hier einschleichen, werden sie nich anders fertig, und zuletzt machen sie eben keenen Unterschied mehr und schmeißen jeden raus, und das ist das Schlimme dabei!"

„Ist denn hier in der Herberge mit dem Arbeitsnachweis was los?" erkundigte sich Wilhelm.

„Natürlich! Hier werden im Jahre so an fünfzehntausend Arbeitsstellen angeboten. Was bist du denn?"

„Böttcher!“

„Na da wird vielleicht hier nischt sein. Die haben ihren Nachweis wo anders. Aber für sechzehn Innungen ist das hier auch das Gewerkshaus.“

„Ist es hier immer so voll wie heut?“ meinte Wilhelm, auf den dicht gefüllten Saal weisend.

„Gewiß! manchmal ist es noch voller; heute sind ja kaum hundertfünfzig hier.“ —

Nach der Abendandacht wurden die Gäste untersucht, die Unreinen an das Asyl bezw. auf die Straße verwiesen und die anderen zu Bett gebracht.

Wilhelm schlief in dem sauberen Bett vorzüglich. Der Kaffee am Morgen mundete ihm trefflich. Er sah auf den Rat eines älteren Mannes von gestern Abend nach der „Volkszeitung“, die im Fremdenzimmer auslag. Es wurden auch einige Böttcher=gesellen darin verlangt. Mit Mühe fragte er sich bis in die ziemlich entfernten Stadtgegenden durch, wo man Böttcher brauchte. Aber er kam zu spät. Es war schon zehn Uhr durch; aber bereits früh um sieben sei die Stelle besetzt gewesen, hieß es überall. Auch im Arbeitsnachweis der Böttcher hatte er wieder nichts gefunden. So saß er denn trübselig am Nachmittag in der Gaststube. Neben ihm befand sich ein junges Berliner Bürschchen. Er hatte sich mit ihm bekannt gemacht. Es war Emil Baumann, der sich hier herumdrückte.

Plötzlich wurde Baumann ganz blaß, zitterte am ganzen Körper und flüsterte dem Wilhelm zu: „Du, das ist mein Onkel, der darf mich nicht sehen.“ Wilhelm sah sich nach dem Herrn um, der elegant gekleidet war und sich beim Hausvater nach etwas erkundigte. Der Vater sah in den Fremdenbüchern nach.

„Emil Baumann!“ rief er dann laut durch den Saal, während der fremde Herr gleichzeitig seine Blicke umherschweifen

ließ. Von Emil war indes keine Spur zu entdecken. „Vielleicht kommen Sie auf den Abend wieder. Er ist hier als Schlafgast eingeschrieben. Er wird wohl nur fortgegangen sein," versetzte der Hausvater.

„Das ist doch merkwürdig!" erwiderte der Herr. „Ich ging draußen vorbei und bemerkte meinen Neffen, von dem die Eltern seit einiger Zeit nichts wissen. Er ging hier herein." Die Kunden betrachteten den fremden Herrn mit mißtrauischen Blicken. Sie vermuten in jedem Menschen leicht einen „Geheimen". Als er sich entfernt hatte, kroch Emil Baumann wieder unter dem Tisch hervor, wo er versteckt gewesen war. „Ick hatte keene Lust mit ihm zu gehen. Er macht mir zu ville Predigten," sagte Emil.

Ein anderer Herr tritt herein und spricht mit dem Hausvater, der ihn alsbald freundlich in das anstoßende Meisterzimmer weist. „Sind Böttcher hier?" ruft der Hausvater. Freudig erregt meldet sich Wilhelm, neben ihm aber noch zwei andere, kräftige, herkulische Gestalten. Einer war auch noch gut gekleidet, hatte einen Überzieher an und weiße Wäsche um den Hals, ein Luxus, den sich Wilhelm schon lange nicht mehr gestatten konnte. Alle drei betraten das geräumige Meisterzimmer, wo der Herr auf sie wartete. Dieser sprach zuerst mit dem noch besser gekleideten Gesellen, ließ sich dessen Papiere geben und schien davon befriedigt. „Sie können morgen antreten," sagte er zu ihm und nannte seine Adresse.

„Sie wollen auch arbeiten?" wandte er sich an die beiden andern. „Thut mir leid, ich kann nur einen brauchen." — Enttäuscht kehrte Wilhelm mit seinen Kollegen ins Fremdenzimmer zurück.

Er ließ sich das Adreßbuch geben, um sich noch einige Stellen auszusuchen, wohin er gehen könnte. Der Hausvater bemerkte

sein bekümmertes Gesicht und begann ein Gespräch mit ihm. „Sie sind wohl schon recht lange unterwegs?"

„Ach ja, Vater! schon über fünf Wochen."

„Und Sie können keine Arbeit finden?"

„Nein, soviel ich mir auch Mühe gebe."

„Sie müssen sich nicht zu sehr darauf steifen, in Ihrem Handwerk Arbeit zu finden. Nehmen Sie, was Sie kriegen können! Arbeiten Sie, was sich findet! Haben Sie denn noch Geld?"

„Noch fünfzehn Groschen!"

„Damit werden Sie nicht mehr weit kommen. Zuschuß von zu Hause?"

„Nein!"

„Na!" sagte der Hausvater, „ich sehe, daß Sie noch ein ehrlicher Kerl sind. Vielleicht kann ich Ihnen noch unter die Arme greifen."

Durch den tröstlichen Zuspruch fühlte sich Wilhelm sehr gehoben. Er verdoppelte seine Bemühungen um Arbeit, meldete sich auch bei Hausdienerstellen und dergleichen, aber immer vergeblich. Nach zwei Tagen war seine Barschaft zu Ende. Der Hausvater, dem von Wohlthätern zuweilen die Möglichkeit geschaffen wird, mittellose anständige Gesellen zu unterstützen, behielt ihn noch zwei Tage umsonst da. Kurz bevor Wilhelm das gastliche Haus verlassen wollte, fragte ein Herr den Hausvater nach einem zuverlässigen Arbeitsburschen. Auf einen Wink ging Wilhelm ins Meisterzimmer. „Ich glaube, ich kann Ihnen den jungen Mann empfehlen," sagte der Hausvater.

„Ich brauche eigentlich einen jüngeren Menschen, der mir für acht Mark die Woche arbeitet," sprach der Fremde, indem er Wilhelm prüfend ansah; „aber wenn Sie für neun Mark arbeiten wollen, ist es mir recht. Zeigen Sie mir Ihre Papiere!"

Wilhelm war froh, eine Stelle zu haben. Zwar erhielt sein Selbstbewußtsein einen bedeutenden Stoß, daß er als „Arbeitsbursche“ gehen sollte, als Arbeitsbursche, eine Menschenklasse, auf die er schon als Lehrling und noch mehr als Geselle mit einer gewissen Verachtung hinabgesehen hatte; aber das Fechten und das Benützen der Verpflegungsstationen war doch noch unangenehmer und entwürdigender. Ein junger Handwerksgesell, noch dazu aus einer Provinzialstadt, wo er feierlich in die Innung aufgenommen und freigesprochen worden ist, dünkt sich hoch erhaben über die nicht qualifizierten, die ungelernten Arbeiter. Doch ist jetzt dieses Unterschiedsgefühl sehr im Schwinden. —

Wilhelm ging mit dem Herrn. Er versah seinen Dienst treu.

Er mietete sich alsbald eine Schlafstelle bei einer ehrsamen Schuhmacherfamilie in einer vier Treppen hoch gelegenen Hofwohnung. Eine nette junge Frau öffnete ihm und führte ihn durch die einfenstrige Küche und eine kleine zweifenstrige Stube, der Wohnung des Ehepaares, in die in derselben Flucht liegende enge Kammer, worin zwei der einfachsten Bettstellen, ein Spind, ein Tisch, zwei Stühle und ein Waschtisch standen. Damit war der Raum vollständig ausgefüllt, und nur ein schmaler Gang, in dem sich zwei Menschen kaum ausweichen konnten, war zwischen den Möbeln gelassen, die weder neu, noch schön, sondern einfach und leidlich sauber waren. Auf dem Spind lag eine Unmasse von Papieren und Büchern. Die Betten waren mit einer roten Decke zugedeckt. Endlich vervollständigten ein paar alte Holzschnitte in zerbrochenem Rahmen und ein kleiner Spiegel die Einrichtung. Frau Meier erzählte unserem Wilhelm, daß der andere „Schlummerkollege“ ein Schlosser sei und schon länger als ein Jahr bei ihr wohne, während sie ihren abwesenden Mann als einen Schuhmacher bezeichnete.

Über das Schlafstellenwesen sind vielfach falsche Nachrichten

und Ansichten verbreitet. Obwohl es auch unsittliche, entsittlichende Schlafstellen giebt, so darf man das nicht zu sehr verallgemeinern.

Wilhelm suchte sich mit den neun Mark Wochenlohn so gut einzurichten, als es gehen wollte. Er aß in der Volksküche und gestattete sich nicht den geringsten Luxus im Essen. Dennoch brauchte er pro Woche fünf Mark fünfzig Pfennige für die notwendigsten Ausgaben. Zwei Mark fünfzig Pfennige betrug außerdem die Miete und der Entgelt für den Morgenkaffee, so daß nur noch eine Mark übrig blieb für die Instandsetzung seiner sehr abgerissenen Kleidung. Immerhin gelang es ihm, auf den Kleiderbörsen der Kunden, die er kennen gelernt hatte, eine willkommene Ergänzung seiner „Kluft“ zu vollziehen und sich sogar einen alten, schlechten Sommerüberzieher zuzulegen, der ihm in den kommenden Wintertagen als wärmende Hülle über seinem Rock dienen sollte.

Seine Abende und freie Zeit brachte Wilhelm im Kreise der Familie des Vermieters zu, wo er auch von der geheizten Stube und dem freundlichen Licht der Lampe unentgeltlich profitierte, das selbst zu halten oder zu bezahlen seine Mittel nicht reichten. In dieser Zeit schrieb er nach Hause an seine Mutter. Er erzählte ihr, daß es ihm schwer geworden sei, Beschäftigung zu finden; jetzt habe er aber Arbeit. Doch hütete er sich zu sagen: „als Arbeitsbursche.“ Er gab auch seine Adresse an und hatte das Vergnügen, einen Brief von seiner Mutter zu bekommen. Leider dauerte die Freude nicht lange. Wilhelm war nur während der arbeitreichsten Wochen der Weihnachtssaison zur Aushilfe angenommen worden. Schon Ende November ließ der Verkehr in dem Großversandtgeschäft nach, wo er arbeitete, und nun wurde er wieder entlassen.

Für eine Woche noch hatte er Schlafstelle und Morgen=

kaffee bezahlt. Seinen Lohn hatte er vorschußweise bezogen. Daher besaß er nun nichts mehr, und es gelang ihm auch nicht, eine andere Stelle zu finden.

Anfang Dezember trat ein reichlicher Schneefall ein. Es wurden Schneeschipper verlangt. Wilhelm meldete sich und wurde angenommen; aber nach drei Tagen war der Schnee beseitigt und die Hilfsarbeiter wurden wieder entlassen. —

Damit war auch Wilhelm wieder zum Kunden herabgesunken; denn selbstverständlich mußte er die Schlafstelle räumen, sobald er kein Geld mehr hatte, sie zu bezahlen.

Kredit wird von vorsichtigen Schlafwirten nur solchen Schlafburschen gewährt, die ihnen nach jahrelanger Erfahrung als zuverlässig bekannt sind oder die etwas Gepäck haben. Neulinge sinken mit dem Verlust der Arbeitstelle sofort in eine tiefere Stufe, verlieren alles Vertrauen der ansässigen Leute und werden obdachlos.

Sechstes Kapitel.

In der Wärmehalle.

Von weit und breit zieht es die arbeitende Bevölkerung nach Berlin. Nicht allein ist es der Glanz der Kaiserstadt, der Ruf von der Menge der Vergnügungen, von der verhältnismäßigen Höhe der Löhne, was die Arbeiter nach der Reichshauptstadt lockt, sondern für den mittellosen unter ihnen sind auch die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten eine Lockung. Im ganzen Reiche ist es der fahrenden Bevölkerung auf der Landstraße bekannt, daß das Asyl in Berlin nicht nur umsonst Obdach für die Nacht, sondern auch Abendbrot und Frühstück gewährt, daß die Wärmehallen im Winter den Frierenden offenstehen, daß in der Herberge zur Heimat in der Oranienstraße jeden Abend ein Gratisabendbrot, jeden Sonntag eine Mittagsmahlzeit verabreicht wird. Alles, was unterschiedlos den Arbeitscheuen, wie den Arbeitwilligen Wohlthaten gewährt, zieht mittellose Elemente nach Berlin, wo die Obdachlosen ihr Elend dennoch dann doppelt fühlen.

In den Stadtbahnbogen am Alexanderplatz finden sich außer einem Mädchenheim und außer der Zweiganstalt des „Christlichen Vereins junger Männer“ auch der Zentralverein für

Arbeitsnachweis und dessen nur im Winter geöffnete Wärmehallen, für die der Magistrat einen Zuschuß von jährlich dreitausend Mark zahlt. Die Wärmehallen fassen ungefähr tausend Personen. Um einhalbacht Uhr morgens werden sie geöffnet. Rasch füllen sie sich mit denen, die entweder über Nacht obdachlos in der Stadt umhergeirrt sind oder auch im Asyl geschlafen haben. Bald ist der letzte Platz besetzt, und die Thür wird geschlossen. Da in den Gängen niemand umherstehen soll, so müssen die, die auf den Bänken sitzen, so lange zusammenrücken, bis alle etwa Überzähligen Platz genommen haben. Aber gewöhnlich haben auch noch lange nicht alle, die herein wollten, Einlaß gefunden. Vielmehr müssen viele noch draußen in der Kälte stehen und warten. Deshalb werden nach etwa einer Stunde die Insassen, wenn der Inspektor denkt, daß ihre genügende Erwärmung erfolgt ist, hinausgetrieben und die draußen Harrenden hereingelassen. Um sieben Uhr abends müssen dann alle hinaus, und die Wärmehallen werden geschlossen. Der Inspektor hält strenge Ordnung, wobei ihm zwei, mitunter auch noch mehr von den Anwesenden gegen Gewährung einer Mahlzeit behilflich sind. Viele wollen ihren warmen Platz nicht freiwillig aufgeben. Sie werden gewaltsam hinausgeworfen. Das gleiche Schicksal trifft die schwer Betrunkenen.

Die Insassen der Wärmehallen sind heruntergekommene Leute aus fast allen Ständen. Aus den verschiedensten Landesteilen kommen sie zusammen; auch das Ausland ist vertreten. Am seltensten findet man Berliner. Diese Armen haben die verschiedensten Erwerbsquellen. Zur Ehre vieler sei es gesagt, daß sie sich redlich um Arbeit bemühen und eifrig bedacht sind, durch irgend welche Aushilfsarbeiten und Handlangerdienste sich einen kleinen Verdienst zu schaffen. Andere dieser Leute — und nicht die wenigsten — gehen betteln. Diese „Beschäftigung“ hat

ihre Spezialisten. Manche gehen nur „auf Sachen“, d. h. sie betteln Kleidungsstücke und „verkündigen“ sie dann in der „Kruke“ (Wärmehalle). Die Straßen und Häuser werden systematisch abgelaufen; im vierten Stock wird angefangen. Der Kleiderbettel ist am lohnendsten. Wenn auch die Sachen für ein Spottgeld verschleudert werden, so bringen sie doch immer mehr ein als die „Pfennig- und Stullenklopperei“. So gilt zum Beispiel in Pfennigen: eine „Staude“ (Hemd) 10 bis 50, eine „Kreuzspanne“ (Weste) 10 bis 30, ein „Paar Weitchen“ (Hosen) 25 bis 100, ein „Wallmusch“ (Rock) 20 bis 150, ein „Übermann“ (Überzieher) 50 bis 150, ein „Obermann“ (Hut) 10 bis 50, ein „Gipsverband“ (Kragen) 10 bis 20, ein „Stenz“ (Stock) 10 bis 30, ein „Paar Trittchen“ (Stiefel) 10 bis 150, eine „Musspritze“ (Schirm) 10 bis 50, eine „Padde“ (Portemonnaie) 10 bis 30, ein „Schneidling“ (Messer) 10 bis 50. Eine Uhr (Osnick) ist verhältnismäßig teuer, und selten hat ein Kunde so viel „Draht“, um sich eine zu kaufen. Mancher, der seine Uhr auf irgend ein Leihamt „verschoben“ hat, trägt an der Kette eine Kapsel, in der der Pfandschein verwahrt ist, wenn nicht auch dieser schon „verschoben“ ist.

Der Preis für „Fettigkeiten“ und für „Lochum“ (Brot) ist — je nach Angebot und Nachfrage — sehr verschieden. Das Brot aus der „Palme“ (Asyl), „Palmkuchen“ genannt, steht im Kurse stets fest: zwei Stückchen fünf Poscher (Pfennig).

Eine andere Art Bettler „stößt“ die Kontore. Der Kunde steckt noch einigermaßen in „Schale“ (Kleidung) und weiß sich gewandt zu benehmen. Seine Trittchen sind blank gewichst, die „Tolle“, das Kopfhaar sauber frisiert. Viele lassen sich in der Fachschule der Barbier- und Friseur-Innung in der Neuen Friedrichstraße hinter der Garnisonkirche frisieren, was die Schüler Montags und Donnerstags von drei bis fünf Uhr nachmittags umsonst ausführen.

Eine vierte Sorte von Strolchen nimmt die „Pfaffen" sowie überhaupt solche Leute „hoch", die in dem Rufe der Mildthätigkeit und Freigebigkeit stehen. Vielfach — bei Künstlern, Schriftstellern, Uhrmachern, Apothekern und auch bei Handwerkern — stellen sie sich als „Gehilfen" und „Kollegen" vom Fach vor und wissen diese Behauptungen mit großer Geschicklichkeit ihren Opfern glaubhaft zu machen; — diese Handlungsweise grenzt scharf an die der Hochstapelei. Sie sind auch durchweg mit falschen Papieren versehen, die von einzelnen Kunden mit großer Geschicklichkeit fabriziert werden und den Gegenstand eines schwunghaften Handels in den Wärmehallen, im Asyl und dergleichen bilden.

Die „Kontorstößer" und diejenigen, die Geistliche ꝛc. „abkloppen", buchen ihre „Winden" und nennen sie andern Kollegen nur gegen Entschädigung. Sie wissen genau, wo es „heiß" ist (wo die Polizei auf dem Posten ist) und wo sie ohne Gefahr „talfen" (betteln) können. Die „Theewinden" (Krankenhäuser), in denen sie, irgend eine Krankheit simulierend, leicht Aufnahme finden, sind ihnen bekannt, ebenso die Städte, die heruntergekommene „arme Reisende" neu „einpuppen" (einkleiden) und unterstützen. Sie wissen, wo Kirmeß, Markt oder dergleichen stattfindet, und führen doch keinen Kalender mit sich. Aus Zeitungen ersehen sie, wo sonst „was los" ist. Auch über Familienereignisse, wie z. B. Hochzeiten, sind sie unterrichtet, und der alte Stromer scheut selbst einen weiteren Marsch nicht, um die Stimmung einer Festgesellschaft zu benutzen und ihre Beutel zu plündern, sie anzubetteln.

Sie wissen auch, in welchen Herbergen das Christkind den „armen Reisenden" am reichlichsten beschert; und einzelne alte gediegene Stromer, zu denen die gewöhnlichen Landstreicher mit scheuer Ehrfurcht aufsehen, — die wissen noch viel mehr.

In den Wärmehallen sind überdies Leute, die einem be-

stimmten Berufe obliegen und denselben bei Kameraden ausüben. Da ist z. B. der Stiefelputzer. Er hält sich Bürsten, Wichse und Degras. Wer sich das Geschäft des Stiefelputzens oder Kleiderreinigens selbst besorgt, zahlt für die Benutzung der Bürsten drei Pfennige, für Stiefelwichsen, wenn es der Wichsier ausführt, fünf Pfennige.

Auch Lebensmittel werden in Zahlung genommen. In der Wärmehalle hat er einen bestimmten Platz; in der „Palme" geht er abends von Baracke zu Baracke und macht mitunter ganz gute Geschäfte.

Auch „Gesichtsverschönerungsräte," wie sie sich selbst nennen, giebt es hier. Es sind dies mehrere, drei oder gar vier „Barbiere". „Barbieren fünf Pfennige, Haarschneiden zehn Pfennige," lautet ihre Taxe. Mitunter aber haben sie ein Einsehen und machen's billiger, wenn der Kunde nicht mehr so viel hat; sie geben sogar den ihnen persönlich bekannten Kunden Kredit. Abends in der Palme ist ihr Hauptgeschäft, wo sie, wie der Wichsier, mit ihrer Kunst von Baracke zu Baracke hausieren gehen.

In den Wärmehallen existiert schließlich noch eine Sorte Menschen, von denen man kaum sagen kann, womit sie ihr Dasein fristen. Sie arbeiten nicht, sie gehen nicht betteln, sie steigen nicht auf die „Fahrt", sondern sie liegen den ganzen Tag über in der warmen „Kruke". Die Lösung des Rätsels liegt darin: Sie betteln bei den Bettlern. Wenn diese von der „Fahrt" heimkehren, die Taschen gefüllt und mit „Sohre" beladen — je nachdem, wie die „Geschäfte" gegangen sind — so kommen dann die Braven, die so lange die Plätze warm gehalten haben, hervor und erkundigen sich teilnehmend, wie's gegangen, fragen, ob der oder der nicht „verschütt gegangen" (arretiert) ist, und warnen und raten. Sie helfen das Überflüssige verschieben, besorgen diesem Nadel und Faden, holen jenem, der seinem Leibe nach

den ausgestandenen Strapazen etwas Besonderes zu gute thun möchte, einen Soroff (Schnaps) in der Flasche aus der Alexanderstraße gegenüber der Kaiserstraße und sorgen für bequeme Plätze.

Sie wissen genau, welche Abteilung „ausgeschoben" wird, wenn die Rathausuhr dröhnend die nächste Stunde verkündet. Sie schieben sich und die, die sich ihrer Führerschaft anvertrauen, so, daß sie fast nie verschoben werden. Selbstredend ist die Teilnahme keine selbstlose, keine, die auf pure Nächstenliebe sich gründet; im Gegenteil: von dem „Übrigen" ihrer Schützlinge nehmen sie, was sie irgend bekommen können, und haben, wenn sie dies oder jenes für ihre Kunden heranholen müssen (d. h. von außen holen), ganz eigene Grundsätze. So z. B. ist es etwas Selbstverständliches, daß, wenn ein „Schlamasse" oder „Festebeißer" (d. i. die technische Bezeichnung solcher Leute) nach Soroff geschickt wird und ihm dafür ein „Bleier" oder „Puppen" (zehn Pfennig) mitgegeben wird, er nur für fünf „Poscher" (Pfennige) „Vini" bringt (Spiritus vini). Oft lassen sie sich auch nur Brennspiritus geben, denn es wird behauptet, der Holzgeist darin schade nichts — Gift dürfe ja doch nicht dazwischen gethan werden. Darüber, daß dies etwas widerlich schmeckt, setzen sich die „großen" Trinker hinweg. Die nächste Pumpe liefert den Zusatz, und für die kalte Destillation und für die Mühe des Holens steckt der Schlamasse fünf Poscher in die eigene Tasche und nimmt als Probe auch den ersten Hieb aus der Flasche. Kommt es nun einmal vor, daß, allen Voraussetzungen zum Hohn, einmal die Festebeißer an die Luft gesetzt werden, so gehen etliche von ihnen „stippen"; andere suchen jene Lokale und Budiken auf, in denen dunkle Existenzen ohne Geld, ohne daß sie etwas verzehren, geduldet werden. Das vom Alexanderplatz nächste dieser Lokale ist eine Destillation in der Jüdenstraße.

Die Bezeichnung „stippen" hat unter den Kunden verschiedene

Bedeutung. So heißt „stippen“: in den Volks- oder Armenküchen (Krukenküchen) umherlungern und die von anderen stehengelassenen Reste dem werten Ich einverleiben. Stipper von Profession klagen über die Konkurrenz auch auf diesem Gebiete.

Dann bedeutet „stippen“ auch Auffammeln der Zigarrenstummel von Straßen und Plätzen. Früher, in den sogenannten Gründerjahren, wurde dies Geschäft auch von Leuten betrieben, die es nicht nötig hatten. Einige hatten sich in den Spitzen ihrer Spazierstöcke eine abgebrochene Stopfnadel eingeschlagen und besaßen eine staunenerregende Fertigkeit in dem Aufpicken und Verschwindenlassen der Stummel in eigens dazu eingenähten Taschen. Der Bruder aus der Wärmehalle aber verschmäht jedes derartige Hilfsmittel; er macht „allens ohne Mechanik und ohne Apparat“. Der Stipper weiß auch ganz genau, wo und wann er die besten Aussichten auf eine gute Ernte hat. Vor der Börse von ein bis drei Uhr, tagsüber Unter den Linden, in der Passage, an den Bahnhöfen und abends vor den Theatern und feineren Restaurants. Für alles, was der Stipper nicht selbst verbraucht, findet er in der „Kruke“ oder in der „Palme“ willige Abnehmer. Zigarrenstummel ist ein gangbarer Artikel.

Schließlich findet man in den Wärmehallen noch Leute, die durch ihren Berliner oder das Bündel, das sie bei sich führen, dem Kenner verraten, daß es Auswärtige sind. Auch diese kann man in zwei Sorten einteilen.

Da sind Professionisten, meist jugendliche Gestalten, die kein Geld mehr besitzen, und die von Kollegen (welche Berlin schon kennen) von der Herberge nach der „Kruke“ verschleppt worden sind. Die Wärmehalle bietet ihnen vorläufig einen Unterschlupf gegen Wind und Wetter, bildet aber zugleich auch die Vorschule für das Fechten. Ein Kollege, der den Rummel genau kennt, geht mit; er zeigt dem Neuling seine (des Neulings) „Krauter“

(Meister); er zeigt ihm auch andere „Winden“ und weiß geschickt, aufsteigende Bedenken des Anfängers zu unterdrücken. Er „hält Schmiere“, d. h. er paßt auf, ob sein junger Freund nicht etwa von einem „Heimlichen“ (Polizisten) beobachtet wird. Wenn alles geklappt hat und das Erbettelte redlich „gekippt“ (geteilt) ist, so verschleppt er seinen jungen Genossen nach dem Asyl (in der Büschingstraße) oder nach der „Palme“. Wozu auch Schlafgeld bezahlen, wenn man's umsonst haben kann? Über alles übrige hilft der Fusel hinweg. Ist das „Kloppen“ die darauf folgenden Tage — dank des guten Eindruckes, den der junge Bettler auf die Angesprochenen macht — recht einträglich, so wird weniger und immer weniger nach Arbeit gefragt. Kommt einmal ein Fehlschlag, so tröstet der „Koller“ (Kollege) seinen Gefährten und giebt ihm den Rat, das „Überschüssige“ aus dem „Berliner“ zu „verschieben“. Gesagt — gethan! Bald stromt der junge Mann, der von den Seinen mit Segenswünschen begleitet in die Fremde ging und selbst mit den besten Vorsätzen die Kaiserstadt betreten hat, als echter Kunde durch Berlin und geht unter, wenn sich nicht jemand seiner thatkräftig erbarmt.

Die zweite Art, die ebenfalls den Eindruck „von auswärts“ macht, sind meist Leute gesunden, kräftigen Schlages. Auf den ersten Blick erkennt man sie als Landarbeiter. Sie haben in Ziegeleien gearbeitet, an Chausseen gebaut, Erdarbeiten verrichtet und wollen wieder arbeiten. Es sind meistens ältere Leute. Die Ungunst der Witterung und die Hoffnung, „in Berlin was zu hören,“ wo dieser oder jener Schachtmeister, der in Berlin wohnt, wohl zum Frühjahr loslegen wird, hat diese Arbeitlosen nach Berlin geführt.

Sie halten sich nur kurze Zeit hier auf, eben nur, um Erkundigungen über Schachtmeister und Unternehmer einzuziehen, und verschwinden dann wieder — natürlich, nachdem auch sie die

Wohlthaten der Wärmehalle oder der „Palme“ in Anspruch genommen haben.

Unter den Kunden giebt es auch solche, die das Fechten gewerbsmäßig betreiben (d. h. außerhalb), die nicht arbeiten oder nur dann, wenn sie dem „Deckel“ (Gendarm) keinen Arbeitbemühungsschein neueren Datums mehr zeigen können. Sie arbeiten nie lange, halten sich nirgends lange auf und besuchen Berlin nur auf der Durchreise. Wer außerhalb wandert und länger außer Arbeit ist, hat die *Winde* zu gewärtigen, wenn ihn der „Deckel“ „flebbt“ (der Gendarm die Papiere visitiert). Hier heißt nun „Winde“ *nicht koschere Bettelstelle*, sondern *Arbeitshaus*, und selbst alte Kunden überläuft bei „Aussicht auf Winde“ eine Gänsehaut.

Aber diese Stromer besitzen eine fast wunderbare Orts- und Personalkenntnis. Sie wissen ganz genau, an wen und wohin sie sich zu wenden haben, um das Dokument — Arbeitbemühungsschein — unbeanstandet zu erhalten.

Auch die „Deckelei“ und ihre Bezirke kennen sie, ebenso alle Verpflegungsstationen in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Sachsen u. s. w.

* * *

Ein früher Winter war eingetreten. Der Nordwind stürmte durch die Straßen Berlins und trieb einzelne kleine Schneeflocken an die Fenster. Glatt und rein lagen die Granitplatten des Bürgersteiges, lag Pflaster und Asphalt der Straßen da; denn der vor acht Tagen niedergegangene reichliche Schnee deckte zwar noch draußen die Felder und Wiesen, war aber in Berlin durch eine ganze Armee von Arbeitern schon gänzlich beseitigt.

Fröstelnd und in dünne Kleider gehüllt gingen zwei junge Kunden die Königgrätzerstraße entlang.

„Wenn's doch endlich schneien möchte, det wir wieder bei der Straßenreinigung ankämen!" sagte der jüngere, Emil Baumann, zu seinem Begleiter Wilhelm Rundstab. „Nu is unser Geld wieder alle, nu können wir wieder „Kohlendampf schieben" (hungern) und frieren. Et hätte soll'n acht Tage länger dauern. Da hätten wir so viel verdient, det wir uns eene Schlafstelle mieten konnten. Drei Märkerchen hätten wir dazu schon übrig gemacht. Aber so haben wir bloß drei Tage zu thun gehabt, und da jeht det janze Jeld druff uff Schlafjeld und Essen und uff den niederträchtigen Schnaps, an den man sich bei so eenem elenden Stromerleben gewöhnt hat."

„Wir müssen eben wieder schmal machen" (betteln), sagte Wilhelm; „damit wir Schlafgeld und was zu essen haben. Was soll man weiter thun? Hu! is das kalt! Ich hab' nix uf'm Leibe und in'n Leibe. Keene Unterhosen, keene woll'ne Jacke. Ich loofe mit de bloßen Füße uf'm Pflaster. So wie heut hat mich noch nie gefroren. Ich habe ooch keenen Poscher mehr, daß ich in een Volkskaffeehaus oder in eene Destille geh'n könnte." Die Kameraden kamen an den Potsdamer Platz. Der Witterungsanzeiger an der Uraniasäule wies zehn Grad unter Null nach Celsius.

„Komm!" sagte Emil, „wir wollen uns hier een bisken in'n Wartesaal von'n Potsdamer Bahnhof wärmen!" Wilhelm folgte dieser Aufforderung Emils gern. Der geräumige Wartesaal vierter Klasse war fast leer. Nur einige ländlich aussehende, mit umfangreichem Gepäck versehene Familien saßen an den Tischen. Die beiden Obdachlosen nahmen in dem behaglich erwärmten Raume Platz. Der Kellner der Bahnhofswirtschaft betrachtete sie mit mißtrauischen Blicken und ging hinaus.

Es dauerte nicht lange, so erschien ein Beamter, musterte

die beiden, trat ihnen näher und fragte sie: „Wohin reisen Sie denn?“

„Nach Brandenburg!“ antwortete Emil prompt.

„Haben Sie schon Fahrkarten?“

„Nein, noch nicht!“

„Na, dann lösen Sie sich wohl zuerst die Fahrkarten. Unten ist der Schalter!“ sagte der Beamte bestimmt.

Es blieb den beiden nichts übrig, als den Saal zu verlassen und in die Winterkälte zu treten.

„Weißt de was, wir gehen in die Kruke (Wärmehalle, scherzhaft Wärmekruke genannt) am Alexanderplatz!“ nahm Wilhelm das Wort.

„In de Kruke?“ sagte Emil. „Wenn ick bloß fünf Pfennige hätte, kriegten mich keene zehn Pferde rin; denn Bienen giebt's da genug, man kriegt se da ganz umsonst. Und ick kann ooch das Gethue nich leiden, wenn so'n Wohlthäter der Menschheit mal een'n Teller Suppe schmeißt. Die is ohnehin sehre dünn; det frühere Wasser aus der Leitung war Pudding dajejen. Aber so is es am Ende noch das Beste. Jetzt steig' ich aber erst uff de Fahrt.“

„Ich ooch!“

„Also Nachmittag um viere in de Kruke!“

„Ja, um viere!“

Wilhelm war zuerst da. Das Fechten hatte heute nicht viel abgeworfen. An zwanzig Thüren war Wilhelm abgewiesen worden. Wohl an fünfzig Thüren hatte man nicht erst aufgemacht. Immerhin hatte er fünfzig Pfennige erbettelt. Er kaufte sich in der Wärmehalle einen Napf Essen für zehn Pfennige und erstand von einem Kunden für fünf Pfennige zwei „Palmkuchen“ (Brot aus dem Asyl). Auf den Bänken drängten sich über tausend Männer. Es war sehr heiß im Saal.

„Nu Bruder!“ redete ein alter Nachbar, Karl Lange, den Wilhelm an, der ihn schon auf der Landstraße getroffen hatte. „Hast de Winden gestoßen?“

„Ich habe keen Glück gehabt!“

„Wo wirst de denn heut pennen?“

„Ich weiß noch nich!“

„Na, komm' man mit in die Palme. Ick kenne die Schiebung. Ick bin schon über drei Wochen alle Tage da; aber mir kann keener. Du mußt von hier von der Kruke aus mit een'n jroßen Haufen mitjehen. Da können se nich so schnell alle uf eenmal inschreiben; und da rutscht man so mit durch. Wenn du das erste Mal kommst, sollst du dir nämlich inschreiben lassen, aber besser is es, du thust es nich.“

Unterdeß war auch Emil herangekommen. Man beschloß, um sechs nach der „Palme“ zu gehen, um sowohl dort das Bad als auch das freie Abendbrot zu genießen.

Inzwischen ging die Unterhaltung in der Kruke, zwar nur im Flüsterton, aber doch ziemlich lebhaft weiter. Man „kündigte“ (kaufte) und „verkündigte“, was das Zeug halten wollte. Wilhelm besaß nichts mehr zum Verkaufen. Auch Emil war vollständig herunter. Karl Lange sah sich die jungen Männer teilnehmend an. Er erkundigte sich nach dem Schicksal und nach der Herkunft beider. Nur halb sagten sie ihm die Wahrheit. Er hätte ihnen gern geraten: sie sollten doch nach Hause zurückkehren; aber auch ihm winkte ja erst sein Heim wieder, wenn er Arbeit hatte, wenn er wieder in geordneten Verhältnissen war; darum wagte er nicht, den jungen Leuten einen Rat zu geben. Fast ein Jahr war es her, seit er seine Frau verlassen hatte. Vergeblich waren alle seine Bemühungen nach Arbeit gewesen, sowohl in Berlin als auch außerhalb. In seiner Verzweiflung hatte er Eintritt in die Arbeiterkolonie in Großbeeren

begehrt. Ein halbes Jahr hatte er dort mit großer Anstrengung auf den Feldern gearbeitet. Von früh fünf bis abends acht Uhr hatte die Arbeit gedauert; aber der Lohn war so gering, daß er die Kleider schneller verbrauchte, als er sie wieder ersetzen konnte. Er war nicht vorwärts gekommen und hatte die Kolonie abgerissener verlassen, als er sie betreten gehabt hatte. Jetzt war er ständiger Besucher des Asyls und der Wärmehalle. Seine gereiftere Erfahrung ließ ihn dabei ebensowohl die Gefahr des völligen Versinkens in den moralischen Sumpf, als die eines Zusammenstoßes mit der Polizei vermeiden. Er suchte in ziemlich uneigennütziger Weise auch jüngere Leidensgefährten vor diesem Schicksal zu bewahren. Ganz wertlos war diese Haltung allerdings auch für ihn nicht; denn so sehr sich die Moral auch der von Haus aus gutartigen Kunden im Elend und im Kriegszustande gegen die Gesellschaft verflüchtigt, so wirksam bleibt sie doch bei manchem noch den Genossen gegenüber. Daher fiel denn auch für Karl Lange mancher Vorteil ab, der in der Dankbarkeit seiner Schützlinge seinen Grund hatte.

„Ein paar wunderschöne Trittchen!" rief ein Kunde von der benachbarten Bank. „Für fünf Bleier lasse ich se. Sie sind noch ganz. Du Kunde!" wandte er sich an Wilhelm, dessen bloße Zehen aus den weit aufgesperrten zerrissenen Stiefeln hervorsahen, „du kannst se brauchen. Nimm se! für fünf Puppen sind se so gut wie geschenkt. Jeder Schuster giebt mir een Märkerchen davor."

Wilhelm sah wehmütig auf die Stiefel, die ihm ungefähr passen konnten. Er widerstand der Versuchung nicht, sie an seine Füße zu halten; aber er nannte nur drei Groschen sein Eigentum. „Zwei Bleier geb' ich!" sagte er.

„Na nu! wat denkst de denn!" grollte der Verkäufer, ließ die Ware aber doch dem Wilhelm für dreißig Pfennige. Nun=

mehr war die Zeit herangekommen, daß die drei, die für heut Abend zusammenhalten wollten, die Kruke verlassen mußten, um anderen Platz zu machen.

Sie begaben sich daher alsbald auf den Weg zur Palme. Immer noch pfiff der eisige Wind durch die Straßen. Wilhelms neue Stiefel waren ihm für die mit Frostbeulen bedeckten Füße etwas zu klein. Er konnte nur mühsam gehen. Eine Zeitlang hielt die Durchwärmung aus der Kruke noch vor; dann durchschauerte ihn und seine Kameraden die Kälte noch empfindlicher als vorher. Die Laternen brannten. Langsam ging es durch die Neue Königs-, durch die Greifswalder- und Danziger- in die Fröbelstraße, weit, weit hinaus, wo die Bebauung aufhört, wo das freie Feld schon beginnt.

Siebentes Kapitel.

Im Asyl.

(Das städtische Asyl für Obdachlose, von seinen Stammgästen „Die Palme" genannt, liegt hoch im Norden Berlins in der Fröbelstraße in einer Flucht mit den Gebäuden, die die Stadt für ihre Siechen und Altersschwachen errichtet hat. In den Vordergebäuden befindet sich das Asyl für obdachlose Familien, deren Aufenthalt hier sich auf mehrere Wochen ausdehnt. Sie haben keine Miete zahlen können, oder sind durch andere widrige Umstände ihrer Wohnung verlustig gegangen. Sie kommen mit Kind und Kegel, mit Sack und Pack, so viel ihnen das Schicksal und der Wirt gelassen hat. Reinliche Betten aus Strohsack und Decken in großen, hellen Sälen, reichliche Mahlzeiten auf Kosten der Stadt warten ihrer. Die Geschlechter sind getrennt, weil man nicht für jede Familie ein besonderes Zimmer bereit halten kann. Für die Kinder ist eine besondere Schule mit guter Ausstattung eingerichtet. Sogar ein freundlicher Spielplatz mit Gras und grünen Bäumen im Sommer fehlt nicht. Die Zahl der das Asyl aufsuchenden Familien ist sehr groß. Schon im Jahre 1888 betrug der tägliche Durchschnitt der Personenzahl zweihundertfünfzig. Für sechshundert Köpfe ist das Familienasyl berechnet, und manchmal ist es voll.

Dahinter dehnt sich das städtische Obdach für einzeln stehende Männer und Frauen aus. Es ist für fünfzehnhundert Personen berechnet, war indes schon gleichzeitig mit zweitausendneunhundert belegt und enthält zwanzig (jetzt vierzig) sich rechtwinklig vom Hauptgebäude abzweigende Baracken mit je siebzig Pritschen.)

Jedem, der kein Obdach hat, steht von vier Uhr nachmittags bis ein Uhr nachts der Eintritt frei; auch schwer Betrunkene werden aufgenommen. Gegen Abend ziehen daher Leute allerlei Art dem Asyle zu: Krüppel und Kranke, Unglückliche und Elende, Müßiggänger, Bummler, Strolche, Verbrecher, Bettler, Säufer, schäbig, abgerissen und noch gut Gekleidete, solche, die völlig versumpft, verwahrlost, verkommen sind, und solche, die sich nur in augenblicklicher Not befinden, Leute, die einst im Reichtum geschwelgt und auf den Höhen des Lebens gestanden haben, und andere, denen nie die Sonne des Glücks gelacht, die aus den Entbehrungen nie herausgekommen sind, Stammgäste und Neulinge, Junge und Alte, Männlein und Weiblein. Doch überwiegen bei weitem die Männer. Für die Frauen genügt eine Baracke. In den letzten Jahren bildeten russische Juden als Auswanderer einen ständigen Bestandteil der Gäste.

Alle, die das städtische Asyl aufsuchen, versammeln sich im Vorflur. Etwa alle Viertelstunden, wenn sich ungefähr dreißig bis fünfzig Männer eingefunden haben, tritt ein Beamter in den Flur und ruft: „Alle diejenigen, welche zum ersten — — aller — ersten — male hier sind — noch nie hier gewesen sind, reinkommen!“ Die sich melden, nehmen im anstoßenden Aufnahmezimmer am Ofen Aufstellung und kommen, wenn ihr vollständiges Nationale in das Aufnahmebuch eingetragen ist, nach der Baracke XIX, nach der Verwarnungsbaracke. Viele Neulinge, die von anderen älteren Kunden darin unterrichtet sind, melden sich aber nicht auf die Aufforderung des Beamten, sondern umgehen ihre Ein-

tragung in das Buch. Sie können daher auch nicht verwarnt werden. Die Verwarnung besteht in einer eindringlichen Mahnung, das Asyl nicht öfter als fünfmal aufzusuchen. Die Ermahnten heißen bei den Kunden kurzweg „Verwarner“. Sie werden auch des Morgens bei der Entlassung besonders genommen. Wenn nun von der im Vorflur gesammelten Gruppe die „Verwarner“ getrennt sind, so kommt für die andern ein kritischer Moment. Verschiedene, die ein böses Gewissen haben, die schon länger als fünf Nächte in demselben Monat im Asyl waren, suchen sich „dünne“ zu machen. Sie schlüpfen schnell aus dem Vorflur über den Hof nach der Straße und ziehen es vor, eine Nacht hindurch zu „tippeln“, umherzuwandern. Vielleicht haben sie in Anbetracht ihrer Vorstrafen die „Winde“, den „Ochsenkopp“ (das Arbeitshaus) zu gewärtigen, oder sie haben Arbeit gefunden oder eine Stelle in Aussicht, die ihnen natürlich verloren geht, wenn sie „verschütt“ gehen, wenn sie ins Gefängnis wandern. Sie bieten daher lieber der Nacht und dem unerfreulichen Wetter Trotz, als die heißersehnte, mühsam errungene Existenz durch ihre Verhaftung zu gefährden.

Die ins Asyl Aufgenommenen warten nun im Versammlungssaal, bis ihrer etwa hundert sind. Dann werden sie — wenn es noch früh ist — in Baracke I und damit dem Bade entgegengeführt. Die Baracken sind große, langgestreckte, aus Fachwerk gebaute Säle. An beiden Langwänden rechtwinklig zu diesen stehen je dreißig Pritschen, in der Mitte nach Längsrichtung befinden sich noch zehn Pritschen. Dieselben sind von Holz, etwa zweieinhalb Fuß breit, sechs Fuß lang, am Kopfende, das an die Wand stößt, etwas höher und mit einem pultartigen hölzernen Aufsatz, dem „Kopfkissen“, versehen. Die Mittelpritschen sind die gesuchtesten, weil dort immer nur eine Person schläft, während an den Wänden meist drei auf zwei Pritschen schlafen

müssen, manchmal noch mehr. Es befinden sich demnach etwa hundert und manchmal noch ein paar Personen mehr in einem Saale. Die Pritschen lassen sich zusammenklappen, so daß das Fußgestell auf das Kopfgestell zu stehen kommt; dadurch wird mehr Platz geschaffen. Vorläufig sind die Pritschen sämtlicher Baracken hochgeklappt; erst nach der Abendsuppe werden sie heruntergeschlagen. In Baracke I liegen auf den hochgeklappten Pritschen leinene, mit Nummern versehene Beutel. Sind genug Asylisten in der Baracke versammelt, so kommt der Badekalfaktor, meist ein seine Strafe verbüßender Häusling des Rummelsburger Arbeitshauses, der nüchtern und umsichtig ist und das unbedingte Vertrauen seiner Vorgesetzten besitzt. Er kommandiert: „Ausziehen!“ Die Asylisten entkleiden sich so schnell wie möglich. Der Kalfaktor ruft: „Papiere, Streichhölzer, Stiefel, Leibriemen und Hüte zurücklassen; das andere in die Beutel gepackt und jeder merke sich seine Nummer genau!“ Die Kunden kommen dem Kommando schleunigst nach; doch vergessen manche, trotz der Mahnung, ihre Nummer, und oft wird auch das Lederzeug in die Beutel gethan, obwohl es das Ausbrennen in dem Desinfektionsofen nicht verträgt. Dann hat der Unvorsichtige den Schaden und der Kalfaktor die Umstände davon. Die entkleideten Männer nehmen ein jeder seinen Beutel und gehen zur Badebaracke hinauf. Diese wird der Länge nach durch einen Gang in zwei gleiche Teile geteilt. Die eine Hälfte ist das Brausebad. Ein langes, starkes Hauptrohr leitet das Wasser übermannshoch durch den Saal und speist die zahlreichen gießkannenartig sich abzweigenden Brausen. In der anderen Hälfte stehen Badewannen für alte Leute, sowie für solche, welche dem Kalfaktor zehn Pfennige anbieten können. Die nackten Menschen legen die Beutel mit den Sachen in den Gang. Die Beutel kommen nach der „Brenne“, dem Desinfektionsofen, wo dieselben fast eine

halbe Stunde lang einem Dampfbade von über hundert Grad Celsius ausgesetzt werden, behufs vollständiger Vertilgung aller Lebewesen in denselben. Im Brausebad aber stehen alle, wie sie Gott geschaffen hat, und man sieht mitunter Verkrüppelungen, deren Anblick Grauen erweckt. Viele haben ihre letzten paar Pfennige ins Taschentuch geknüpft, dieses um den Leibriemen befestigt und den Riemen um den bloßen Leib geschnallt. Diese Aufbewahrung des letzten Geldes erscheint ihnen so am sichersten. „Seife holen!“ tönt es von dem andern Ende des Raumes, woselbst in einer abgetrennten Ecke, die der Badekalfaktor sein Bureau nennt, auch der Apparat der Dampf- und Badeheizung steht. Alles drängt dahin: das ist ein Ringen, als wenn der Kalfaktor anstatt schwarzer Seife Zwanzigmarkstücke austeilte. Endlich sind alle versorgt. „Brausen auf, die vorderen Ketten ziehen!“ und — hu! — hu! — über den ganzen Raum strömt ein Regen, erst kalt, dann allmählich wärmer werdend, bis er die dem Kalfaktor vorgeschriebene Wärme erreicht hat. Zehn bis fünfzehn Minuten dauert die Prozedur des Badens, dann erschallt das Kommando: „Brausen zu, die hinteren Ketten ziehen!“ Nach dem Baden erhält, wer es will, eine wollene Decke zum Umhängen, denn es dauert noch immer zwanzig Minuten, ehe die Sachen gereinigt aus der „Brenne“ zurückkommen. In Gruppen und einzeln stehen und hocken die Leute nackt im Baderaum umher und disputieren über alles Mögliche und Unmögliche. Endlich ertönt das Signal einer Pfeife, der Fahrstuhl rasselt in die Tiefe, und ein ganz eigentümlicher, brenzlicher, durchdringender Geruch verkündet die Rückkunft der Beutel. Nunmehr werden dieselben bei der Treppe, die nach Baracke I hinabführt, auf einen Haufen geworfen. Alsdann müssen die Gebadeten auf den Gang hinaustreten, wo sie ihre Sachen wieder erhalten.

Ist der erste Schub mit dem Baden fertig und sind nicht

so viele Leute gekommen, daß eine Baracke belegt werden könnte, so geht es nach Baracke II. Sind aber genug Leute gekommen, so ist Baracke II bereits belegt und die Erfrischten kommen nach Baracke III. Von nun ab — es ist sechs Uhr durch — wird der Zudrang zum Asyle stärker und dauert bis kurz vor acht Uhr. Das Wetter bildet dabei einen Hauptfaktor. Auch wollen viele die Suppe und das Stück Brot, welches beides um acht Uhr verabreicht wird, nicht versäumen. Nach acht Uhr abends wird der Zuzug schwächer bis ungefähr um zehn Uhr. Nach dieser Zeit kommen nur noch Einzelne. Ist die Baracke gefüllt, so werden die Pritschen heruntergeklappt und jeder macht sich auf der angewiesenen Stelle für die Nacht zurecht. Die Stiefel werden ausgezogen und recht tief unter die Pritsche heruntergeschoben, damit kein Unberufener dieselben so ganz leicht hervorholen kann. Niemand traut dem anderen, und jeder sucht sich das, was er noch sein nennt, möglichst zu sichern. Die Papiere kommen in den Hut oder die Mütze und werden samt Chemisett und Halstuch und anderen Kleinigkeiten unter das Kopfbrett der Pritsche geschoben. Bei denen, die auf Seitenpritschen liegen, laufen hinter den Kopfenden der Pritschen, an den Wänden entlang, die Heizungsröhren. Auf diese Röhren packt der Asylist seine meistenteils feuchten Strümpfe oder Fußlappen, oder auch ein Taschen- oder Halstuch, welches er beim Baden oder an der Waschvorrichtung gewaschen, um es zu trocknen. Der Rock wird kunstgerecht zusammengelegt und so gepackt, daß er für Kopf und Schultern eine möglichst weiche Unterlage bildet. Wer eine Decke erwischt hat — es sind nur soviel Decken als Pritschen in jeder Baracke —, packt sie vorläufig unter seinen Rock und benützt sie erst nach der Suppe zum Zwecke des Zudeckens. Hose, Hemde, Unterzeug, auch wohl die Weste behält der Asylist an. Ist in der Baracke alles in Ordnung, d. h. hat

ein jeder auf seinem Platze sich eingerichtet, so wird die Thür nach dem Korridor und dem Versammlungslokal zu verschlossen. Die Thür am entgegengesetzten Ende der Baracke bleibt offen; dort sind die Klosetts. Über jeder Thür an beiden Enden der Baracke sind Gasflammen, und die Pritschen in der Nähe des Lichts sind, wie auch die Mittelpritschen, beneidete Plätze. Da sind einige, die wollen Karten spielen, andere wollen schneidern, oder sonst etwas, wozu sie unbedingt Licht gebrauchen. Diese müssen mit denen, die eben solche Pritschen inne haben, zu tauschen suchen, selbstverständlich gegen eine entsprechende Entschädigung. Der Preis dafür richtet sich nach der Nachfrage. Ein Kunde gab einmal für eine Eckpritsche an dem Gaslicht fünf Pfennige, ein Stück Brot und einen „Stift" (Primtabak). Liegt man auf seiner Pritsche und beobachtet das bunte Treiben um sich herum, so kann man, wenn man es will und dafür veranlagt ist, allerlei Studien machen. Es ist ein Summen, Brummen, Singen, Pfeifen, Gröhlen, Erzählen, Fluchen, Zanken, kurz ein Radau, wie der Berliner sagt, daß minderstarke Naturen geradezu gesagt „verrückt" werden könnten. Dazwischen tönen die lauten Rufe derer, die selbst hier noch Geschäfte machen wollen. „Barbieren und Haarschneiden!" — „Wer kauft Zigarretten?" — „Stiebel wichsen!" — „Hier ist noch Brot vor'n Sechser!" — „ne Pulle Bier!" — „Noch een paar Stullen!" — Die drei letztangeführten Dinge werden von den Barackenkalfaktoren verkauft. Endlich brüllt ein solcher: „Pritschen hoch!" Das ist das Signal zur Brotausgabe. Jeder nimmt seinen vorher empfangenen Eßnapf in die Hand und stellt sich vor seine aufgeklappte Pritsche. Der Kalfaktor wirft jedem ein Stück Brot in den aufgehaltenen Napf (200 Gr.) Unmittelbar darauf kommt die Suppe. (Jeder erhält 0,9 Liter.) Der Kübel mit der Suppe bleibt an der Eingangsthür. Alle müssen nun von der Eingangsthür aus links den Gang zwischen

Mittel- und Seitenpritschen herunterkommen und nach Füllung des Napfes, rechts den Gang wieder hinauf, nach ihren Plätzen gehen. Gegen diese Anordnung wird immer, alle Abende gefehlt. Immer giebt es Leute, die diese Vorschrift nicht beachten oder nicht kennen, und allabendlich entstehen infolgedessen Karambolagen, die mit einer tüchtigen Prügelei enden. (Die Einrichtungen der Anstalt gestatten die Speisung von 1800 Personen innerhalb einer halben Stunde.) Wird es in irgend einer Baracke zu bunt, arten Meinungsverschiedenheiten in eine wüste Schlägerei aus, so schreiten die Beamten des Asyls ein. Und wehe den Ruhestörern! Die Aufsichtsbeamten kennen diese rohen Elemente und wissen damit umzuspringen. Der oder die Schuldigen werden herausgegriffen und kommen, nachdem sie eine gründliche „Reinigung" erhalten haben, d. h. nachdem ihnen die Verlängerung des Rückens gehörig gegerbt, in Arrest. (Diese körperlichen Züchtigungen sind natürlich nicht amtlich. Der Inspektor versichert, ohne jedes Strafmittel auszukommen, abgesehen von der Isolierzelle.) Isolierzellen stehen in solchen Fällen den Beamten genügend zur Verfügung. Nach der Abendsuppe wird es allmählich stiller. Nur hier und da singt oder pfeift noch einer. Endlich verstummt auch das und der Körper macht nach den Anstrengungen des Tages das Bedürfnis nach Ruhe geltend. Erst vereinzelt, dann im Chorus ertönen die Laute, die zivilisierte Menschen „schnarchen" nennen. Hier ist das „Schnarchen" an der Tages- oder richtiger gesagt, Nachtordnung, und es fällt nur Neulingen ein, solches als schlafstörend anzusehen. Morgens einhalbfünf Uhr wird mit dem Kommando: „Pritschen hoch!" geweckt. Eine halbe Stunde danach erfolgt die Ausgabe der Morgensuppe. Nach dem Frühstück ist eine kurze Pause. Währenddessen geht ein Kalfaktor durch die Baracken und ruft überall: „Wer zum Doktor will, gehe nach Baracke I!" In dieser Baracke, die abends als Aus-

und Ankleidebaracke der Badenden dient, versammeln sich jetzt diejenigen, die sich krank fühlen und dem Arzt vorgestellt werden wollen. Gegen achteinhalb Uhr erscheint der Arzt in der Anstalt. Es ist ihm in vielen Fällen sehr schwer, das Leiden der Anfragenden festzustellen. Aus dem, was der Kranke von seinem Leiden erzählt, ist kaum klug zu werden, abgesehen davon, daß ihm vielleicht mangels Bildung die richtige Ausdrucksweise fehlt. Fast alle suchen durch Übertreibung oder Verstellung den Arzt zu täuschen. Was Wunder, daß der Mann da kurz und ohne Umstände alle diejenigen abfertigt, bei denen sein ärztlicher Scharfblick nichts Besonderes entdeckt. Anders verfährt er mit denjenigen, die er für wirklich krank ansieht und die es auch sind. In den meisten Fällen werden sie dem städtischen Barackenlazareth zu Moabit überwiesen und genießen dort alle die Pflege, die ihre Krankheit erfordert. — „Stiefelkranke", das sind solche, die sich infolge ihres schlechten Schuhzeugs die Füße wund gelaufen haben, werden mit einem Pflaster abgefunden. Lieber wäre es solchem Kranken, der Arzt verschriebe ihm ein Paar Stiefel. Bei den Kunden hat sich überdies eine bittere Gehässigkeit gegen den Arzt ausgebildet, weil er sie stets kurz und bündig abfertigt.

Nun werden diejenigen, die abends vorher von dem Beamten nach Baracke XIX geschickt worden sind, also die zum erstenmal das Asyl besuchen, verwarnt*).

---

*) Ein solches Verwarnungsprotokoll lautet:

Verhandelt Berlin, den 18. 12. 92.

Der Wilhelm Rundstab, Böttcher,

geb. 17. 4. 73 zu R.,

wurde angewiesen, binnen 5 Tagen ein anderweitiges Unterkommen, d. h. Wohnung und Mittel zum Unterhalt, sich zu beschaffen; widrigenfalls und wenn p. nicht nachweisen könne, daß p. solches, trotz aller angewandten Bemühungen, nicht

Um diese Ordnung streng durchzuführen, müßten die Beamten alle Abende die Namen aller Besucher des Asyls in das Aufnahme buch eintragen. Das würde eine Riesenarbeit sein, die kaum zu bewältigen wäre; denn über zweitausend Männer sind im Winter fast allnächtlich im „Städtischen Obdach". (Der Magistrat beziffert den Durchschnittsbesuch in einem der letzten Verwaltungsjahre auf neunhundertsechzig.) Sollte dies wirklich durchgeführt werden, so müßten mehrere Beamte während der Nacht die Namen derer ausziehen, die den Verwarnungstermin überschritten haben. Dann müßten wiederum diese aus den Baracken herausgesucht werden: ein noch schlimmeres Stück Arbeit, weil viele abends in angetrunkenem Zustande einen falschen Namen angeben und am andern Morgen diesen vergessen haben, oder grundsätzlich durch Angabe eines falschen Namens und Nichtmelden beim Aufrufen sich der in Aussicht stehenden Strafe zu entziehen suchen. Manchmal gelingt ihnen dieses Manöver, oft aber werden sie doch gefaßt; denn die Beamten haben in dieser Hinsicht einen sehr feinen Spürsinn. Wenn sie wissen, daß einer unter falschem „Schemen" (Namen) darunttersteckt, so suchen sie ihn und finden ihn auch heraus.

Die Beamten haben aber ein Mittel, die ungeheuere Arbeit des Notierens jedes Namens zu umgehen. Jeden Abend werden die Insassen von zwei bis drei Baracken und zwar jeden Abend

---

vermocht habe, p. wegen Arbeitscheu werde bestraft werden. Demselben wurde auch ausdrücklich bedeutet, daß nach § 361 Nr. 8 des Str.G.B. für das Deutsche Reich diese Strafe in Haft bis zu 6 Wochen besteht und nach § 362 ebenfalls auch auf Überweisung an die Landespolizeibehörde behufs Unterbringung in ein Arbeitshaus erkannt werden könne.

v. g. u.

W. Rundstab.

a. u. s.

Kuhlmey.

von andern, aufgeschrieben. Die Leute in den Baracken, die abends nicht notiert sind, werden morgens, nachdem die Kranken ausgesondert sind, ohne weiteres entlassen.

Aus den „aufgeschriebenen Baracken" werden nun die, die für den Richter reif sind, aufgerufen und in eine inzwischen leer gewordene Baracke eingeschlossen. Die übrigen werden entlassen. — Diese Art und Weise wurde von den Kunden bald durchschaut, und in der Kruke, bei „Pohlmann" und bei „Loth" konnte man von den alten Palmbrüdern die Stunde erfahren, wenn alle Gefahr vorüber war und welche Baracken an dem Tage an der Reihe waren, notiert zu werden. Die Beamten mußten nun zu einem andern Mittel greifen. Haben sie z. B. Montags die erste und zweite Baracke, Dienstags die dritte und vierte u. s. w. notiert, so wird dann das Einschreiben ganz außer der Reihe vorgenommen. Die Beamten holen die schon Bekannten jeden Abend heraus und sperren sie separat. Namentlich wird jetzt unter den jugendlichen Strolchen ganz gewaltig aufgeräumt. Unter den Kunden geht die Sage: Die Stadt Berlin habe ihre Rieselfelder vergrößert. Neu hinzugekommen seien: Klein-Beeren, Sputendorf, Schenkendorf und Gütergotz, wo Baracken für die neuen Arbeitskräfte, die noch kommen sollen, gebaut werden. Die Schlußfolgerung der Kunden ist nun: Da Berlin zum Sommer viele Arbeitskräfte braucht, so hat die „Palme" den Auftrag: recht tüchtig zu „verschieben".

Thatsache ist, daß seit dem 28. Januar 1893 die Beamten des städtischen Obdachs ihre Kontrolle bedeutend verschärft haben und unnachsichtlich gegen alle Übertretungen vorgehen.

*
* *

Um halb sieben Uhr trafen die drei Freunde aus der Kruke in der Palme ein und stellten sich mit vierzig anderen im Vorflur auf. Die Verwarner wurden aufgerufen, Wilhelm

meldete sich, entgegen der Mahnung Langes und sein Name, Stand, Alter, Herkunft u. s. w. wurde sorgfältig notiert. Später erscholl das Kommando: „Einzeln durch!“ Lange und Baumann atmeten erleichtert auf. Ein wilder Kampf um die Pritschen entspann sich beim Betreten der zugewiesenen Baracke. Jeder suchte der erste zu sein und den andern zu verdrängen. Vergeblich schrie der Kalfaktor nach Ruhe. Er suchte mit Püffen und Schlägen die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber es gelang ihm nicht. Indes dauerte der Tumult nur wenige Minuten; dann hatte jeder durch Belegen mit dem Hut eine Pritsche als die seinige bezeichnet, und das wird dann weigerungslos respektiert. Andernfalls setzt es grimmige Hiebe. Überhaupt herrscht unter den Kunden kein anderes Recht als das Faustrecht, keine andere Justiz, als die des Richters Lynch. Vor Gesetz und Recht sind sie, nach ihrer Ansicht, rechtlos. Aber „die Hölle selbst hat ihre Rechte“, und so ordnen sie sich denn auch selbstgeschaffenen Gebräuchen unter. Wilhelm hatte zwar eine der bevorzugten Pritschen in der Mitte erwischt; doch war er recht weit von Karl Lange und von Emil Baumann entfernt. Er verwahrte die neu erworbenen „Trittchen“ so gut wie möglich unter der Pritsche und folgte mit den andern der Aufforderung zum Entkleiden, um zu baden. Es dauerte etwas lange. Er hüllte sich nach dem Bade in die gereichte Decke, von der außer ihm indes nur wenige Gebrauch machten; denn die Luft war warm. Nach einer halben Stunde kamen die leinenen Beutel mit den Kleidungsstücken und der Wäsche der Badenden aus der „Brenne“ zurück und die Ausgabe begann.

„Jetzt die Schnauzen gehalten und jeder auf seine Nummer aufgepaßt!“ schrie der Badekalfaktor. Das Summen ließ etwas nach, ebenso das Schieben und Drängeln, und mit überlauter Stimme rief der Häusling die Nummern aus.

Wer nun dran war, rief: „Hier!", drängte sich durch die anderen durch, nahm seinen Beutel in Empfang und sprang, nackt wie er war, nach der Baracke, um sich anzukleiden.

Plötzlich hielt der Kalfaktor inne. Sein scharfes Auge hatte einen Unterschleif entdeckt. Die Badenden sollen alles in den Beutel stecken, und in dem, den er in der Hand hielt, konnte sich höchstens ein Hemde befinden. „Wer hat Nr. 74?" rief der Bademeister nochmals. Niemand meldet sich. „Na det werden wir ja jleich sehen!" schrie der Mann. Erregt riß er die Strippe auf und schüttete aus dem dünnen Beutel — einen andern leeren Beutel heraus. Die Kundenschar brach in ein homerisches Gelächter aus.

Der Bademann war ganz „paff".

Wohl weiß er, daß viele einen Teil ihres Zeuges unter der Pritsche verstecken und nur einige der wertlosesten Stücke in den Beutel thun. Er beachtet solche Betrügereien nicht, wenn es nicht zu bunt gemacht wird; aber hier hatte jemand garnichts ausbrennen lassen und hielt den Kalfaktor noch zum Narren.

„Wer war's?"

Niemand verriet den frechen Attentäter, und es war daher unmöglich, jetzt, nachdem die Hälfte der Beutel ausgeteilt war, ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

„Diesmal bin ick der Dumme," sagte der Bademeister, ergrimmt den Beutel bei Seite werfend; „aber von jetzt an: kriege ick mal so'n A.. — na — ick werde schon wissen, wat ick mache."

Tiefe Stille herrschte anfangs; aber ein heller Sachse aus dem Hintergrunde rief: „De Nernberger hängen keen'n, wenn s'en nich haben," worauf die Gesellschaft wieder in Heiterkeit ausbrach und die Beutelausgabe ihren Fortgang nahm.

Nachdem das Abendbrot verzehrt war, wurde die Thür nach dem Korridor verschlossen. Etwa hundert Obdachlose waren bei-

sammen. Da die Thüren an der anderen, der Klosetseite, offen bleiben, ist auf diesem Wege ein Verkehr der in verschiedenen Baracken liegenden Asylisten ermöglicht. Ein eigenartiges Leben und Treiben begann. Die Kalfaktoren verkauften „Palmkuchen“ (Asylbrot), zwei Stück fünf Poscher (Pfennige), und Bier, die Flasche zu fünf Pfennigen. „Das is ja billig,“ sagte Wilhelm zu seinem Nachbar. „Denk' das nich!“ erwiderte dieser. „So ein Kalfaktor trinkt die Hälfte von seiner Flasche Bier selber. Die andere Hälfte mischt er mit Wasser und macht zwei Flaschen draus und dann verkooft er det Spülwasser.“ „Ach so!“ machte Wilhelm, der sich seinen in der „Brenne“ zerknitterten Überzieher mit nachdenklichen Blicken betrachtete.

„Herr Doktor!“ rief der Nachbar den mit Bartbecken und Besteck von Baracke zu Baracke ziehenden Barbier an. „Verschönerungsrat! jeh, schab mir mal den Bart ab. Ick zahle vier Poscher.“

„Is nich!“ meinte der „Herr Doktor“ verächtlich.

„Na nu! Du wirst doch nich so sin. Komm man! een andermal kriegst eenen Bleier. Ick kann nich länger so jehen.“ Der Barbier rasierte den Mann für vier Pfennige.

Ein paar Pritschen von Wilhelm entfernt lag ein Kameruner Neger, ein echtes Vollblut. Ein dichter Kreis von Neugierigen hatte sich um ihn gebildet, die ihn mit Fragen bestürmten. „Wie kommst du denn hierher, Schwarzer?“

„Aus Kamerun!“ sagte er. „Lüderitz, großes Dampfschiff! Mit dem ich nach Hamburg gefahren.“

„Was hast du denn in Hamburg gemacht?“

„Ich in Hamburg gut gehabt, guten Herrn!“

„Da warst du wohl Diener?“

„Ja!“

„Warum bist du nich da geblieben?“

„Ich glauben, daß alle Herren gut sind, ich laufen fort und sehen, daß ich hab' gemacht große Dummheit, weil viele Herren schlecht!"

„Was hast de dann gemacht?'

„Ich Kellner gewesen!"

„Schnaps schmeckt wohl gut?"

„Ja, Schnaps schmeckt gut!"

Nur nachlässig und herablassend beantwortete der Neger die Fragen. Er blickte mit Verachtung auf die weißen Palmbrüder herab, die ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuften. „Sieh man, Wilhelm!" sagte Karl Lange, der in seine Nähe gekommen war, „sieh man, wie komisch und ekelhaft sich die Brüder haben. Bitte man bloß een' Fremden hier um eene Gefälligkeit! Borg' dir man bloß een Schneidling! Nischt wie Grobheiten kriegst de, und dem Schwarzen möchten se's wer weiß wo rin stecken."

Lange wurde durch einen Tumult an der Thüre unterbrochen. Ein Betrunkener hatte Streit angefangen. Sein Gegner schlug ihn mit ein paar Hieben zu Boden. Wütend richtete sich der Streitlustige auf und taumelte mit erhobener Hand auf den Nächsten zu, von dessen Gesicht sofort das Blut niederströmte. „Der Hund hat das Messer genommen!" heulte es im Kreise. Von allen Seiten fielen die Hiebe auf den Messermann. Er wurde über die Pritsche gestoßen und rücklings zur Erde gestürzt. Laut schreit er jetzt um Hülfe und ein Aufseher erscheint, der nach erfolgter Aufklärung den Messerhelden in die Arrestzelle sperrt.

Ein alter Buchdrucker, der neben Wilhelm liegt, erklärt mit dem vollen Brustton der Überzeugung die Anwesenden für „Schafsköppe". Andere Gäste sind offenbar von Scham und Ekel erfüllt, sich hier zu finden.

„Was mag denn das für eener sein, der sich dort so das Gesicht in'n Händen vergräbt?" fragte Wilhelm leise den Lange.

„Den kenn' ick von früher," antwortete dieser, „der war een gar großkotziger Stationsvorsteher in Altstadt. — Den hätt'st de man seh'n sollen in der roten Mütze, wie der uff'm Bahnhof rumgefuhrwerkt is. Jetzt is et mit der Herrlichkeit vorbei. Man soll nich sagen, det so'n Beamter so'ne sichere Zukunft hat. Een paar falsche Befehle, eene Bestrafung wegen Jefährdung eenes Eisenbahnzuges, dann, wenn er aus'm Kittchen kommt, keene Anstellung. Dazu kommt der Suff! Nu is er hier; vielleicht 's erstemal. Na kiek man nich so hin, es is ihm nich anjenehm!"

„Das hätt' ich nich gedacht," sagte der junge Mann, „daß auch solche Leute hier sind."

„Kennst du de Welt!" erwiderte Lange lächelnd. „Sieh dir man den da an. Wenn der nich mal bei der Köchin erwischt worden wäre, dann säße er jetzt in Amt und Würden und predigte dem Volke Glauben und Sittlichkeit; det is nämlich een Kandidat der Theologie!"

Teilnehmend sah Wilhelm in das düstere Gesicht des etwa dreißigjährigen Mannes.

„Kiek man da drüben den alten Mann, mit dem vollen weißen Bart; een hübscher Kerl, was? Dat is'n früherer Jutsbesitzer, von so un so viel dausend Morjen Land in Sachsen. Det war een riesig reicher Knopp! Aber wat weeß ick, war's die Not der Landwirtschaft, war's Dressel und Champagner, war's der Herr Sohn bei der Reitschule in Hannover; kurz, die Jeschichte jing rückwärts. Schließlich langte es nich mehr uff Wein. Jetzt is er mit Nordhäuser oder mit „vini" zufrieden."

„Das is ja schrecklich!" sagte Wilhelm.

„Neulich habe ick," so fuhr der Redselige fort, „mit eenem Bankier zusammen geschlafen, der noch immerfort Zahlen schrieb, weil er sich in sein Unglück nicht finden konnte. So jeht et aber in der Welt. Die Hauptsache is doch immer det Jeld!"

Auch Wilhelm schämte sich seines jetzigen Zustandes, und das Gefühl wurde wieder in ihm wach, daß die zu Hause davon nichts erfahren dürfen. Lieber wollte er untergehen!

Endlich schliefen alle ein; aber noch sollte nicht Ruhe sein. Ein Schlafgast knirschte mit den Zähnen. Ein Nachbar versuchte ihn aufzurütteln. Vergeblich! Erbost schlug dieser nun dem armen Kerl mit der Faust auf den Mund. Der Mensch erwachte und stürzte sich mit einem Wutgeschrei auf den Angreifer.

„Ich schlag dich tot! Du Hund!“ rief er dem kräftigen Manne zu, der ihn jedoch wie einen Spielball ergriff und mit einem Ruck über die Pritschen stieß, so daß zwei Unbeteiligte auf die Erde rollten. Nach wiederholten erfolglosen Angriffen legte sich der Knirscher endlich wieder hin. Man hielt ihm seine Wut zu gute, da er zuerst angegriffen worden war, und lynchte ihn nicht.

Noch einmal wachte Wilhelm und mit ihm die anderen Schläfer auf; denn lautes Klopfen tönte durch die Baracke. Es war nämlich einer aus der Nachbarbaracke gekommen und hatte versucht, ein Paar Stiefel zu „klauen“ (zu stehlen). Der Besitzer war aber davon aufgewacht, hatte die nicht selten vorkommende Sachlage sofort begriffen und schlug nun mit den, dem Diebe entrissenen Stiefeln unbarmherzig und anhaltend auf dessen Kopf, während er mit der Linken den Hals des Opfers zusammenschnürte. Nach und nach wurden alle wach. Die Erbitterung über den Diebstahl gegen einen Kunden vereinigte sich mit dem Unmut über den gestörten Schlaf zu einer heftigen Erregung. Es half alles nichts: der Einschleicher wurde über eine Pritsche gelegt, an Armen und Beinen von stämmigen Gästen festgehalten und erhielt mit herbeigeholten Stricken fünfundzwanzig nach „Strich und Faden“, d. h. die er fühlte, aufgezählt. Sein Stöhnen und Wimmern, sein Krümmen und Schreien wurde

nicht beachtet. Man kannte kein Erbarmen. — Auch dieser Zwischenfall ging vorüber, und wieder lag und schlief alles in Frieden. Das Schnarchkonzert störte niemanden, und die schrecklichen Dünste, die von manchem Asylisten in rücksichtslosester Weise geübte Unsauberkeit, selbst die hier und da in der Stille der Nacht offenbar werdenden Unsittlichkeiten erregten kein Aufsehen.

Als es einhalbfünf Uhr früh geworden war, erschien der Aufseher und kommandierte: „Aufstehen! Decken abgeben! Pritschen aufschlagen!“ Manche standen schnell auf. Andere, denen die Stunde noch zu früh vorkam, wandten sich auf dem harten Lager noch einmal um; aber nach kurzer Zeit kam der Aufseher nochmals und brachte sich einen Rohrstock mit, den er unbarmherzig auf die Rücken der Saumseligen niederfallen ließ. Er komme nicht „ohne“ aus, sagte er. Es wurde Brot und Suppe ausgeteilt.

Wilhelm, in den letzten Wochen wieder an ein ordentliches, wenn auch schlechtes Bett gewöhnt, war wie zerschlagen. Er hatte abends nicht gleich einschlafen können, und die wiederholten Störungen in der Nacht, verbunden mit dem frühen Aufstehen, machten ihn ganz verwirrt. Er fühlte sich elend und wollte sich krank melden. Zuerst mußte er jedoch mit den Verwarnern vor den Beamten erscheinen und ein Protokoll unterschreiben, wonach er sich verpflichtete, binnen fünf Tagen sich Obdach und Arbeit zu verschaffen, widrigenfalls er mit Haft oder im Wiederholungsfalle mit Arbeitshaus bestraft werden würde. Als er gegen seine Kameraden die Absicht äußerte, sich krank zu melden, riefen ihm gleich von allen Seiten die Asylisten zu:

„Du, det laß man; bei dem Doktor is nischt zu wollen! Nimm den Kopp untern Arm und den Dotenschein in de Hand; dann kriegst de wat verschrieben!“

„Giebt denn der Doktor nich'n Krankenschein, wenn man krank is?“ fragte Wilhelm.

„Geben dhut er schon!“ hieß es. „Wer nich kieken kann, dem verschreibt er een Bruchband; wer nich jut hört, der kriegt 'ne Brille!“ „Wer 'ne schlimme Näse hat, kriegt een Paar Krücken!“ rief ein dritter.

Wilhelm gab seine Absicht auf. Draußen begegnete er dann wieder seinen Freunden Lange und Baumann und ging mit ihnen in die Stadt und auf die Fahrt.

Achtes Kapitel.

Auf der Straße.

Tag um Tag verging. Hier und da fragte Wilhelm wieder nach Arbeit; aber da er regelmäßig abgewiesen wurde, erlahmte seine Willenskraft immer mehr, und immer mehr gewöhnte er sich ans Fechten. Dank der guten Ratschläge Langes, der ihn ja nicht zu Schlechtigkeiten anleitete, sondern nur auf die, aus den gegenwärtigen Verhältnissen erwachsenden Gefahren aufmerksam machte, wußte er die „Blauen“ klüglich zu vermeiden. Auch ergab das Betteln notdürftig den täglichen Unterhalt. Durch das „Ausbrennen“ und durch das Zusammenlegen und Daraufschlafen hatten seine Kleider indes schon wieder sehr gelitten. Ließ er sie nicht ausbrennen, so bekam er schnell Ungeziefer. Das war dann noch unangenehmer. Die fünf erlaubten Tage im Asyl waren um. Mehreremal gelang es dem Wilhelm durchzuschlüpfen. Er wurde nicht aufgeschrieben und genoß so die Wohlthat des Asyls noch ein paar Tage länger.

Eines Abends aber ertönte, als er in dem Vorflur stand, das Kommando: „Reinkommen! hintereinander aufstellen!“

Wilhelm erschrak bis ins Innerste. Wenn er aufgeschrieben würde, und das war nun nicht mehr zu vermeiden, dann käme

er morgen ins Gefängnis. Das wollte er seiner Mutter nicht anthun. Er sah sich um; die Gelegenheit, noch das Freie zu gewinnen, war günstig. Er drückte sich, schlich über den Hof, und bald stand er wieder auf der Straße. Vielleicht konnte er doch noch eine andere Schlafstelle finden.

Es war einhalbacht Uhr. Seit Mittag hatte er nichts gegessen. Gerade heute hatte das Betteln fast gar nichts abgeworfen. Die Leute geben alle in Wohlthätigkeitsvereine. „Arbeiten Sie doch! — Sie junger, starker Mensch!" hatten sie zu ihm gesagt. Traurig schlich er nun durch die Straßen. Es regnete; ein rauher Wind durchschauerte ihn. Er ging die Danziger=, die Eberswalder=, die Bernauerstraße entlang, wandte sich dann nach rechts und ging über die Brunnenstraße, um in die Gegend der Neubauten am Gesundbrunnen zu kommen; es gab deren genug. Wilhelm rechnete darauf, daß der Bauwächter schliefe, und daß er unbemerkt in irgend einem Zimmer sich niederlegen könnte; es glückte ihm auch. Er überstieg den Bauzaun und schlich sich im Finstern über den Korridor des Erdgeschosses. Er wagte in der vollständigen Dunkelheit nicht, die Treppen zu benutzen, weil sie noch keine Geländer hatten. Sich unsicher an den Wänden weiter tastend, gewann er endlich einen Eingang und trat zu seiner Freude auf Hobelspäne. Zwar waren die Fenster des Zimmers offen, und der Wind hatte freien Eintritt. Die Luft war kalt, feucht und unangenehm; aber es war doch besser als draußen. Wilhelm Rundstab bereitete sich auf den reichlich umherliegenden Hobelspänen bei dem schwachen, unsicheren, einfallenden Lichte der Straßenlaternen in einer Ecke ein weiches und verhältnismäßig warmes Lager. Die Müdigkeit drückte ihm die Augen zu, und bald war er eingeschlafen.

Er erwachte von dem Geräusch von Schritten auf dem Korridor und sah den Schein einer bewegten Handlaterne. Offen=

bar machte der Bauwächter seinen Rundgang. Zitternd vor Angst blieb Wilhelm regungslos liegen in der Hoffnung, der Wächter werde ihn nicht bemerken. Aber die Schritte kamen näher, und jetzt trat der Wächter in Begleitung eines Hundes und mit einem Knüppel bewaffnet in das Zimmer. Er sah, daß jemand in den Spänen herumgewühlt hatte, daß etwas nicht in Ordnung sei, und leuchtete mit der Laterne in alle Ecken. Auch lief sein Hund direkt auf Wilhelm zu.

„Aha! da haben wir ja den Kerl!“ sagte der starke Mann. „Na warte, du Lump! Dir werd' ick dat eintränken! Heraus, du Schuft!“ —

Schlotternd stand Wilhelm vor ihm. „Ach, lieber Herr Wächter, lassen Sie mich doch hier schlafen! Ich hab' kein Obdach!“

„Damit ick meine Stelle verliere, du Schafskopp! Wovor is denn det Asyl, als daß die Strolche dort rin können? Erst gestern habe ick eenen rausgeschmissen. Marsch, uff die Wache mit dir, du Hund!“

„Ach, lassen Sie mich doch wenigstens laufen. Ich hab' ja keenen Schaden gemacht!“

„So! und wenn so'n Vagabund sich hier seine Zigarrenstummel ansteckt, dat det Haus in Flammen uffgeht, denn hab' ick die Schuld? — Na! denn loof man! Von der Wache werden wir noch mal Abstand nehmen.“

Nach wenigen Minuten stand Wilhelm wieder auf der Straße.

„Wohin?“ — An dem lebhaften Verkehr der Pferdebahnwagen merkte der junge Mann, als er wieder in eine belebte Straße gekommen war, daß es noch früh am Abend sein mußte. Er hatte kaum eine Viertelstunde in dem Neubau gelegen. Er lenkte seine Schritte nach dem nahen Humboldthain. In das tiefste Dickicht drang er ein. Er wollte ein verhältnismäßig trockenes Plätzchen suchen, wo er etwas schlafen konnte. Er setzte

sich unter eine dicht bewachsene Tanne auf eine Bank. Aber der rieselnde Regen hatte aufgehört und einem lebhaften Gusse Platz gemacht, gegen den auch die Tanne nicht standhielt. Wilhelm stand wieder auf.

„Es kann noch nicht elfe sein," dachte er. „Vielleicht komm' ich noch in ein bewohntes Haus." Er wandte sich zur Stadt zurück und trat in ein vierstöckiges Gebäude, dessen Thür wegen der in demselben befindlichen Restauration noch geöffnet war. Die Treppenbeleuchtung hatte man schon ausgelöscht. Wilhelm stieg behutsam vier und eine halbe Treppe empor.

„Hier oben auf dem Boden hat niemand was zu suchen; da wird mich niemand finden," dachte er. So gut es ging, drückte er sich in einen Winkel und schlief bald ein. Aber auch hier sollte seines Bleibens nicht sein.

Eine Frau aus dem Hause begab sich mit der Petroleumlampe auf den Boden, um etwas zu holen. Vor Schreck ließ sie die Lampe beinahe fallen, als sie den schlafenden Mann auf dem Treppenabsatz erblickte. „Zu Hilfe! Diebe! Diebe!" schrie sie aus Leibeskräften. Wilhelm erwachte, und sein Schrecken war nicht geringer als der der Frau. Aus der nächsten Thür trat ein großer Mann, gerufen durch das Hilfegeschrei, nur mit Hemd und Hose bekleidet und mit einem derben Stock bewaffnet. Wilhelm fürchtete totgeschlagen zu werden; denn noch immer wurde er von der die Treppe hinabgeflüchteten Frau als „Dieb" bezeichnet. Unten stand drohend mit geschwungenem Stock der kräftige Mann.

„Das is so een Vagabund, der sich hier in ehrlicher Leute Häuser schleicht. Komm' nur, du Tagedieb!" Wilhelm fuhr, so schnell er konnte, die Treppe hinab. Sausend schlug der Stock auf seinen Rücken. „Da hast de eens, du Strolch!" rief der

Mann dabei. „Arbeeten will die Blase nich, und wir möchten das Pack mit ernähren.“

Auch weiter unten war es schon lebendig geworden von dem Lärm. Eine Frau puffte den vorüberhuschenden Obdachlosen noch so derb in den Rücken, daß er beinahe kopfüber die Treppe hinabgestürzt wäre. Aber er erwischte mit der Hand noch schnell das Geländer und rannte, wie von Furien gehetzt, durch die noch offene Hausthür auf die Straße.

Nach diesen Erfahrungen beschloß Wilhelm, die Nacht „durchzutippeln“. Der Regen goß noch in Strömen herab. Ach, die Hausbewohner, die ihm so grausam das Plätzchen raubten, wo er, nach seiner Meinung niemandem zur Last, ausruhen wollte, sie wußten gar nicht, wie schlecht das Wetter war, wie sehr der Wind pfiff. Bis auf die Haut durchnäßt, vor Kälte zitternd, wandte sich Wilhelm nun nach Süden. Er kam ans Oranienburger Thor; die Normaluhr zeigte erst halb zwölf. Er ging die unendlich lange Friedrichstraße hinunter. Die hellen dreifachen Gasflammen wurden von den Laternenmännern herabgeschraubt. Wilhelm sah die hell erleuchteten Cafés und die fröhlichen Menschen darin. Noch immer rollten die Pferdebahnwagen mit ihren zufriedenen und glücklichen Insassen durch die Straßen. Tausenden von Menschen begegnete er, die es fast alle eilig hatten, von denen jeder ein Ziel, jeder ein Heim, jeder ein Obdach hatte.

Nach und nach wird es stiller auf den Straßen; der Verkehr nimmt ab. Langsam kommt der Ruhelose nach dem Belle-Allianceplatz mit seinen Anlagen. Der Regen hat etwas nachgelassen. Wilhelm setzt sich auf eine Bank. Er ist totmüde. Furchtbar quält ihn der durch die Wanderungen am Abend und durch die jetzt überwundene Aufregung noch gesteigerte Hunger. Mit Sehnsucht denkt er an die keineswegs fette Suppe in der

„Palme“. Ach! nur eine Tasse Kaffee! nur etwas Warmes! nur einen Bissen Brot! Wie zum Hohn blickt ihn von allen Seiten, aus allen mit teuren Gardinen behangenen Fenstern, aus den mit allem erdenkbaren Luxus ausgestatteten Restaurants und Cafés der Wohlstand der Hauptstadt an. Überall Reichtum! überall Freude, Wohlsein, Glück! Nur er allein ausgestoßen, geächtet, verachtet, beschimpft, geschlagen, ohne Obdach, ohne Nahrung, mit unzureichender Kleidung! „Warum?“ so dachte er. „Ich will doch arbeiten!“ Hat er nicht mit Mühe und immer sich erneuernder Ausdauer Arbeit gesucht? Vor ein paar Tagen erst hatte ihm ein Herr, an dessen Thür er ansprach, statt eines Almosens einen Zettel für die „Berliner Arbeiterkolonie“ in der Reinickendorferstraße gegeben. Die Kameraden hatten ihm eifrig abgeredet, hinzugehen. Es sei nichts los dort, man müsse sich schinden. Man reiße sich die Sachen ab und verdiene nichts. „Lieber den Kopf ab, als in die Kolonie!“ hatte einer gesagt. Aber er war doch hingegangen. Der Pförtner ließ ihn nicht gleich ein. Es sei alles besetzt, sagte er. Erst als Wilhelm, der den weiten Weg nicht umsonst gemacht haben wollte, auf seinen Überweisungszettel pochte, wurde er ins Aufnahmebüreau geführt. Dort bekam er denselben Bescheid und ein Stück Brot für den Hunger. Er war auch im Arbeitsnachweis gewesen. Er hatte alles angenommen. Als Laufbursche und als Schneeschipper hatte er sich verdingt; aber es war alles umsonst gewesen. Jetzt saß er hier in der Dezembernacht und hungerte und fror zum Gotterbarmen. „Zum Gotterbarmen,“ wiederholte er sich. Das Beten hatte er in der letzten Zeit verlernt. Er hatte keine Gelegenheit dazu gehabt. Früher, auf den Herbergen, konnte er abends allenfalls mitbeten. Jetzt war er schon ganz stumpf und dumpf geworden. Er glaubte an die Gerechtigkeit Gottes nicht mehr. Auch der Gedanke an „Zu Hause“ rüttelte ihn nicht aus

seiner Stumpfheit auf. Nach Hause würde er wohl nie wieder kommen.

Er fühlte sich gar nicht mehr als der Wilhelm Rundstab, der einst so hoffnungsfreudig in die Welt gegangen war. Er war ein anderer geworden. Ein Fremder war er, ein Kunde, ein Vagabund, ein Strolch, wie es ihm heute Abend noch zugerufen worden war. Er hatte augenblicklich alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren. Er hatte jetzt gar nicht die Kraft, daran zu denken. Nur auf die Gegenwart, nur auf die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse war sein Sinnen gerichtet. Bloß ein Stück Brot, bloß eine Pritsche, ein Obdach, einen wärmenden Trunk! das waren seine Hoffnungen. Es erschien ihm viel wichtiger die Frage: ob morgen die Leute gut stechen würden, wenn er wieder auf die Fahrt steigt, als die, ob aus ihm noch mal ein ordentlicher Mensch werden würde.

Die Augen fielen ihm vor Müdigkeit zu. Da sah er einen glänzenden Helm in der Entfernung vor sich auftauchen. Um nicht verschoben zu werden, um das Gefängnis nicht zu sehen, hatte er das Asyl verlassen und all' die Mühsale dieser Nacht auf sich genommen. Er wollte auch jetzt nicht „verschütt gehen“. Mechanisch erhob er sich und wanderte weiter. Es war erst zwei Uhr. Wollte diese Nacht denn gar kein Ende nehmen? Er wählte die dunklen Wege am Schiffahrts-Kanal. Auf einem umzäunten Platze standen unbenutzte Möbelwagen. Wilhelm schickte sich an, den Zaun zu übersteigen, um in den weichen Decken eines solchen Wagens sein Obdach zu finden; da kam aber schon kläffend und zähnefletschend der große Wachhund an, und Wilhelm mußte sein Vorhaben aufgeben, wollte er nicht zerrissen werden.

Am Hafenplatz fiel er wieder auf eine Bank; aber da kam der Wächter heran, und Wilhelm mußte wieder weiter. Immer weiter, immer weiter! ohne Ruhe, ohne Rast! Er dachte daran,

ins Wasser zu springen, hatte aber nicht die Willenskraft dazu. Die Eingeweide krampften sich ihm vor Hunger zusammen.

Es war nun ganz still auf den Straßen. Schwerfällig fegten die Kehrmaschinen den Schmutz auf die Seite; schweigend arbeiteten die Straßenkehrer. Fest eingemummt schlief hier und da ein Droschkenkutscher auf seinem hohen Sitz.

Da kamen aus einer Weinkneipe in der Potsdamerstraße ein paar fein gekleidete, aber jetzt sehr nachlässig aussehende Herren, ein junger und mehrere ältere. Sie unterbrachen die Stille der Nacht durch ihr lautes, lustiges Gespräch. Sie waren in der tollsten Weinlaune.

„Sekt war heut gut!" lallte der eine. „Hab' mich köstlich amüsiert!" rief der andere.

„Rechnung war mäßig!" meinte ein dritter, „hab' kaum hundertundfünfzig Mark zu bezahlen gehabt!"

„Ist nicht der Rede wert für solche Nacht!" schrie der erste wieder.

Wilhelm, im Schatten einer Bude verborgen, hörte alles. Vom Hunger gepeinigt, trat er an die Herren heran, die Hunderte von Mark in einer Nacht verprassen: „Ein obdachloser Arbeiter!" sagte er bittend.

„Dieses Gesindel verfolgt einen doch bei Tag und Nacht! Ist denn kein Schutzmann hier, der den Strolch zur Wache bringen kann?" rief einer der Lebemänner.

Wilhelm verschwand schnell hinter der Bude. Die Herren schwankten nach dem Droschkenplatz und fuhren in verschiedenen Richtungen davon. „Hätten dem armen Schlucker ein Trinkgeld geben sollen," brummte ein Herr. Er sah aber den Menschen nicht mehr. Der Ruhelose ging wieder zur Stadt. Das Leben des neuen Tages begann bereits. Die Zeitungsfrauen holten sich die Blätter in den verschiedenen Expeditionen. Ab und zu tauchte

auch ein Bäckerjunge auf. Die Bolleschen Milchwagen waren unterwegs.

Als Wilhelm an einen geöffneten Bäckerladen kam, faßte er sich ein Herz. Gar zu einladend drang ihm der Geruch der Schrippen und Backwaren in die Nase. Unwirsch wollte ihn die Verkäuferin abweisen; aber ein Blick in das erdfahle Gesicht, auf die Jammergestalt des Halbverhungerten, gab ihr ein Mitleid ins Herz. Sie reichte ihm zwei Schrippen. Gierig verschlang der Bettler die Gabe. Er wiederholte seine Bitte noch in mehreren Bäckerläden und bekam noch einige Nahrung, so daß er nun wieder etwas gekräftigt den neuen Tag begann.

Die ersten fünf Pfennige, die er erfocht, benutzte er dazu, in einer Volkskaffeehalle eine Tasse Kaffee zu kaufen und dabei etwas zu schlafen.

Neuntes Kapitel.

Im Volkscafé.

Man unterscheidet die Volkskaffee- und Speisehallen der Gesellschaft, wo es stiller und anständiger zugeht, und die „wilden" Volkscafés, wo es auch Schnaps giebt, und deren Stellung eine weit niedrigere ist als die der ersteren. Beide sind indes für Leute berechnet, die nur sehr wenig zu verzehren haben, und beide können nicht verantwortlich gemacht werden für das, was die Kunden in ihnen treiben.

(In der neuen Schönhauserstraße in Berlin, inmitten eines der Centren, die vorwiegend von einer industriellen Bevölkerung bewohnt werden, hebt sich durch seine geschmackvolle Architektur ein Haus vorteilhaft von seiner Umgebung ab. Ein weit in die Straße hinausragendes Pentagramm verkündet schon von weitem seine Bestimmung, und wenn wir — um die Mittagsstunde — vorüberkommen, sehen wir es in hellen Scharen hineinströmen: Männer, deren bestaubter Kittel anzeigt, daß sie direkt von der nahen Arbeitsstätte kommen, Leute mit allerlei Warenpaketen und -Kästen, wie sie in Berlin in den Höfen und Wirtschaften niederen Ranges ihrem Hausierergeschäft nachgehen, alte

und junge; auch Frauen und Mädchen streben dem zweiten Nebeneingang zu. Wir schließen uns den Eintretenden an — unsere bessere Kleidung fällt nicht auf; in der großen Stadt ist mancher gezwungen, seine Mittellosigkeit unter einem besseren Gewand zu verbergen, und auch diese Klasse der Bevölkerung gehört zu den regelmäßigen Besuchern der Volkskaffeehallen. Mit einem solchen Institut haben wir es zu thun.

Mit dem Strom der Eintretenden wenden wir uns zunächst dem an einer Längsseite des geräumigen Saales errichteten Buffet zu, hinter dem der Hausverwalter und die sauber gekleideten Wirtschafterinnen ihres Amtes walten. Die Besucher entnehmen gegen Marken das Gewünschte selbst am Buffet; eine Anzahl Arbeitsburschen haben nur die Funktion, das gebrauchte Geschirr wieder einzusammeln und der Waschküche zuzuführen. In dem Raume selbst stehen die Tische in langen Reihen; einfache, derbe, aber bequeme Stühle bieten einen angemessenen Ruhesitz. Die Wände sind in wohlthuenden Farbentönen gestrichen und mit Sprüchen, die der Bestimmung des Ortes angepaßt sind, geschmückt. Das Auge des verwöhnteren Besuchers hat nicht den Eindruck der Eleganz, aber die ganze Umgebung sticht angenehm ab gegen das, was man in den Berliner Schanklokalen für die unteren Klassen, den sogenannten „Destillen", zu finden gewohnt ist. Wohlthuend berührt vor allem die ganze Haltung der Besucher. Harmlose Fröhlichkeit vermißt man nicht, dagegen ganz jenen widerlichen Lärm und die unflätigen Redensarten, die sich so oft in den Schnapsschänken breit machen. Dort ist der arbeitlose Bummler das tonangebende Element, das die übrigen mit sich reißt, hier der ordentliche, auch äußerlich etwas auf sich haltende Arbeiter, der jenen, wenn er sich hierher verirrt, nicht aufkommen läßt.

Die im September 1889 begründete Berliner Volkskaffee-

und Speisehallen-Gesellschaft ist ein Verein mit den Rechten einer juristischen Person, an dessen Spitze ein Vorstand von siebzehn Mitgliedern steht. Aus deren Zahl ist ein engerer Verwaltungsausschuß gebildet, dessen Vorsitzender, Herr Emil Minlos, durch seine aufopfernde Thätigkeit in erster Linie zu den großen Erfolgen des Unternehmens beigetragen hat. Das Kapital der Gesellschaft wird durch Anteilscheine von je tausend Mark aufgebracht.

Die Hallen sind des Morgens im Sommer von sechs, im Winter von halb sieben Uhr an bis abends neun Uhr geöffnet. Die Auswahl der Speisen und Getränke, für die nur gutes Material verwandt wird, ist eine sehr reichliche. Beim Mittagessen, bestehend aus einem Napf Suppe und einem Teller mit Fleisch und Gemüse zum Preise von dreißig Pfennigen die große und zwanzig Pfennigen die kleine Portion, werden allerdings in der Regel nicht mehr als zwei Fleischspeisen, dagegen des Abends zum Preise von zehn, fünfzehn, zwanzig und fünfundzwanzig Pfennigen stets zwölf bis fünfzehn verschiedene Gerichte geboten.

Die Bereitung der Speisen geschieht zum großen Teil mit Dampfkochapparat, der in dem Hause Neue Schönhauserstraße mit einer Einrichtung für Dampfheizung und Ventilation verbunden ist.

Der Verkauf während des Jahres 1892 für zwölf Monate in den Hallen I (Niederwallstraße) und II (Neue Schönhauserstraße) und für die Zeit vom 4. Oktober bis 31. Dezember in der Halle III (Chausseestraße) gestaltete sich wie folgt:

584 574	Tassen Kaffee mit Milch und Zucker à 5 Pf.,
1 175	„ Thee „ „ „ „ à 5 Pf.,
38 017	Gläser Milch à 5 Pf.,
11 070	„ Buttermilch à 5 Pf.,
1 472	Satten saure Milch à 10 Pf.,

12 514 Tassen Chokolade à 10 Pf.
7 205 „ Fleischbrühe à 10 Pf.,
35 839 Seidel Bier 0,4 Liter à 10 Pf.,
170 423 „ „ 0,2 „ à 5 Pf.,
4 499 halbe Flaschen Weißbier à 10 Pf.,
2 446 Gläser Apfelwein à 5 Pf.,
280 971 trockene Brödchen und Schrippen à $2\frac{1}{2}$ Pf.,
142 821 gestrichene Schrippen und Stullen à 5 Pf.,
79 121 belegte Stullen à 10 Pf.,
197 691 Stücke Kuchen à 5 Pf.,
38 839 gekochte Eier à 5—$7\frac{1}{2}$ Pf.,
3 726 marinierte Heringe à 10 Pf.,
3 901 Portionen Kartoffelsalat à 10 Pf.,
472 „ Sülze à 10 Pf.,
6 540 Paar Würstchen à 10 Pf.,
2 533 Stücke Wurst à 10 Pf.,
2 949 „ Käse à 5 Pf.,
80 078 Portionen Mittagessen à 30 Pf.,
211 616 „ „ à 20 Pf.,
10 745 „ Suppen mit Brod à 10 Pf.,
57 993 „ Abendessen à 25 Pf.,
45 016 „ „ à 20 Pf.,
32 079 „ „ à 15 Pf.,
85 633 „ „ à 10 Pf.,
39 124 Zigarren à 5 Pf.,
62 852 „ 3 für 10 Pf.,
42 068 Zigaretten à 2 Pf.,
60 869 „ à 1 Pf. —)

Soweit ein offizieller Bericht. Die Kunden selbst aber erzählen:

Die Volkskaffeehäuser sind ebenfalls eine gute Vorschule für

die Bettelei. Auch dort wird ein schwunghafter Handel mit allerlei erbettelten Gegenständen getrieben. Es kommen Leute dorthin, die in den Herbergen zur Heimat geschlafen haben, z. B. zugereiste Handwerksgesellen, die noch etwas zu verkaufen haben. Andere kommen, um zu kaufen oder Gestohlenes an den Mann zu bringen. Das jüdische Element steht bei diesen zweifelhaften Handelsgeschäften obenan. Besonders der „Zwiebel-Cohn“ ist ein ständiger Gast in vielen derartigen Kaffeehäusern. Er verschmäht nichts und kauft, was ihm angeboten wird, und wenn er für ein neues leinenes Hemd zehn Pfennige bezahlen sollte.

Wie sehr der Begriff „Moral“ bei den meisten der Gäste verdunkelt ist, lassen die Gespräche erkennen, die lebhaft und ziemlich ungeniert geführt werden, d. h. wenn kein Fremder, kein außerhalb des Kundenkreises stehender Mensch in Hörweite ist. Die Frage: „Wo ist heute was zu machen?“ wird am meisten diskutiert. Hier wird erzählt, daß gestern abend ein Freund „hochgegangen“ ist, dort hört man Drohungen, weil ein Kunde „gepfiffen“ hat. Hier spricht eine Gesellschaft vom letzten Schneefall, und daß man schön dumm wäre, für so ein paar Groschen den Tag über draußen zu frieren. Dort politisiert man und hört aufmerksam einem jungen Menschen zu, der vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat allerlei schöne Dinge erzählt, von denen er keine Ahnung hat, der aber jede andere Meinung mit Unfehlbarkeitsdünkel grob zurückweist. Solche „Redner“ sprechen denn auch mit Vorliebe von den Kaffeehäusern selbst, von den Herbergen, Volksküchen und den Wärmehallen, die sie unter großem Beifall der Zuhörer verspotten und herabsetzen. So geht es in Variationen überall und zu jeder Zeit. Gerade diejenigen schimpfen am meisten über die Beschaffenheit der Speisen und Getränke, die dort selten mehr als fünf Pfennige ausgeben. Bei den Unterhaltungen bricht oft Streit aus, und der Urheber

desselben wird dann schleunigst an die Luft gesetzt. Bestimmten Personen ist manches Kaffeehaus überhaupt verboten; sie kehren sich aber wenig daran, und manche gehen doch regelmäßig wieder hinein, werden aber ebenso regelmäßig wieder hinausgeworfen. Um elf Uhr heißt es „Mittag!" Die Dauergäste verlassen dann das Lokal und vertreten sich einige Stunden draußen die Füße.

In den Volkskaffeehäusern liegen viele Berliner Zeitungen und das Adreßbuch aus. Letzteres ist an einer dünnen Kette auf einem Pult befestigt und stets stark in Anspruch genommen. Es wird viel geschrieben. Einige bewerben sich brieflich um Stellen, andere — die meisten — schreiben Bettelbriefe. Die Adressen haben sie von den in diesem Fach erfahrenen Kunden gehört. Man kann sich darüber wundern, mit welcher Sicherheit derartige Auskünfte gegeben werden. Da wird gesagt: „Dieser Verein zahlt so viel, jener so viel zur Unterstützung; aber die Sache ist nicht so leicht, es wird sehr viel gefragt, viel Papiere werden verlangt, überhaupt Weitläufigkeiten gemacht. Aber dann fällt auch etwas Gehöriges ab, vielleicht zwanzig Mark und mehr." Ein Bankier in der Leipzigerstraße soll in den meisten Fällen zehn Mark geben. Ein Kunde giebt dem anderen Auskunft darüber, wenn der Bankier zu sprechen ist, wie man an ihn die Bettelbriefe zu schreiben hat — hübsch bescheiden und so weiter. Als Entgelt für die Auskunft wird ein bedeutender Anteil des Ertrages ausbedungen.

„Der Kaufmann X.," so heißt es, „giebt nur Speisemarken für die Volksküche, und wenn es auch damit nicht weit her ist, so kann man sie doch immer mit geringem Verlust — verkaufen!" — „Der Offizier Y. fragt den Bittsteller nur: 'Soldat gewesen? — Wo gestanden?' Es fallen mitunter zehn Mark." „Den Hofprediger N. N. zu sprechen ist sehr schwierig; der Portier läßt niemand hinauf. Da muß man sagen: man solle auf

einen Brief Bescheid holen ꝛc. ꝛc." Alles dies wird gegen gewisse Gegendienste dem Neuling von den Erfahrenen erzählt. — Für die gute Auskunft erhält der Ratgeber meist einen bestimmten Procentsatz des erzielten Betrages. Die Leute, die zu solchen Zwecken Feder und Papier benützen, sind vielfach stellenlose Kaufleute, welche die Unterstützung ihrer kaufmännischen Vereine bereits eingeheimst haben. Von den verschiedenen Vereinen sind sie vielleicht schon oft nach Hause geschickt; aber sie sind stets wieder zurückgekommen, nachdem sie auf der nächsten Station ihre Fahrkarte mit kleinem Verluste verkauft hatten. Die von den Hilfsvereinen angewandte Vorsicht, dem betreffenden Schützling einen Angestellten mitzugeben, der ihn bis ins Kupee bringen muß, erreicht also manchmal nicht ihren Zweck.

Viele der gewerbsmäßigen Bettelbriefschreiber, wenn sie nur noch einigermaßen anständig gekleidet sind, führen ein recht gutes Leben.

Auch die gewerbsmäßigen Fälscher von Legitimationspapieren sind hier zu finden. So ein Kunde, ein früherer Kaufmann, nimmt einmal Stellung als Bureaudiener, Laufbursche oder dergleichen bei einem Kaufmann oder Gewerbetreibenden. Er hat die Räumlichkeiten zu reinigen. Der Chef steht in lebhaftem Briefwechsel mit Behörden, mit Firmen und Privatpersonen. Täglich werden eine große Anzahl Briefe dem Papierkorbe überantwortet. Der Hausdiener leert geschäftig den Korb. Statt die Briefe zu vernichten, schneidet er sich sorgfältig die Unterschriften heraus und klebt sie auf einen Bogen. Es ist auch ein Stempel einer Polizeibehörde dabei. Nicht lange dauert es, und der Hausdiener, an den „Suff" gewöhnt, wird entlassen. Er ist fortan wieder im Volkscafé, in der Herberge, in der Kruke, in der Palme, in der „Klappe" zu finden. Nun verkauft er die einzelnen Unterschriften für eine Mark, oder läßt sie für fünfzig

Pfennige durchpausen. Die Kunden schreiben sich selbst Zeugnisse, pausen die Namensunterschriften durch und täuschen damit Behörden und Private. Wer es nicht selber fertig bringt, dem besorgt es wohl gegen Bezahlung oder gegen Prozente ein anderer.

* *
*

Scheu um sich blickend, übernächtig, mit tiefliegenden Augen, abgemagert, gebückt, schleicht Wilhelm als Bettler in der Ritterstraße von Haus zu Haus, in jedem auf kurze Zeit verschwindend und dann wieder auftauchend. Ein Wintersturm macht den Aufenthalt auf den Straßen sehr unbehaglich. Die Steine sind mit einer klebrigen Masse bedeckt. Bleigrau hängt der Himmel über den nassen Dächern. Die Leute rennen geschäftig hin und her. Die Pferdebahn klingelt ihre Signale und die Droschken rasseln in Eile über das Pflaster.

Mißmutig biegt der Bettler um die Ecke der Prinzenstraße und beeilt sich, aus dem Gesichtskreis des dort postierten „Blauen" zu kommen. Die auf dem Moritzplatz hinter einer Bedürfnisanstalt versteckte Normaluhr zeigt halb zwölf.

„Es ist Zeit zum Mittagessen," denkt der in einen dünnen Sommerüberzieher gehüllte Bettler.

„Aber woher nehmen und nicht stehlen? So schlecht wie heut haben die Leute noch nie gestochen. Den ganzen Vormittag habe ich Klinken geputzt. Ganz erbärmlich hab' ich gebettelt, und zehn Pfennige sind alles, was ich kriegte. Das langt ja noch nich für die Volksküche." Der junge Mann, dessen abgehärmtes Gesicht ihn älter erscheinen ließ, als er war, schlenderte die Oranienstraße hinauf und kehrte in ein Volkskaffeehaus ein, das nicht weit von der Herberge zur Heimat liegt. Er kaufte sich eine Tasse Kaffee und eine Schrippe. Eine beängstigende Fülle herrscht dort. Alles, was in der Tiefe wandelt, ist

vertreten. Die unverfälschte Kundensprache wird dort laut. Viele der Kunden tragen Ballonmützen. „Na Aujust!" redet ein junger, frechblickender Mensch einen älteren an, „schon zurück vom Ochsenkopp? „(Arbeitshaus in Rummelsburg.) „Ach wat! ick war bloß am Molkenmarcht" (Polizeigefängnis), erwiderte August. „Ick muß höllisch spannen. Die Blauen haben mir schonst zu sehr uff'm Strich. Ick weeß noch nich, wat ick heut Abend mache."

An einem anderen Tische des langgestreckten, niedrigen, rauchgeschwärzten Saales sitzen einige Gestalten, die vom „Klauen" (Stehlen) sprechen.

Viele der Gäste stehen in Gruppen herum.

Nun kommen die Mittagsgäste. Es entsteht ein großes Gedränge am Buffet. Das Personal hat alle Hände voll zu thun, die Speisen: Kartoffeln und Fleisch, zu reichen. Die Hotels und guten Restaurationen haben das letztere bereits in ausgekochtem Zustande geliefert. Hier ist es zu kompakten Beefsteaks, Koteletts, Klops, Boletten, Rumsteaks u. s. w. verarbeitet. Die Sauce ist zu allen Speisen dieselbe. Beim Brathering findet man denselben Aufguß wie beim Hammelfleisch. Auf dem Büffet steht ein großer Saucekessel, daneben die Kessel mit den verschiedenen Fleischsorten und ein gewaltiges Gefäß mit Kartoffeln. Der Gast, der sein Geld hingelegt hat, greift sich selbst Messer und Gabeln, sowie einen Teller. Der Wirt „schmeißt" ihm eine Kelle Kartoffeln und ein Stück Fleisch auf den Teller, der Gehilfe steht schon mit der Tunkenkelle bereit, deren Inhalt über beides auszugießen.

Traurig saß Wilhelm an seinem Tisch. Der Kaffee war ausgetrunken, die Schrippe gegessen, aber noch wühlte der Hunger im Magen, der durch die unzureichende Nahrung erst recht rebellisch geworden war.

Ringsherum entwickelt sich ein ziemlich lebhafter Handel

mit erbettelten oder aus Not verkauften Kleidungsstücken. Mit tiefem Nachdenken betrachtet ein junger Handwerksgeselle, der nebenan von der Herberge gekommen war, die fünf Mark in seiner Hand; er hat sie für seinen ganz neuen Anzug gelöst, den der „Zwiebelaujust", ein jüdischer Jüngling, erstanden hat. Derselbe macht in allen Volkskaffeehäusern Geschäfte. Fast an jedem Tische wurden Sachen feilgeboten: Uhren, Röcke, Hemden, oder in der dort üblichen Sprache: Osnicks, Walmusche, Stauden, Kreuzspannen (Westen), Weitchen (Hosen), Trittchen (Stiefel), Schneidlinge (Messer), Padden (Portemonnaies) u. s. w.

„Wat jiebst de vor die neue Staude, Aujust?" redet ein junger Mann den Juden an.

„Neu is se nich, de Staude," sagt der Händler. „Werd' ich geben zehn Pfennige."

„Denk' ich gar nich dran!" erwidert der andere aufbrausend; aber er hat Hunger und kein Geld.

Das Hemd ist ihm näher als der Rock; aber noch näher als das Hemd ist ihm der Magen, und so wird er denn handeleins mit dem Juden um fünfundzwanzig Pfennige.

„Nix zu kündigen? nix zu verkündigen?" fragte Zwiebelaujust den Wilhelm. „Nee!" sagte der, und faßte unwillkürlich an die Brust, wo ehemals eine Uhr gesteckt hat. Er fühlt ein Papier in der Weste knittern. Es ist der Pfandschein für die Uhr. In der vergangenen Nacht hat er an den nicht gedacht. Soll er ihn jetzt verkaufen, um sich den Hunger zu stillen? Dann ist auch die Uhr für immer verloren, das teure Andenken an seinen Vater; aber wie lange dauert's, dann ist sie doch verfallen?

„Nix zu verkündigen?" schreit wieder der Jude, an dem Tisch vorbeigehend. „Hier ist ein Pfandschein. Die Uhr ist sechsunddreißig Mark wert. Sechs Mark hab' ich drauf. Geben Sie mir noch drei Mark!"

Der Jude sah sich den Pfandschein an: „Müßte ich sein doch meschugge, wenn ich wollte kaufen den Pfandschein vor drei Mark. — Is nich mal in Berlin versetzt. Sind Sie selbst der Wilhelm Rundstab, oder haben Se gekauft den Pfandschein?"

„Den hab' ich nich gekauft. Ich hab' die Uhr selber versetzt. Aber unter dem laß ich ihn nich. Geben Sie wieder her!"

„Hier haben Se ihn. Müßte ich zusetzen bares Geld, wenn ich ihn wollte kaufen. Fünfzig Poscher geb' ich davor!"

Ärgerlich steckte Wilhelm den Schein wieder ein.

Nach wenigen Minuten kehrte der Jude zurück.

„Werd' ich Ihnen geben eine Mark!"

„Nein!" sagte Wilhelm und warf einen sehnsüchtigen Blick nach einigen Kartoffelresten, die ein anderer Gast stehen gelassen hatte.

„Sollen Se sehen mein gutes Herz und daß ich bin ein nobler Mann, will ich Ihnen geben eine Mark fünfzig." —

„Hier haben Sie ihn!" Wilhelm nahm das Geld, ging hin ans Büffet und erstand eine große Portion Essen für dreißig Pfennige. Doch war ihm dabei nicht wohl. Soeben hatte er sich endgiltig von seinem liebsten Andenken an seine Kindheit, an seinen Vater getrennt. Es war nur ein Pfandschein gewesen, aber er fühlte, wie er mit dessen Hingabe wieder ein Band mit der Heimat zerschnitten hatte. War es das letzte? Ach, wie sehr bereute er jetzt seinen früheren Trotz, seinen Hochmut, den Unverstand, mit dem er die Ermahnungen der Mutter in den Wind geschlagen. Wie ein Verhängnis lag es auf ihm, daß er keine Arbeit finden konnte. Jetzt hatte er schon die Hoffnung darauf verloren; jetzt hatte er schon das Suchen ganz aufgegeben. Er lebte vom Fechten. Einen Zusammenstoß mit der Polizei hatte er bisher glücklich vermieden; aber wie lange noch? —

August Streich, denn er ist es, der gerade vom Molken=

markt aus dem Polizeigefängnis kommt, wendet sich plötzlich an den in gleicher heruntergekommener Verfassung befindlichen jüngeren Nachbar, der ihn vorhin angeredet hatte. „Du Fritz! Da seh' ick eenen Bekannten von der Walze, den muß ick mir koofen." Er geht an den Tisch, an dem der Wilhelm sitzt. „Rumtreiber!" sagt er zu ihm, „wie kommst du denn hierher?"

„Ach mir geht es immer noch schlecht, August!" antwortete Wilhelm Rundstab, fast erschrocken über das Zusammentreffen.

„Siehst de, dat de nischt machen kannst mit deine Verpflegungsbuden! Du hast damals unsere Freindschaft veracht't; jetzt siehst de det doch in, det wir zusammenhalten müssen. Komm rüber, ick habe da noch een'n Freind, der schmeißt een paar Nordhäuser." Wilhelm setzte sich zu August und Fritz und mußte erzählen, wie es ihm gegangen war.

Fritz beschloß, sich jetzt zum zweitenmal zum Koller Wilhelms aufzuwerfen und ihn durch seinen Rat zu unterstützen. „Du verstehst den Rummel noch nich," tröstete er den ganz niedergeschlagenen Wilhelm; „wenn de dich ooch den scheenen Überzieher gefochten hast."

„Den hab' ich mir gekooft!" sagte Wilhelm.

„Du mußt's anders machen. Ick werde dir det schon besorgen. Wenn warst de det letztemal bei deine Meesters?"

„Das is schon länger als vier Wochen her!"

„Det is jut!" erwiderte Fritz. „Arbeet is jetzt für dich nich; aber deshalb kannst de doch wieder fragen jehen. Du mußt dich an die jroßen Fabriken halten, da fällt immer was ab. Du machst noch een'n juten Eindruck. Wenn de's richtig anfängst, lassen die Herren in de Comptoirs manchmal sogar een kleenes Märkerchen springen. Wir wollen zusammenhalten. Du brauchst een'n Freind. Wenn du nischt hast, dann hab' ick, und een andermal hast du wieder, wenn ick nischt hab'! Aber ick mache

immer mein Jeschäft. Verlaß dir druff! Ick besuche jetzt meine Kundschaft; jeh du in deine Fabriken!"

Die Brüder trennten sich, nicht ohne vorher noch einen „Husarenkaffee" (Nordhäuser) miteinander getrunken zu haben. Wilhelm ging nun in eine ganze Anzahl Fabriken. Nirgends bekam er wirklich Arbeit, aber manchmal wurde ihm gesagt, er solle gelegentlich wieder vorsprechen. Hier und da drückte man ihm ein Nickelstück in die Hand. Zuweilen brachte der Portier den Bescheid mit einem Geschenk von zwanzig Pfennigen. Am späten Nachmittag begab sich Wilhelm in das Kaffeehaus, wo Fritz schon behaglich am Tische saß. August fehlte.

„Komm man her! Jungeken," rief er dem Eintretenden entgegen. „Setz dir hierher! Hast de wat losjemacht?"

Wilhelm erzählte, daß er eine Mark und zwanzig Pfennige „gemacht" habe.

„Is jut, mein Junge. Ick hab' reichlicher! Du brauchst nischt davon auszujeben. Ick war im westlichen Viertel. De Blauen und de Greifer (Geheimen) haben mir heut in Ruhe jelassen. Ick habe in aller Jemütlichkeet een paar Straßen abgenommen. Siehst de hier! vier Märker, alles Nickel, aber ooch een Fünfziger, der is von'n Doktor in der Potsdamerstraße. Da komme ick alle Monate eenmal hin. Een juter Kerl! Essen jiebt et, so ville de kannst, aber er muß sehen, det de Hunger hast; denn er beobacht't dir in de Küche. Kiek man d i e Fettigkeeten an, die kriegt man von de Schlächtermamsells und von de Köchens!"

Der Zwiebelaugust kam an den Tisch; er verbreitete einen durchdringenden Knoblauchgeruch. „Was zu verkündigen?" fragte er.

„Hier sind noch een paar jute Faden Unvernunft (Wurst)," rief Fritz. „Wat jiebst de davor?"

„Was werd' ich geben? Werd' ich geben fünf, na wollen sagen zehn Poscher" (Pfennige).

„Wech damit!" sagte Fritz und nahm den Nickel in Empfang. Zwiebelaugust „verkündigte" die Wurst alsbald am nächsten Tische für den doppelten Preis.

„Siehst de den da? den Jroßen?" flüsterte Fritz dem Wilhelm zu. Det is een Greifer, die kommen hier oft und holen eenen weg. Der Wirt is ihr Freind. Der sticht ihnen det zu." — Es war, als wenn es Fritzen nicht mehr recht geheuer sei; denn er sagte gleich darauf zu Wilhelm: „Nu komm, jetzt woll'n wir mal nach'n „Café Dalles" jehen!" Wilhelm war es zufrieden; denn ihm war in der stickigen Luft des Zimmers ganz böse zumute geworden. Beide gingen nun hinaus. Fritz richtete seine Augen immer auf den Straßendamm und hob jeden Zigarrenstummel auf, den er erblickte. „Die Havanna=Ufflese is noch immer die beste Sorte und es steht keen Zoll druff!" meinte er.

Es mochte gegen sechs Uhr nachmittags sein, als sie vor dem „Café Dalles" anlangten. Wüstes Gezänk scholl aus dem niedrigen Keller herauf. Ein junges, sehr elegant gekleidetes Mädchen zankte sich mit einem „feinen" Herrn. Als Wilhelm die unanständigen Worte hörte, die hinüber und herüberflogen, wurde er ganz verlegen, trotz seiner weit vorgeschrittenen Verstrolchung. Solche Schimpfworte hatte er noch nie gehört. Zudem hätte er derartige Reden von solchen „feinen" Leuten nicht vermutet. — Das Lokal war von vielen solchen Mädchen und Herren besucht. „Goldene" Ketten, „goldene" Arm= und Halsbänder und „Brillantringe" bemerkte man vielfach bei ihnen; alles natürlich unecht. Das Benehmen war sehr ungeniert. Über die „Witze" der „Damen" wurde stets sehr gelacht, und je toller sie es machten, desto lauter waren die Lachsalven.

„Det is de Mächenbörse hier!" erklärte Fritz. „Hier kannst

de dir eene aussuchen! Die feinen Herren dort sind die Ludewigs. Die essen jut und trinken jut und spielen jut Billard und schlafen. Ab und zu aber hau'n se de Mächens von wejen de Verdauung. Weeßt de, Wilhelm: mit mir is ooch nich ville los, aber uff so eenen Ludewig kieke ick doch mit ne Portion Verachtung runter."

Fritz zog Wilhelm am Ärmel, und beide stiegen die Stufen zum Keller hinab und setzten sich an einen Tisch in einer Ecke. „St!" rief Fritz, und bald stand eine Schänkmamsell vor ihnen. „Zwei Portionen Rührei und zwei Bier!" sagte Fritz in befehlendem Tone. Er mußte achtzig Pfennige dafür bezahlen. Das Essen war reichlich und schmeckte auch dem Wilhelm. Trotzdem fühlte er sich doch beklommen und unbehaglich. Als sich aber gar eine der „Damen" in schwarzseidenem Kleide auf seine Kniee setzte, sein Bier nahm und das ganze Glas mit einem einzigen Zuge austrank, wurde ihm unheimlich; er stieß leise seinen Begleiter an und raunte ihm ins Ohr: „Machen wir doch, daß wir von hier fortkommen!"

Fritz antwortete nicht. Er schüttelte aber ärgerlich den Kopf und sagte: „Nee, det is nu aber doch schon nich mehr scheene hier. Det Jesindel is doch ville zu frech!" Darauf trank er den Rest seines Bieres aus und verließ mit Wilhelm die Kneipe.

„Gott sei Dank!" atmete Wilhelm erleichtert auf, als sie draußen waren. Fritz ging mit ihm durch einige enge Gassen, und da beide genug Geld hatten, suchten sie eine Herberge auf.

Zehntes Kapitel.

In Kundenklappen und Verbrecherkneipen.

An einem der folgenden Tage unterrichtete Fritz den Wilhelm noch eingehender, nachdem dieser ihm seine Not geklagt und seine nächtlichen Abenteuer erzählt hatte.

Sie gingen zusammen in eine Kundenklappe, eines jener dunklen Lokale, in denen hauptsächlich Bettler und Verbrecher verkehren. Es sind dies meist Destillen oder auch Keller, deren Äußeres für anständige Leute schon abschreckend genug wirkt, um die Kunden meist unter sich zu lassen.

Manche dieser Klappen sind von der Polizei geschlossen worden. Viele stehen unter einer so scharfen polizeilichen Kontrolle, daß das arbeitscheue Gesindel sich in ihnen nicht mehr ganz wohl fühlt und sie nur vorübergehend aufsucht.

Eine dieser Destillationen in der Jüdenstraße ist uralt; ihre Besitzer sind wohlhabende Leute. Hier werden selbst sehr reduzierte Erscheinungen geduldet, auch wenn sie sich stundenlang aufhalten und nichts verzehren. Jemand sagte: das sei ein Vermächtnis des früheren Besitzers, der von den Kunden, den Bettlern und den Schaalbrüdern reich geworden sei und in seinem Testamente bestimmt habe, daß kein Bettler oder sonst ein Armer aus dem

Lokale gewiesen werden solle. Ob das wahr ist, weiß man nicht; soviel aber ist richtig: die Kunden werden in der Kneipe gelitten, und nur wenn sie sich grobe Übergriffe erlauben, wenn sie fremden Gästen hinter dem Rücken den Schnaps oder das Bier austrinken und auf frischer That ertappt werden, passiert es, daß sie an die Luft gesetzt werden. Diese Destillation ist für viele der „Treff" (Treffpunkt), wenn sie von der „Fahrt" kommen. Nach dieser Destillation ist auch der erste Gang solcher, die eben aus der Haft oder aus Rummelsburg entlassen sind. Die Entlassenen wissen: dort bei Laute in der Jüdenstraße finden sie ganz gewiß alte Bekannte. Und wenn sie mit den besten Vorsätzen das Gefängnis verließen — dort werden sie wieder anderen Sinnes und in das alte Stromerleben hineingerissen. Wer aus der „Haft" kommt, bringt in der Regel nur einige Groschen, höchstens ein paar Mark mit. Ein neues Leben zu beginnen — dazu reicht dies nicht aus. Viele lassen sich so wie so von der einmal erfaßten Strömung treiben und machen auch nie mehr den Versuch, ein neues Leben anzufangen. Das Ende ist ihnen gleichgiltig.

Dagegen bringen die, die aus dem Arbeitshaus in Rummelsburg kommen, in den meisten Fällen einen ordentlichen „Stamm" (eine größere Summe) mit. Weil aber gewöhnlich die entlassenen Sträflinge ihren Verdienst, der ihnen bei der Entlassung ausgezahlt wird, in einem einzigen Tage verprassen und dann ihre Stromerlaufbahn wieder einschlagen, wird ihnen von der Arbeitshausdirektion nur ein Betrag bis zu fünfzehn Mark am Tage der Freilassung ausgehändigt. Falls der Entlassene in Berlin seinen Wohnsitz nimmt, wird das übrige Geld an das Polizeipräsidium, Abteilung V geschickt, wo er alle vierzehn Tage zehn Mark abheben kann. Mehr giebt es nicht.

„Siehst de!" sprach Fritz zu Wilhelm, als sie in der Klappe Platz genommen und sich eine Weiße bestellt hatten, „du kommst

mit deiner Dummheit nich aus! Du bist een ville zu juter Kerl. Mir kann so wat nich passieren. Jetzt mußt de doch aber bald einsehen, daß de mit deine Jrundsätze nich weiter kommst! Sperr doch die Oojen uff! un kiek dir die reiche Blase an, wie se sich mästen, und die Armen haben nischt! Da braucht eener in eener Nacht hundertfünfzig Mark und noch mehr, bloß uff Wein, und wenn du dich mal bloß in eenen Winkel legen und schlafen willst, wo du niemand nischte nich' dhust, da schmeißen se dich raus. Det hast de ja selber erlebt. Da bin ick doch een janz anderer Kerl!"

Wilhelm sah den Kameraden groß an und wollte ihn fragen, wieso er ein anderer Kerl sei, da es Fritzen doch ebenso schlecht gehe, wie ihm; aber Fritz fuhr fort in seinem Vortrage:

„Ick bin een Sozialdemokrat, und wat unsere Führer sind, die sagen immer, det eene jerechtere Verdeelung von die Jüter kommen muß; denn jetzt is der jroße Unterschied zwischen die Armen und die Reichen eene janz jroße Unjerechtigkeet. Aber ob det eenmal anders werden wird im alljemeenen — det weeß ick nich, und wenn ooch de Sozialdemokraten eenmal oben uff kämen, da is et denn doch wieder dieselbe Farbe in Jrün. Da werden ooch die Führer und wat die sind, die't jroße Wort haben, die andern unterdrücken und knechten und schließlich werden die ooch wieder alles haben und die andern nischt. Nee! dadruff wart ick nich; det dauert mir zu lange.

Siehst de, Willem, ick bin een jebildeter Mensch. Ick verstehe ooch wat von wejen de Volkswirtschaft und ick sage nu: Wenn't unrecht is, det de Reichen mehr haben, als de Armen, so is et doch recht, det man de Reichen een bißken wat wechnimmt, damit's de Armen kriejen. Ick bin nu so een armer Kerl, und wenn ick den Reichen wat abnehme, dann arbeete ick mit an de Lösung der sozialen Frage und an de jerechte Verdeelung von die Jüter.

Entweder se jeben et freiwillig — jut, oder se jeben et nich — och jut! denn nehmen wir 't uns selber!"

„Aber das wäre ja Diebstahl!" warf Wilhelm erschrocken ein, „damit bleib' mir vom Halse. Ich will ein ehrlicher Kerl bleiben, wenn es mir auch 'mal schlecht geht!"

„Ach wat!" erwiderte Fritz, „det nennst de man bloß so in deine Duselei. Wat gloobst de denn! Det is 'n janz ehrlicher Handel! Wir arbeeten doch an de Jleichheit der Menschen und an die Brüderlichkeit des Volkes. Det muß de doch aber einsehen: wenn det ville Jeld, wat die Reichen haben, die Jleichheet und die Brüderlichkeet verhindert; denn muß man ihnen det abnehmen, damit se weniger haben und damit det Jeld unter det Volk kommt. Bei uns rost't keen Jeld nich; dadruff kannst de dir verlassen. Wir sorgen schon davor, det et unter die Leite kommt, und det is doch die Bestimmung von't Jeld. Et muß voll und janz ausjejeben werden. Det Jeld, dat nich ausjejeben wird, det hat seinen Beruf verfehlt."

„Das is ja Unsinn!" sagte Wilhelm, „damit machst du mich nich dumm!"

Aber Fritz ließ sich nicht irre machen, sondern redete sich immer mehr in Eifer, und Wilhelm hörte ihm aufmerksam zu. „Darum," sagte Fritz, „bin ick och nich blöde. Ick nehme, wat ick kriejen kann, wie't kommt! Jlühendet Eisen und Mühlsteene lasse ick liejen; det eene is mir zu heeß, det andere zu schwer. Aber wenn ick so een paar Faden Wurscht sehe, die mir jrade zu Hand liejen, oder so'n kleener Schinken winkt mir so freindlich vom Ladentisch, oder ick sehe in eener Küche, wenn ick uff de Fahrt bin, so wat liejen, wat sich jut verschärfen läßt, dann nehme ick det mit. Denkst de etwa, det ville Jeld, det ick manchmal hab', det is bloß von't Fechten?"

Wilhelm sah den Fritz furchtsam an. Er wehrte sich innerlich

gegen diese Ansichten; aber er fühlte ja an seinem Leibe, daß etwas nicht richtig war im Staate Dänemark. Die Mitteilungen erregten daher keineswegs in ihm den moralischen Widerwillen, den er noch vor einigen Wochen empfunden hätte. Durch die Not der letzten Tage war seine moralische Widerstandskraft gebrochen. Er hörte ruhig zu, als Fritz fortfuhr:

„Ick weeß, wo man die Soore jut verschärfen kann; ick weeß ooch, wie man am besten die Jreifer vermeiden dhut. Mir is so bald noch nischt passiert. Bloß det eenemal bin ick verschütt jejangen; da hatte ick aber keene Schuld nich dran.“

Fritz verfolgte mit seinen Reden einen ganz bestimmten Zweck; denn hatte er den jungen Mann erst einmal zum Diebstahl verleitet, so war derselbe rettungslos in seine Hand gegeben. Wilhelm mußte sich dann stets vor Entdeckung fürchten. Die Brücken zur menschlichen Gesellschaft waren hinter ihm abgebrochen. Er konnte nicht mehr seiner Kameradschaft entfliehen. So freigebig sich jetzt Fritz gegen Wilhelm zeigte, so energisch würde er dann seine Auslagen mit Zins und Zinseszins zurückfordern. Wilhelm würde genötigt sein, für ihn zu fechten, ja ihn zu ernähren, ihm bei seinen Diebstählen zu helfen, und wenn er einmal nicht wollte, so brauchte Fritz nur zu drohen und — das Werkzeug war wieder gefügig. So lange sich aber Wilhelm keine Gesetzwidrigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, so lange war er für Fritz noch immer ein unsicherer Kantonist.

Wilhelm war ein ehrlich und gut erzogener Mensch; aber da er sich garnicht mehr zur menschlichen Gesellschaft gehörig fühlte, hatten die Ansichten Fritzens auch nicht unbedingt etwas Absurdes für ihn. Je länger er ihm zuhörte, desto mehr kam es ihm vor, als ob Fritz gar nicht so unrecht habe mit seiner Theorie von der Ausgleichung der sozialen Gegensätze. Er erfuhr ja selber das Unrecht, daß so viele sinnlos im Überfluß schwelgen

und prassen, während er hungerte und sich fast zu sättigen begehrte von den Abfällen in den Markthallen. Fehlte doch nicht viel, daß er wirklich Hungers starb; mußte er sich doch fortwährend fürchten, wegen „Arbeitscheu" ins Gefängnis gesteckt zu werden, während er doch gar nicht arbeitscheu war! Für den Augenblick sah er daher — beeinflußt durch die Ausführungen seines „Koller" — die bestehenden sozialen Mängel in der That in der Beleuchtung der Diebesmoral an. Er wurde darin bestärkt durch den Umstand, daß die mit ihm in Berührung kommenden Vertreter der Staatsgewalt, die Schutzleute, ihn, den Wilhelm selbst, wie einen Feind der Menschheit behandelten. Jeder anständige Mensch bezeichnete ihn als „Strolch", rechnete ihn zum Gesindel — was Wunder, wenn er zuletzt sich selbst dazu rechnete!

Die stärkste moralische Widerstandskraft mußte einer dauernden Beschimpfung gegenüber und bei dem Gefühl der vollständigen Ohnmacht, dagegen aufzukommen, erlahmen. Dazu kam, daß ihm Fritz eigentlich als sein wahrer, als sein einziger Freund erschien. Die ehrlichen Leute stießen ihn alle zurück, die unehrlichen behandelten ihn als Freund — was Wunder, daß er sich schließlich zu diesen zählte?

Fritz rückte nun schon mit bestimmten Vorschlägen heraus. „Du, Willem!" sagte er, „ick habe wat ausbaldowert, wo wat zu machen is. Ick jloobe, es fallen mindestens zehn Märker ab. S'is in de Lützowstraße; da hängt een janzer Boden voll Wäsche. Et is alles unverschlossen, und man kann janz unbemerkt raus aus de Bude. Ick brauche bloß eenen, der Schmiere steht, und det kannst du machen!"

So weit war Wilhelm noch nicht: „Da gehe ich nich mit. Mach' du, was du willst; ich hab' keine Lust dazu!"

Fritz lenkte wieder ein: es sei dabei nichts zu riskieren. Aber Wilhelm wagte es nicht. Er blieb fest in diesem Falle.

„Da steige ich lieber noch einmal auf die Fahrt. Ich hab' so wie so keinen Arbeitsbemühungsschein mehr, und ich möcht' heute noch mal nach Arbeit fragen, damit ich mir das bescheinigen lassen kann."

„Na, wie du willst!" sagte Fritz, der sich bemühte, seinen Ärger zu unterdrücken. Er bestellte noch eine „große Einfache" (eine einfache Weiße kostet zehn Pfennige) und einen großen Nordhäuser. Wohlweislich ließ er aber beides auf dem Ladentische stehen, nachdem sie getrunken hatten. Hätte Fritz die Getränke auf das, für die Standgäste zu diesem Zweck angebrachte Brett gestellt, das sich längs der Wand des Ladens hinzieht, so hätte er sie bald verschwinden sehen, oder vielmehr nicht mehr zu sehen bekommen; denn die hier herrschende Liebhaberei für „fremde Biere" ist sehr groß.

In diesen Verbrecherkneipen sind im vorderen Raume weder Tische noch Stühle. Es geht daher durchaus „standesgemäß" zu, wie ein Berliner Kalauer lautet. Schwarz starren die Wände, und der Spiritusduft der lagernden Fässer mischt sich mit dem Pennengeruch, der von den Gästen ausströmt.

Außer Fritz und Wilhelm und einigen Rollkutschern waren, an der Wand herumlungernd, noch ein paar solcher Gestalten im Laden, von denen in den Berliner Arbeiterkreisen die Redensart im Schwange ist: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, und der liebe Herrgott ernährt sie doch!"

Später kam August Streich dazu. Er forderte die beiden, Wilhelm und Fritz, auf, sich zu den andern zu gesellen; sie thaten dies aber nicht, sondern blieben miteinander flüsternd für sich. Um so lebhafter wurde die Unterhaltung in der andern Gruppe.

„Du, Lude!" sagte der eine zu einem ältern Mann mit einem Galgengesicht, „weeßt du schonn, heute kommt der Bolettenkarl, heute is ja der zehnte!"

„Wahrhaftig!“ erwiderte der Angeredete, „det hätte ick ja beinahe verschwitzt, un ick hatte det olle A.... versprochen, ick wollte ihm von der Rummeline abholen.“

„Na der kommt sicher zu allererscht hierher; der weeß janz jenau, det sein Freind Lude, wenn er nich oben (auf dem Molkenmarkt im Gefängnis) is, hier zu dreffen is. Na, det wird wieder een Feez werden!“

„Ick hädde,“ fing der erste wieder an, „det ooch balle verjessen, aber jestern abend in de Palme kam ick mit Lumpenjustav uff Bolettenkarl zu sprechen, un der war ja zusammen mit ihm draußen in Falkenberch jewesen, un weeß janz jenau det Datum, wenn er kommt!“

August Streich meinte: „Der bringt jewiß eenen klotzigen Stamm mit raus. Er hat ja verschiedene polsche (polnische) Wochen runderjerissen“ (polnische Woche gleich einem Monat).

„Zwee Schoof!“ ergänzte ein anderer Stromer. (Schoof oder Jimm gleich Jahr.)

Lude schien ob des in Aussicht stehenden „Feezes“ in eine heitere Stimmung gekommen zu sein: „Jungs! dadruff müssen wir eenen drinken!“ Bei diesen Worten holte er aus einer Seitentasche seines alten Überziehers eine leere Seltersflasche und aus der rechten Hosentasche eine grüne Zwirnbörse.

„Vor fufzehn!“ mit dieser Forderung stellte er die Flasche auf das Schankbrett und kramte aus der Börse fünfzehn, meist einzelne Pfennige. Der Verkäufer, der die gewünschte Sorte schon kannte, ergriff ohne Zaudern eine Standflasche, auf der zu lesen war „Korn mit Rum“, und goß — ohne weiter abzumessen — die Selterflasche Ludens voll.

„So! Nu noch eenen Jroßen in't Jlas!“ kommandierte Lude weiter und zählte noch fünf einzelne Pfennige zu den fünfzehn zu.

Die Flasche versenkte Lude in die Tasche, ergriff das Glas, und sich zu seinen Kumpanen wendend, sagte er: „Uff det Wohl von Karl!“ Dabei nahm er aus dem Glase einen Schluck, daß wenig übrig blieb. Zustimmend nickten die Genossen. Der, der den Lude an den Bolettenkarl erinnert hatte, goß den dargebotenen Rest hinunter und stellte das Glas hinter sich auf das bereits erwähnte Brett.

Nun begann ein ganz eigenartiges Verfahren. Sah der Ladengehilfe einmal weg, d. h. glaubte sich das Kleeblatt unbeobachtet, so goß Lude rasch aus seiner Flasche das leere Glas voll. Das war eine Umgehung des Verbotes, im Lokal aus der Flasche zu trinken. Der Vorteil des Verfahrens lag entschieden auf Seite der Kunden, die achtmal aus der Flasche das Glas vollgießen konnten. Sie hätten vierzig Pfennige bezahlen müssen, wenn sie den Schnaps glasweise verlangt hätten, kamen aber so mit fünfzehn weg.

So zechte die Gesellschaft und erzählte sich von „Bolettenkarl“. Sie rühmten gegenseitig all das Gute und die vielen Gefälligkeiten, die ein jeder dem Bolettenkarl erwiesen haben wollte. Der hatte ihm einmal, als er in Arrest kam, zwei Stangen Stift (Primtabak), jener, trotz der Gefahr, die damit verbunden war, mehr als einmal Soroff (Schnaps) besorgt. Ein dritter hatte „Schmiere“ gestanden, während Bolettenkarl dem Garten des Betriebsinspektors einen Besuch abstattete. Aber das erzählte er nicht, daß Karl ihm dafür die Hälfte der gestohlenen Eier hat geben müssen, ebensowenig, wie der zweite, der sich den besorgten Schnaps hatte doppelt bezahlen lassen, und ebensowenig als der erste, der für seine zwei Stangen Stift von Karl ein Taschenmesser erhalten hatte. Karl hätte ihm das Messer aber gewiß auch nicht gegeben, wenn er es hätte genügend „verbohren“ (verstecken) können.

Nur Lude rühmte sich keiner „Wohlthaten" an Karl. Lude weiß es und die andern wissen's auch: Lude und Karl sind Freunde. Wahrscheinlich eint sie eine gemeinschaftlich begangene schwarze That, die, noch nicht entdeckt, das Geheimnis beider ist.

Wenn man die echte Gaunervisage Ludes ansieht und auf seine Reden horcht, kann man dem Kerl auch die größten Schlechtigkeiten zutrauen.

Plötzlich geht die Thüre auf. Ein Mann, anscheinend in der Mitte der Vierziger, mit eigenartiger, blaßgrauer Gesichtsfarbe, bartlos, pockennarbig im Gesicht, bekleidet mit einem sauberen grauen Jacketanzug, unter dem Arm ein ziemlich umfangreiches Packet in ein rotes Taschentuch eingebunden, tritt in das Lokal. Lupus in fabula! Wenn man vom Wolfe spricht, ist er nicht fern.

„Karl! Karl! Oller Schwede! Na, da bist de ja endlich!" schallt es dem Eintretenden entgegen. Lude hält dem Karl zum Gruße noch das über halb gefüllte Glas hin und sagt fast zärtlich:

„Karl, wir haben soeben uff dein Wohl eens jedrunken. Ick habe ihm jejeben. Da nimm! Det is der letzte!"

Die anderen wollen dem Wiedergekommenen ihre Freude auch durch die That beweisen. Sie schießen ihre Pfennige zusammen, und ob des freudigen Ereignisses werden jetzt „fünf Jroße" von der alten Sorte bestellt.

„Nanu Karl! Nu man ran!" Der Gefeierte wird in die Mitte genommen und an den Ladentisch gedrängt. Indem ein jeder ein Glas ergreift, fühlt sich Bolettenkarl veranlaßt, einen Trinkspruch auszubringen.

Wilhelm, dem mit dieser Verbrechergesellschaft eine neue Welt aufging, für die er erst jetzt, nach Überwindung des Ekels, ein Organ besaß, achtete genau auf das Gespräch. Er hörte das Räuspern Karls; er ahnte das Kommende und dachte: das erste

Glas wird gewiß auf eine bessere Zukunft geleert werden. Wie hatte er sich getäuscht! Karl stößt mit allen an, und seine Kumpane verständnisinnig anblickend, ruft er: „Es lebe der Ochsenkopp!!" Lächelnd nicken die vier und gießen den ganzen Schnaps auf einen Zug hinunter.

„Noch fünf Jroße!" sagt Lude; „aber Ihr jebt ooch wat zu — du nich, Karl! Nee, du nich!" Dabei legte er wie hindernd seine Hand auf die Schulter Bolettenkarls, der eben in die Tasche griff. — Die Hallunken! — Auch bei diesen elenden heruntergekommenen Menschen ist alles selbstsüchtige Berechnung! Erst heucheln sie aufrichtig Freude und eine gewisse Aufopferung, um nachher dem trunkenen Kameraden das letzte abzunehmen und ihn dann seinem Schicksal zu überlassen.

Der Bolettenkarl hatte aber schon, ehe er das Lautesche Lokal betrat, mehrere „hinter die Binde gegossen," und nun überkam ihn jene Spendierwut, wie sie bei halbbetrunkenen Menschen oft zu Tage tritt. „Noch fünf Jroße!" und kaum waren sie ausgetrunken, „noch fünf Jroße!" befahl er, ohne sich an die Abmahnung Ludes zu kehren.

Lude, der seinen Freund nun so weit hatte, wie er ihn hatte haben wollen, beeilte sich, die Freigebigkeit Karls auf etwas anderes zu lenken. Hauptsächlich war es ihm dabei um die Befriedigung der eigenen Wünsche und der seiner Genossen zu thun.

„Hast de schon jefrühstückt?" fragte Lude.

„Nee, Lude! Ick habe man bloß een paar Nordhäuser un eene Bayrische jedrunken; aber ick habe ooch noch nich den jeringsten App'tit, Lude!"

„Schad't nischt, Karl; aber wat or'ntlichet zu dich nehmen mußt de. Bedenk' doch det Futter, was de in'n Kopp (Ochsenkopf) gehabt hast, det is nischt vor de Innahme von Spirituosen!"

Die anderen nickten zustimmend und erklärten: „Lude hat Recht, Karl! Du mußt erscht wat Fettiges zu dich nehmen!“

Bolettenkarl scheint von der Richtigkeit der Vorschläge überzeugt zu sein. Er weiß nur noch nicht recht, was er essen möchte. Aber auch dafür weiß Lude Rat; er sagt:

„Jieb man wat her! ick werde schon bringen, wat dich schmecken wird. Karl! ick würde jarnich sagen: du sollst wat rausrücken — aber ick — wir alle viere haben unsere paar Pimperlinge (Pfennige) zur Ehre des heut'gen Dages mit dir versoffen. Jetzt sind wir ausjemist't un können nischt mehr leisten!“

„So is et!“ bestätigten lallend die anderen.

Karl holte aus der Tasche ein buntes Taschentuch, in dessen einem Zipfel ein dicker Knoten auf ein ziemliches Sümmchen schließen ließ.

„Wie ville hast de mit rausjebracht?“ frägt einer, und Karl, langsam den Knoten lösend, erzählt: „Im janzen hatte ick vierundsiebzig Mark; ick habe aber man bloß vierzehn baar jekricht und die übrigen sechzig — nu Ihr wißt ja, wo die sind. Werde sie mir aber schon holen; weeß jetzt eene feine, eene saubere Schiebung, wo sie mir allens mit een mal rausrücken müssen, und det wird jemacht! — So, nun schieß man los, Lude!“ Bei diesen letzten Worten gab Karl seinem Freunde Lude einen harten Thaler.

„Hast du keen kleenet Jeld?“ fragte Lude, den Thaler mit verklärten Blicken betrachtend. Aber Karl machte heute den „dicken Wilhelm“, wie der Berliner sagt, und fuhr seinen Freund an: „Wat ick jebe, det jebe ick. Un nu bringst de vor uns alle wat zu präpeln, wat — det is mich ejal!“

Lude ging. Bis er wiederkam, tranken die anderen zwei große Weißen und vier große Nordhäuser. Der Ladengehilfe

mochte diese Art Leute schon genügend kennen gelernt haben; denn die Art und Weise, wie er den Kunden das Bestellte gab, ließ deutlich seine tiefe Nichtachtung vor denselben erkennen. Er sagte leise vor sich hin, Karl dabei anblickend: „Du machst heute den Geschwollenen, und morgen oder übermorgen kannst du dir kaum einen Salzkuchen kaufen, da mußt du betteln gehen!"

Endlich kam Lude zurück. In der Linken trug er ein Packet, in weißes Papier eingeschlagen, das er Karl mit den Worten gab: „Da, Karl! det is vor dir, vor dir janz alleene. Vor uns habe ick wat andersch jebracht!" Er kramte aus seinen Überziehertaschen verschiedene Päckchen und schließlich ein halbes Dutzend Sechserbrötchen. Die Packete wurden geöffnet und alles auf das Gläserbrett ausgebreitet. Da waren verschiedene Wurst- und Käsesorten, ein paar Räucherheringe, ein Spickaal und diverse saure Gurken. Auch ein Kunde wird zum Schlemmer, wenn er es irgend haben kann; er kann Vorrat essen, andernfalls auch hungern, wie kein anderer Mensch.

Karl mußte wohl schon wissen, was sein Packet enthielt; denn er schlug zufrieden schmunzelnd die Papierhülle auseinander und — ein Dutzend rostbraun gebratene, noch dampfende Boletten präsentierten sich seinen gläsernen Blicken. Sie stammten aus einer Roßschlächterei. Nun war es klar, warum er „Bolettenkarl" genannt wurde.

„Det hast de jut jemacht, Lude! Die sein eckern (eigen, gut), so janz mein Mumm (Geschmack)!" erklärte mit zufriedener Miene Karl und bestellte zu dem leckeren Frühstück „noch zwee jroße Weißen un een paar Nordlichter!"

„Aber Sie haben ja hier noch Bier und Schnaps stehen!" bemerkte der Ladendiener. „Schad't nischt! Immer teisten (gießen) Se man in. Jedrunken wird et doch!"

„Wat kost't der janze Ramsch?" fragte einer von den Vieren.

„Herr Jotte doch! Det hätte ick beinah' verjessen," rief Lude, kramte in den Taschen und hielt Karl mehrere Groschen hin. „Det kriegst de noch wieder, Karl! da nimm man!"

Karl winkte abwehrend mit der Hand; sprechen konnte er nicht, denn er hatte vollauf mit seinen Backen zu thun. Sehr zufrieden ließ Lude das Geld wieder in seiner Tasche verschwinden und griff auch zu. Für Lude hatte also das Einholen außer dem Mitessen auch noch das eingebracht, daß er, wie er heimlich dem August zuflüsterte, noch für den anderen Tag „jedeckt" (versorgt) war.

Fritz und Wilhelm hatten — die anderen belauschend — sich länger in dem Lokal aufgehalten, als sie wollten. Jetzt entfernten sie sich.

„Das is ja 'ne recht saubere Gesellschaft!" sagte Wilhelm unterwegs. „Ich möchte nur wissen, was sie mit dem Karl noch machen werden."

„Den beuteln sie aus bis uff den letzten Pfennig!" antwortete Fritz. „Ja, et jiebt doch noch schlechte Menschen! Ick steige jetzt uff die Fahrt. Mittags treffen wir uns bei „Loritz" in der Königstraße. Verstehst de! Sieh man zu, dat de ooch wat machst!"

Wilhelm ging wieder fechten. Die genossenen Spirituosen hatten ihm aber den Kopf schwer gemacht und er verbreitete einen ziemlich starken Branntweinduft. Außerdem sah er auch schon wieder recht heruntergekommen aus.

An das Schnapstrinken hatte sich Wilhelm ziemlich leicht gewöhnt. Schon in der Werkstätte in seiner Heimat war es ja Sitte gewesen, zum Frühstück ein Schnäpschen zu nehmen. Doch war er, abgesehen von einer gewissen Anheiterung bei festlichen Gelegenheiten, nie betrunken gewesen. Einen besonderen Genuß am Branntwein- oder Biertrinken hatte er nie gehabt,

und so hatte sich, mangels einer Neigung, die Mäßigkeit beim Trinken von selbst ergeben. Seit er nun in der Fremde war, stand er ja mehr in Versuchung, und es wurde ihm mehr Gelegenheit geboten, sich zu berauschen.

Indessen war es nie so weit gekommen, daß er seines Willens nicht mehr Herr gewesen wäre, da er auch einen tüchtigen Hieb vertragen konnte. Hatte er genug, so war ihm ein Mehr zuwider, und es waren immer Kumpane dagewesen, die seinen Teil als willkommene Beute angesehen hatten. Erst jetzt, in seiner höchsten Not, verband Wilhelm mit dem Branntweintrinken einen gewissen Selbstzweck. So lange er halb berauscht war, so lange fühlte er sein Elend nicht. Darum war er denn in den letzten Tagen, in dem Verkehr mit seinem „Koller" Fritz davon abgekommen, den Brantwein nur in mäßigen Mengen aus Geselligkeitsrücksichten zu trinken. Er trank jetzt, wenn er es konnte, mit Absicht ein Glas mehr, um sich in eine andere Stimmung zu versetzen. Fritz hatte gestern und heute meist für ihn bezahlt. Trotzdem war auch das Geld Wilhelms, das er für den Pfandschein gelöst, oder sich erfochten hatte, schon wieder alle, und wenn er heute von den Leuten an den Thüren nichts bekam, so mußte er wieder hungern, oder die Gastfreundschaft Fritzens in Anspruch nehmen, der ihn ja zum „Flatterfahrer" (Bodendieb) und in weiterer Konsequenz vielleicht zum „schweren Jungen" (Einbrecher) machen wollte. Wirklich warf das Fechten heute wieder nur fünfzehn, meist einzelne Pfennige ab, so daß Wilhelm in sehr gedrückter Stimmung nach Loritz kam, wo er sich einen Schnaps geben ließ und dazu das Endchen Wurst und ein Paar Schrippen verzehrte, die er sich gekauft hatte. Zu seinem Erstaunen stolperten hier die fast vollständig betrunkenen Kumpane Karl und Lude, August und Oskar herein.

Wilhelm zog sich in einen Winkel zurück, um nicht gesehen zu werden; denn namentlich August hatte ihm von Anfang an einen Widerwillen eingeflößt, und heute früh war seine Abneigung gegen August mit die Ursache gewesen, daß er nicht auch in das Saufgelage hineingezogen worden war.

Der Wirt war ärgerlich darüber, daß die Brüder sich anderweitig „beschmort“ und ihr Geld bei einem anderen gelassen hatten, und erklärte rundweg: „Besoffenen verabfolge ich nichts! Macht, daß ihr rauskommt!“

„Na nu!“ lallte Bolettenkarl. „So hartherzig jejen Jeld sind Se doch sonst nich!“ Damit schwankte er zum Ladentisch und warf einen Thaler hin. Zugleich klapperte er mit Silber in der Tasche. „Vier Jroße!“ kommandierte er.

„Na, wenn Sie sich anständig verhalten, da setzen Sie sich dahin!“ sagte der Wirt, sich den Thaler schmunzelnd betrachtend. Er war durch den Anblick des Geldes vollständig umgestimmt.

Inzwischen traf auch Fritz wieder ein. „Ick hab heut nischt jemacht!“ sagte er. „Jleich anfangs saß mich so een Blauer uff'm Halse, so dat ick jarnich in die Häuser jehen konnte. Ick hab' meine duften Winden heut alle in Stich jelassen. Lumpichte zwanzig Poscher hab ick jekriecht. Wat hast du denn jemacht?“

Wilhelm sagte es ihm.

Fritz machte ein mürrisches Gesicht. „Det kommt davon, dat du keene Vernunft nich annimmst. Hätten wir heute det Jeschäft gemacht, wat ick dir jesagt habe; denn hätten wir die Soore längst verschärft und dann könnten wir bon leben, sage ick dir. Aber wer is denn da hinten? J! dat is ja Aujust und Lude und Bolettenkarl! Na, du Schaute, du! Warum setzt de dir nich zu? Der Karl hat ja noch Kies und die Kerls präpeln und saufen, wat det Zeich halten will. Komm! wir

setzen uns zu ihnen. Heut früh war det wat anders, da wußten wir nich, daß so een Silberfasan kommen wird, und denn, wie der gekommen war, hätten se uns zu sehr geuzt, wenn wir hätten mitmachen wollen.“

„Ich will nicht!“ sagte Wilhelm, dem die Brüder denn doch zu sehr zuwider waren, mit dem letzten Rest seiner Widerstandskraft.

„Na denn nich! Ick lass' mir die Jelejenheet nich entjehen. Alle wird dem sein Jeld doch noch, und denn is et ejal, wer't verzehrt!“

Wilhelm zog es vor, zu gehen. Ein unbestimmtes Gefühl der Gefahr trieb ihn fort. Er hatte wieder eine moralische Anwandlung und ging in eine Brauerei, wo man ihm vor Wochen Hoffnung gemacht hatte, daß er Arbeit finden könnte. Aber der Portier ließ ihn gar nicht erst hinein: solche Stromer bekämen hier keine Arbeit. Dann wandte sich Wilhelm in die Tempelhofer Vorstadt, wo ein kleiner Meister im Keller, der zugleich einen Handel mit Holzwaren betrieb, ihm einmal gesagt hatte, er könne ja gelegentlich wieder anfragen. Der Meister Nußbaum erkannte ihn zuerst nicht wieder, warf dann einen mitleidigen Blick auf den jungen Mann und verneinte die Frage, ob er jetzt vielleicht einen Gesellen einstellen wolle. Die Geschäfte gingen trotz der Weihnachtszeit zu schlecht. So stand denn Wilhelm Rundstab wieder auf der Straße, hungernd, frierend, nicht wissend, wohin er sich wenden sollte.

Elftes Kapitel.

In der Markthalle.

In der großen Zentralmarkthalle am Alexanderplatz herrscht vormittags und abends, bei Tage und in der Nacht ein äußerst reges Leben. Auch in den Stunden, die dem öffentlichen Verkehr entzogen sind, ruht das bewegte Treiben dort nicht, sondern die mit Lebensmitteln beladenen Eisenbahnzüge rollen vor und werden entladen, und mächtige Fahrstühle setzen sich in Bewegung, um die Waren von der Bahnplatte hinunter in die Markthalle oder in die Keller zu befördern. Während der Zeit des öffentlichen Verkehrs bevölkern zehntausende von Käufern und tausend Verkäufer die Halle, diese mit unermüdlichen Rufen ihre Waren anpreisend und mit großer Geschicklichkeit verkaufend und verpackend, jene suchend, prüfend, feilschend und das Erstandene nach Hause tragend.

Zuweilen, besonders Sonnabend abends, herrscht ein Gedränge, daß man kaum treten kann. Die Verkäufer halten dann eine reichliche Ernte. Die Fischhändler an den mit fließendem Wasser versehenen marmornen Fischkästen können nicht genug von ihrer zappelnden Ware den Kunden zuwiegen. Die Schlächter in ihren drahtumgitterten Buden zerhacken eine Keule und ein

Lendenstück nach dem andern. In appetitlicher Weise haben die Wursthändler ihre Ware ausgelegt und die wohlschmeckenden, darmumhüllten Fleischrollen angeschnitten, um das Innere dieser sonst so geheimnisvollen Ware allen Blicken kund zu thun.

Zwischen dem mehr oder weniger elegant oder anständig gekleideten Publikum sieht man auch manchen zerlumpten Mann. Neben den Bürgerfrauen mit den mächtigen Taschen, neben den Dienstmädchen mit den großen Körben, neben den Menschen und Männern aller Art, die hier ihre Einkäufe machen, wandelt außer den Gassenjungen auch manche andere zweifelhafte Gestalt umher, die nichts kauft und nichts verkauft. Es sind Arbeitlose, die hier auf einen kleinen Verdienst warten. Sie spähen danach, ob nicht ein erstandenes Packet irgend einer behäbigen Hausfrau zu schwer wird, ob nicht die Last der Ware für den zarten Arm einer Dame zu groß geworden ist. Da sind sie schnell bei der Hand, ihre Dienste anzubieten, die sie im allgemeinen auch treu und ehrlich verrichten und wofür sie vergnügt einen oder mehrere Nickel in Empfang nehmen.

Auch Wilhelm schlenderte am Abend des Tages, an dessen Morgen ihn Fritz zum „Flatterfahrer" (Bodendieb) hatte machen wollen, in der großen Zentralmarkthalle umher. Er hatte heute wieder kein Glück gehabt an den Thüren; nur ein unzureichendes Mittagmahl war ihm zu teil geworden, und jetzt besaß er wieder keinen Pfennig in seinem Vermögen. In seinem Magen aber bellte der Hunger. Er sah sich nun auch in der Markthalle nach einem Verdienst um. „Vielleicht fallen für mich noch ein paar Bleier ab!" dachte der arme Mensch. Er ging durch die Reihen der Schlächterbuden, wo die Würste so verlockend aufgespeichert waren, doch — niemand gab sie ihm! Überall stand eine rundbäckige Verkäuferin oder ein stämmiger Schlächtergeselle, und die sahen garnicht vertrauenerweckend für ihn aus. Er dachte an

die Grundsätze des Fritz und an die ungelösten Probleme der Gleichheit und Brüderlichkeit. Es war doch sehr unrecht, daß man ihn mitten in diesem Überfluß hungern ließ! Niemand schadete es, wenn er ein Endchen Wurst oder ein Stückchen Speck an sich nahm von einer der Auslagen — und er konnte seinen Hunger gleich stillen. Er konnte auch nach der Wärmehalle oder in ein Volkscafé gehen, um den Faden Wurst zu „verkündigen". Schließlich wäre es gar kein Unrecht, dachte er, da ja niemand den Verlust bemerken würde. Aber er dachte noch nicht an die Verwirklichung dieser Gedanken; denn überall stand ja ein Verkäufer. Es war ihm nur so durch den Sinn gegangen.

Plötzlich ertönte aus einiger Entfernung ein lärmender Streit. Ein Verkäufer war mit einem Käufer uneins geworden und machte seinem Unmut in äußerst drastischen Worten Luft. Es fielen sogar Schläge und es begann sich — am andern Ende der Budenreihe, in der Wilhelm stand — eine Prügelei zu entwickeln.

„Der Kerl schlägt mich noch tot!" schrie ein Mann. Das Publikum strömte zusammen; die Verkäufer in den Buden wurden aufmerksam.

„Ach wat, dot!" antwortete eine tiefe Männerstimme. „Dot bist de noch lange nich, du dummer Kerl! Ick wer' dir zeigen, wat et heeßt, eenen ehrlichen Menschen zu sagen: er häbde bedrogen!" Der Zweikampf schien sich immer mehr zu entwickeln; die Stimmen wurden lauter und die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die Streitenden. Die Neugierde der Verkäufer überwog einen Augenblick ihr Pflichtgefühl und sie verließen zum Teil ihre Buden, wo sie jetzt — da das Publikum nur Augen für den Streit hatte — ja doch nichts zu thun hatten.

Wilhelm sah sich gänzlich unbeachtet. In seiner Nähe lagen die schönsten angeschnittenen Schlackwürste mit ihrem dunkelroten Fleisch. Der Hunger mahnte ihn; ganz nahe trat er an die eine Bude heran. In seinen weiten Überziehertaschen konnte er ganz gut ein paar Enden bergen. „Gleichheit und Brüderlichkeit! Greif zu!!“ rief es in ihm, „dann ist der Hunger gestillt!!“

Er streckte die Hand aus und griff zu und — zwei ansehnliche Stücken Wurst verschwanden in seinen Taschen!

In diesem Augenblicke wandten sich die Verkäufer ihren Ständen wieder zu. Schon glaubte er sich entdeckt; er wurde kreidebleich. Aber den Griff hatte niemand gesehen, und so wurde Wilhelm nicht weiter beachtet. Zitternd vor Angst schlich er dem Ausgange zu — da! — — Was war das? Das war ja Lisbeth, die vor ihm stand in dem dicksten Knäuel des Publikums! Sie drehte ihm den Rücken zu; aber sie war es, die Lisbeth, die Tochter seines Meisters! Wilhelm war starr vor Schrecken. Er wandte sich jedoch noch einmal um. Auch das Mädchen hatte sich umgewendet und — — ein Stein fiel ihm vom Herzen; er hatte sich geirrt! Das Gesicht war völlig anders, die Figur aber derjenigen Lisbeths ähnlich. Wilhelm verließ nun rasch die Halle. Diese Erscheinung weckte indes sein Gewissen. „Du bist ein Dieb! ein Spitzbube!“ rief es in ihm. „Nie wieder kannst du als ehrlicher Mensch denen zu Hause unter die Augen treten! Wohin bist du gekommen?“

Hätte er nicht so gehungert und hätte er nicht die Entdeckung gefürchtet: er wäre mit der Wurst wieder zurückgelaufen! Aber nun ging er ins nächste Volkscafé, wo er wußte, daß man dort für dergleichen Ware Absatz findet, und verkaufte seine beiden Würste für vierzig Pfennige. Er sättigte sich von dem Erlöse. Mit dem Fritz zusammenzutreffen wagte er nicht. Der Diebstahl drückte ihn. Er war dadurch aus seiner Verblendung

erwacht und der Wunsch wurde in ihm wieder lebendig, wieder zu den ehrlichen Menschen gerechnet zu werden; aber ferner und unerreichbarer als je schien das Ziel zu sein. „Ja, wenn ich Arbeit fände!“ —

„Was soll ich thun?“ Mit dieser Frage entschloß er sich kurzerhand, trotz der Gefahr „verschoben“ zu werden, wieder in die Palme zu gehen.

Zwölftes Kapitel.

Im Gefängnis.

Als Wilhelm in die Palme kam, war die Badezeit schon vorüber, aber die Abendbrotzeit noch nicht; er beeilte sich daher, einer Baracke zugeteilt zu werden. Daß seine Anwesenheit heut notiert wurde, berührte ihn zunächst wenig; denn einmal hatte er durch einige „Nordlichter“ sein Selbstbewußtsein ein wenig abgeschwächt, und andererseits wußte er sich doch, nach seinen nächtlichen Erfahrungen auf der Straße, keinen anderen Rat. Er wunderte sich nicht wenig, in der schon gefüllten Baracke, wo er nur eine halbe Pritsche und keine Decke mehr für sich vorfand, einen großen Teil seiner Bekannten zu finden, die durch eine merkwürdige Fügung hier vereinigt waren. August Streich, Fritz Ring, Lude, Bolettenkarl, auch Karl Lange, alle waren in derselben Baracke. Wilhelm wurde von Lange freundschaftlich begrüßt, während die anderen in ihrer Betrunkenheit nicht viel Notiz von ihm nahmen. Den Fritz hatte der Rausch schläfrig gemacht. Die anderen waren in sehr aufgeregter Stimmung.

„Wo is mein Bündel? wo sind meine Sachen?“ schrie Bolettenkarl. „Ick hab' sie vorhin noch gehabt! Ick hab' sie von de Rummeline mitjebracht!“

„Wat hier, wat da!“ gröhlte August dazwischen. „Paſſ' uff Deine Sachen uff!“

„Die ſind mir jeklaut worden!“ rief Karl erboſt.

„Wer ſoll ſe dich denn jeklaut haben?“ fragte Oskar.

„Ick will meine Sachen haben!“ brüllte Bolettenkarl immer erregter und begann die Pritſchen ſeiner Nachbarn zu unterſuchen, weil er in ſeinem Rauſche nicht wußte, daß ihm ſein Bündel ſchon vorher abhanden gekommen war.

„Nich anfaſſen!“ ſchrie ihn der beteiligte Aſyliſt, ein großer ſtarker Kerl, an. Als Karl dennoch unter die Pritſche griff, ſchleuderte ihn der andere zurück.

„Ick muß meine Sachen wieder haben, ſie ſind mir jeklaut!“ rief immer lauter der hochrote Bolettenkarl und faßte die Decke eines anderen Nachbarn an. Der verſtand noch weniger Spaß und warf Karl gleich auf die Erde. Nun wurden die Kunden ärgerlich. „Haut ihn doch! Er macht uns zu Spitzbuben! Haut ihn!“ rief es im Kreiſe.

„Na, denn wollen wir ihm mal eene kleene Reenigung angedeihen laſſen,“ ſagte der Starke. Er und zwei andere faßten den Karl an, legten ihn über eine Pritſche, ein Stock war zur Hand, und nun ging es los: langſam — taktmäßig: eins — — zwei — — drei — — bis fünfundzwanzig. Laut klatſchten die Schläge. Furchtbar brüllte der Gemißhandelte.

Nach beendigter Exekution kam ein Aufſeher. „Der Kerl hält nicht Frieden,“ hieß es in Bezug auf Bolettenkarl, und mit kurzem Prozeß wurde dieſer in die Arreſtzelle verwieſen, wo er ſeinen Rauſch ausſchlafen konnte. Wilhelm hörte noch, daß der aus dem Arbeitshaus entlaſſene Karl richtig ſeinen letzten Pfennig bei Loritz verzehrt oder vielmehr vergeudet hatte. Ob die Berauſchten wirklich noch eine ſo bedeutende Zeche gemacht hatten, oder ob der Wirt dieſe künſtlich vergrößert hatte, darüber waren

die Meinungen verschieden. Oskar erklärte: So viel sei nun und nimmer verzehrt worden, daß noch eine Zeche von sieben Mark entstanden sein könnte. „Aber 's is schade um seine Sachen! Et soll een janz neier Anzug in det Bündel jewesen sin, und zwee Stauden und een Paar Trittchen. 's is wirklich schade!" — Die Begleiter des Karl schliefen alsbald, vom Rausch bewältigt, ein.

Das Gespräch der anderen aber kam von Bolettenkarl auf die verschiedenen „Zwangswinden" (Arbeitshäuser); denn es war bekannt geworden, daß Karl heut erst entlassen worden war. Die meisten Anwesenden hatten schon persönliche Erfahrungen über das Innere der Arbeitshäuser und Korrigendenanstalten gesammelt.

„Die schlecht'ste Behandlung is in de Vorpommersche Winde," sagte jemand. „Am besten is es hier im Ochsenkopp," bekräftigte ein anderer.

„Die Mecklenburger geben das beste Essen!" rief einer dazwischen.

„Det stimmt!" sagte ein dritter; „aber man wird behandelt wie's Vieh und hat ooch keenen Verdienst nich! Aber hier in'n Ochsenkopp kann man bis zu 60 Poscher den Tag über Verdienst machen und Soroff kannst de da koofen, so ville de willst."

„Na nu! Wem willst de det vorschweeßen?" warf der Starke ein.

„Ja," sagte der vorige wieder, „man muß die Schiebung wissen. Die Fuhrleute, die im Sommer Heu und Kohl abholen, bringen welchen mit." Aus dem Hintergrunde wurde eine Stimme laut: „In Prenzlau war's früher jut. Da verdienten die Papierschläger, die die Manschetten an die Buketter ausschlugen, bis zu achtzehn Mark den Monat. Lange hielten sie's aber nich aus,

da wurden sie krank. Dort kriegte man früher ooch alles rein: Soroff und Stift (Primtabak) und was man haben wollte, natürlich for deires Jeld. Der Direktorkalfaktor ging nämlich for die Frau Direktorn einkoofen und brachte alles mit. Den durfte der Portier nich revidieren, sonst hätte die Frau Direktor'n eenen scheenen Spektakel jemacht. Jeld konnten wir uns ooch leicht machen. Det Arbeitsmaterial, wat wir hatten, ließ sich draußen gut verschärfen und da hatten wir immer Draht."

„Det is vielleicht überall so!" sagte ein hagerer Bursche neben Wilhelm. „Ick weeß, wie schön sich's in Plötzensee mit den Strümpen machen ließ. Mir hat et bloß immer jeärgert, dat de Spitzbuben draußen allet so billig koofen dhaten."

Dann kamen die Kunden auf die Schiebungen, die seitens der Beamten, wie sie sagten, verübt würden: die Landwirtschaft und die Viehzucht werfe ein schönes Nebeneinkommen ab. So mancher Schinken gehe ungebucht hinaus, und so manches Schwein werde in die Suppe geschnitten, das keine Schinken habe.

Zuletzt erinnerte man sich wieder an den Bolettenkarl. „Ja, ja!" sagte der Starke. „So jeht es! Hat man seine vier bis fünf Dhälerken in de Tasche und hat man so zwee Jahre keene Destille gesehen, da is in drei, vier Dagen allet beim Deibel oder beim Budiker, wat dasselbe is, und die neie Kluft is ooch futsch. Wer kann dajejen wat machen? Et is uns alle schon so jejangen!"

Die Nacht im Asyl verging. Am Morgen wurden die „Verschieber" aufgerufen. Es waren ihrer etwa zwanzig. Der gefürchtete Moment für Wilhelm war da. Er mußte sich melden. Der grüne Wagen kam, „die grüne Minna", wie die Asylisten sagen.

In der Nüchternheit der Morgenstunde war es für den Wilhelm unsäglich schwer, in den Polizeiwagen zu steigen, wo enggedrängt der Abschaum der Menschheit bei einander saß. Wieder ging die Erinnerung an seine Heimat, die Reue über seinen Leichtsinn durch sein Herz; aber je tiefer er sank, desto mehr sträubte er sich gegen den Gedanken, so wie er war zurückzukehren. „Lieber untergehen!“ —

Die Fahrt war zu kurz, als daß jemand in dem Polizeiwagen ersticken konnte. Bald war man am Alexanderplatz angelangt. Im Polizeipalast daselbst wurden die „Verschobenen“ zuerst in eine Schreibstube geführt und dort behufs Herbeischaffung ihrer Akten gefragt, ob und wann sie schon einmal dagewesen wären. Dann ging's in langem Zuge zu Fuß unter polizeilicher Begleitung über die Straße an den Stadtbahnbogen entlang in eine andere Abteilung des mächtigen Gebäudes, wo ihnen im Halbkeller ein weiter, mit Bänken besetzter Raum, die sogenannte „Schule“, angewiesen wurde. Man kann sich vorstellen, was ein junger Mensch in dieser Schule lernen kann. Denn man traf hier auch andere Gäste, die im Laufe der Nacht wegen irgend eines Vergehens oder Verbrechens, wegen irgend einer Übertretung sistiert worden waren und entweder des sofortigen Verhörs oder der Überführung in die Untersuchungshaft harrten. Auf der „Schule“ kann sich jeder, der noch ein paar Pfennige hat, einen Topf Kaffee, Brot und Kautabak kaufen. Wilhelm opferte für Kaffee und Brot seine letzten zehn Pfennige und war später froh, dies gethan zu haben; denn er fand dann keine Gelegenheit mehr zu essen, und amtlich gab es erst wieder am Abend etwas. Nach einigen Stunden des Wartens ging es mehrere Treppen hoch in den sogenannten „Hammelstall“, einen anderen Warteraum, aus diesem aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit direkt vor den Polizeirichter in demselben Gebäude.

Das hohe Gericht rauchte kräftig. Das war ihm nicht zu verdenken; denn ein widerwärtiges Gemisch von allerhand unangenehmen Gerüchen machte sich bemerkbar. Etwa fünfzig Männer jedes Alters und jedes Aussehens erfüllten gleichzeitig den demgemäß geräumig genug umschränkten Anklageraum.

Das Verfahren ist hier kurz und bündig. Der Polizeirichter macht im allgemeinen darauf aufmerksam, daß jeder gegen die etwa zu verhängende Untersuchungshaft das Recht der Beschwerde, gegen die etwaige Verurteilung das Recht der Berufung habe. Dann wird jeder einzelne verhört. Auf den Aufruf des Namens hat er sich vorn an die Schranke zu stellen.

Der Richter fragt: „Sind Sie am 1. Dezember verwarnt? Was haben Sie bis zum 6. gemacht?"

„Mich um Arbeit bemüht, habe aber keine gefunden!" lautet die Antwort des wegen „Arbeitscheu" Angeklagten.

„Haben Sie Zeugen?"

„Ja!"

In diesem Falle beantragt der Amtsanwalt: „Abgabe der Sache an das Schöffengericht, Überführung in die Untersuchungshaft, Feststellung der Vorstrafen!" Der Richter erkennt mit lakonischer Kürze nach dem Antrage und sagt:

„Schöffengericht! Vorstrafen! Untersuchungshaft! Beschwerderecht!"

Das letzte Wort bedeutet: „Sie können sich über die Untersuchungshaft beschweren!" So werden in wenigen Stunden fünfzig bis sechzig Sachen heruntergearbeitet. Hat der Angeklagte keine Zeugen, oder kann er sie nicht nennen, so beantragt der Amtsanwalt eine Haftstrafe wegen „Arbeitscheu", die eben durch eine mehr als fünfmalige Benutzung des Asyls in einem Monat für erwiesen gilt. Der Richter erkennt fast stets dem Antrage gemäß und fragt: „Nehmen Sie an?"

„Nein!“

„Brauchen Sie auch nicht! Schöffen! (Überweisung an das Schöffengericht). Vorstrafen! Untersuchungshaft! Beschwerderecht!“

Wer die Strafe sofort annimmt, wird später dem Stadtvoigtei=Filialgefängnis in der Perlebergerstraße zugeführt; die anderen wandern in Untersuchungshaft nach dem Molkenmarkt. Die Erkenntnisse sind sehr verschieden, und der Rechtsspruch leuchtet dem Betroffenen nicht immer als solcher ein. Ist jemand wegen Obdachlosigkeit mit einem Tag Haft vorbestraft — die Personalakten eines jeden liegen dem Richter zur Hand — so setzt es vielleicht gleich vierzehn Tage Haft. Umgekehrt kann aber die wiederholte Vorbestrafung mitunter auch nur eine gelinde Verurteilung nach sich ziehen. Wer noch unbestraft ist, erhält einen Tag Haft. Es kommt viel auf Stimmung und Temperament an. An verschiedenen Tagen regnet es nur so die Überweisungen an die Landespolizeibehörde (ans Arbeitshaus); an anderen Tagen fallen die Urteile milder aus. Von fünfzig Verurteilten nehmen kaum zehn die Strafe an; auch setzt das Schöffengericht sehr oft die erkannte Strafe herab, nimmt vielen die Überweisung an das Arbeitshaus wieder ab und spricht gar manchen frei. Die Freigesprochenen oder die, deren Strafe als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet wird, werden sofort auf freien Fuß gesetzt, womit sie dem Elend allerdings nicht entrissen, sondern dem schlimmen Kreislauf wieder zurückgegeben sind.

Wilhelm kam ziemlich zuletzt an die Reihe. Vor Scham und Unmut konnte er kaum antworten. Erst auf die barsche Aufforderung des Richters ermannte er sich und beantwortete die Fragen, sich auf seine Bemühungen berufend, Arbeit zu suchen.

„Haben Sie Zeugen?“

„Ja! Den Böttchermeister Nußbaum in der Möckernstraße und den Portier in der Bötzowschen Brauerei!“

„Wieso den?“

„Der hat mich nicht eingelassen, als ich um Arbeit fragen wollte!“

„Wird er wohl recht gehabt haben. Schöffengericht! Untersuchungshaft! Beschwerderecht!“

Wilhelm trat wieder zurück. Ein anderer kam an die Reihe.

Viele Kunden treiben das „Sichverschiebenlassen“ und „Sichgreifenlassen“ gewerbsmäßig, um für die Zeit der Untersuchungshaft ein Obdach zu haben — „eene kleene Staatsversorgung anzunehmen,“ wie sie sagen. In der Zwischenzeit sorgen sie aber durch Anfragen bei allerlei Arbeitgebern oder Arbeitvermittlern für das Vorhandensein von Zeugen, die in der Stunde des Gerichts für sie eintreten und mit gutem Gewissen bekunden können, daß der Angeklagte bei ihnen nach Arbeit gefragt hat.

Mit Vorliebe werden dabei von den Strolchen solche Arbeitvermittler aufgesucht, die nur gehobene, anständige Arbeiter mit guten Kleidern und guten Papieren in Stellung bringen, die anfragenden Kunden daher wohl buchen, aber nicht unterbringen können.

Da diese Zeugen jedesmal ihre Gebühren erhalten und da im Laufe des Jahres die sich auf Monate ausdehnende Untersuchungshaft der einzelnen Kunden auch ins Geld läuft — abgesehen von dem beträchtlichen Bruchteil der Gerichtskosten, die auf einen solchen Strolch entfallen —, so verursachen diese Leute dem Staate erhebliche Kosten, mehr als jene, die im Arbeitshause doch einen Teil ihres Unterhaltes verdienen. —

Nachdem der gerichtliche Akt beendigt war, ging es nun zurück zur Schule, wo alle hinkamen und bis drei Uhr nachmittags warten mußten. Den Hunger suchten sich die Brüder durch Erzählungen zu vertreiben; denn es gab nichts zu essen. Freundschaften, Kameradschaften, Verbrechergemeinschaften wurden geschlossen, auf Staat und Gesellschaft geschimpft und vom Zukunftsstaat geträumt, wo „so was" nicht mehr vorkommen könnte.

Endlich erschienen die grünen Wagen, brachten die „schweren Jungen" nach Moabit ins Untersuchungsgefängnis, die Häftlinge nach „Perleberg" (Polizeigefängnisfiliale in der Perlebergerstraße) und die dem Schöffengericht Überwiesenen, unter ihnen Wilhelm, nach dem Molkenmarkt. Hier in der Stadtvoigtei erfolgt zuerst die Feststellung der Personalien. Wertsachen und Geld werden dem Gefangenen abgenommen. Im Falle der Freisprechung erhält er beides zurück, im Falle der Verurteilung nur das Geld bis zum Betrage von einer Mark. Was darüber ist, wird zur Deckung der Kosten gepfändet. Vom Aufnahmeraum geht es ins Bad oder in die „Brenne", wie die Kunden sagen. Kleider und Körper werden untersucht, das Signalement wird aufgenommen, die Sachen werden ausgebrannt. Entbehrliche Gegenstände, Messer, Geldbeutel u. dergl., werden mit Beschlag belegt. Nach dem Bade geht es nun auf die Station. Der Aufseher nimmt seine Häftlinge in Empfang. Hose, Weste, Rock und Hut behält jeder Gefangene. Das andere, also Wäsche, Fußbekleidung &c., giebt er ab. Dafür bekommt er Lederschuhe, ein Hemd, Strümpfe, Hals- und Schnupftuch, ein Handtuch, einen Kamm, Eßnapf und Eßlöffel. Nun wird der Gefangene in seine Zelle gebracht. Es ist gegen fünf ein halb Uhr abends, und jetzt bekam auch Wilhelm — also zwölf Stunden nach der letzten Mahlzeit in der Palme, zum erstenmal etwas zu essen: Suppe

und Brot. Dumpf und stumpf ließ er alles über sich ergehen. Er hatte alle Kraft aufzuwenden, um die vorgeschriebenen Förmlichkeiten zu erfüllen. Um ein halb sieben Uhr ertönte das Kommando: „Zu Bett!"

Die Zellen in der Stadtvogtei werden mit je drei bis zehn Gefangenen belegt, bei starker Anfuhr bis zu doppelter Höhe der Normalzahl. Zwei Gefangene sollen niemals allein zusammen in einer Zelle liegen. Die Betten bestehen aus Strohsack, Strohkissen und wollener Decke. Bei strenger Kälte wird geheizt.

Nach ziemlich gutem Schlaf — denn dieses Lager war im Vergleich zur Pritsche im Asyl gut — erwachte Wilhelm am andern Morgen um sechs Uhr. Er mußte das Stroh seines Bettes aufwühlen und die Zelle reinigen. Nach der Morgensuppe, die mit hundertundfünfzig Gramm Brot um sechs ein halb Uhr verabreicht wurde, ging es an die Arbeit. Einige zupften Wolle, andere klebten Düten, noch andere rissen Federn; Wilhelm wurde der Abteilung zugewiesen, die beim Kaffeelesen war, wobei der Häftling den Tag vier Pfennige verdienen konnte. Die eingelieferten Schuhmacher wurden in die Werkstatt genommen, wo sie bis drei Mark die Woche verdienen können. Eine halbe Stunde lang wurde die Arbeit unterbrochen und die Gefangenen wurden zum „Bärengang" in den Hof geführt. So wird der vorgeschriebene halbstündige Spaziergang genannt.

Nach einigen Tagen ging es zum Gottesdienst, der jeden Mittwoch und Sonntag veranstaltet wird. Es war der erste Gottesdienst in Berlin, den Wilhelm mitmachte. Vorher war er hier nie in die Kirche gegangen. Er hätte es vielleicht früher, als er noch in besserer Kleidung war, gethan, wenn ihm eine Kirche sozusagen in den Weg gekommen wäre, wenn er am Sonntag Morgen den Ruf der Glocken vernommen hätte. Aber in Berlin hört erst der hundertste den Glockenklang, der selbst

in der nächsten Nähe der Kirchen von dem Wagengerassel am Sonntagmorgen noch übertönt wird, der sich durch das Gewirr der hohen Dächer und Häuser nicht Bahn brechen kann. Man kann viele Straßen entlang gehen, ohne eine einzige Kirche zu sehen. — Dennoch ließ der Gottesdienst den Wilhelm kalt. Er war schon zu gleichgültig geworden und konnte sich zu einer lebhaften Empfindung noch nicht wieder aufraffen.

Doch hatten die religiösen Einwirkungen und die damit verbundenen Erinnerungen an die Kindheit wenigstens den Erfolg, den schwer geschlagenen jungen Mann vor Verzweiflung zu bewahren und die Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren ein klein wenig zu beleben. War er auch im Gefängnis, so war er doch noch nicht bestraft. Hoffentlich würde er freigesprochen werden. Es war doch eine glückliche Fügung, daß er noch in den letzten Tagen wieder nach Arbeit gefragt hatte. Ohne dieses würde er unbedingt verurteilt werden, vielleicht nur zu einem Tage Haft, aber doch zu einer Strafe, die ihm dann zeitlebens angehangen hätte. Andererseits brannte ihm jetzt wieder mehr die Erinnerung an den Diebstahl in der Markthalle im Gewissen. Fast kam ihm seine Untersuchungshaft wie eine Sühne jenes dunklen Augenblickes vor, den er sich mit seinem Hunger kaum zu entschuldigen wagte. Ebenso empfand er ein unbestimmtes Gefühl der Erlösung von dem Einflusse Fritzens, das ihn auch veranlaßte, sich von den Mitgefangenen etwas fern zu halten. So vergingen die Tage der Untersuchungshaft.

Vor dem Schöffengericht, das wieder im Polizeipräsidialgebäude am Alexanderplatz tagte, standen gleichzeitig wieder an sechzig Männer, alle des Bettelns, der Arbeitscheu oder des Landstreichens angeklagt. Als Wilhelm an die Reihe kam, wurde der Böttchermeister Nußbaum als Zeuge vorgerufen, der wahrheitsgemäß aussagte, daß der ihm vorgestellte junge Mann

in der That vorige Woche und auch schon früher bei ihm nach Arbeit gefragt habe. Der Portier der Brauerei war nicht erst geladen worden.

Wilhelm wurde freigesprochen. Der Ausspruch: „Sie sind frei! Sie sind entlassen!" tönte an sein Ohr. Noch einmal ging's zum Gefängnis zurück, wo er seine Sachen in Empfang nahm. Dem Anstaltsgeistlichen, der ihm freundlich zusprach, vertraute er sich nicht an, aus Furcht, es könnte von hier aus nach Hause geschrieben werden.

Wieder stand er auf der Straße. Wieder wußte er keine Antwort auf die Frage: „Wohin?"

Dreizehntes Kapitel.

Im Arbeitsnachweis.

(Im Geschäftsgebäude des Amtsgerichts Berlin I, Neue Friedrichstraße Nr. 13, befindet sich das Bureau des Arbeitsnachweises des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen. Eine niedrige Mauer verbindet die Häuser Nr. 13 und Nr. 14 miteinander. Durch eine Thür in der Mauer betritt man einen schmalen Gang, an dessen Ende eine kleine Treppe in den Warteraum und durch diesen in das Bureau führt.

Der Verein (unter dem Protektorat des Kaisers und unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten Staatsminister Dr. Achenbach) hat sich unter anderem die Aufgabe gestellt, dafür zu sorgen, daß die entlassenen Sträflinge nicht durch Hilflosigkeit wieder zu Verbrechen verleitet, sondern möglichst durch rechtzeitige Hilfe auf dem Wege der Besserung erhalten werden. Er ist bestrebt, die Entlassenen so bald wie möglich in die Lage zu bringen, daß sie wieder auf eigenen Füßen stehen und sich durch eigene Thätigkeit forthelfen. Zu dem Zweck bringt er möglichst viele Entlassene nach außerhalb in Stellung, die Jugendlichen in eine Lehre. Das Arbeitsnachweisebureau ist von früh neun bis

Nachmittags ein Uhr geöffnet. Jeder hilfesuchende Strafentlassene hat dort auch ohne vorherige Meldung Zutritt.

Im Sommer werden für landwirtschaftliche Betriebe manchmal mehr Arbeiter verlangt, als vorhanden sind. Im Winter ist es umgekehrt. Im Jahre 1892 suchten 3645 Personen hier um Beschäftigung nach. 2726 Personen, darunter 836 unter 16 Jahren, wurde Arbeit nachgewiesen, der überwiegenden Mehrheit nach außerhalb, und zwar 1986 als Landarbeiter, 315 als Erd- und Ziegeleiarbeiter, 83 als Fabrikarbeiter, 151 als Kutscher, Gärtner, Hausdiener, 145 als Handwerker, 46 als Kaufleute, Schreiber zc. Der größte Teil derjenigen, die die Hilfe des Vereins anrufen, ist sofort bereit, eine angebotene Arbeitstelle auf dem platten Lande anzunehmen. Mancher von ihnen hat bisher in einem anderen Zweige gearbeitet, aber gegenüber der Unmöglichkeit, eine Arbeitstelle in diesem Fache zu finden, entschließen die Entlassenen sich zu jeder anderen Arbeit. Nicht minder spricht zu ihren Gunsten der Umstand, daß sie in der ihnen verschafften Stellung ausharren, so daß sie allmählich durch Lohnabzüge die für sie gemachten Auslagen an Reisekosten und dergl. haben erstatten können. Hierdurch sind der Vereinskasse 1892 nicht weniger als 8009,35 Mark wieder zugeflossen.)

* * *

Nachdem Wilhelm aus der Untersuchungshaft entlassen war, begab er sich auf den Rat eines Schicksalsgenossen zu „Pohlmann", dem Verwalter des Vereins für entlassene Gefangene, in der Neuen Friedrichstraße. Der schmale Weg von der Straße nach dem Bureau war mit ekelerregenden Überresten von Fußlappen, Strümpfen und Unrat aller Art bestreut. Auch der Warteraum war in sehr schlechtem Zustande. Nur die übermannshoch vom Boden entfernten Fenster erschienen ganz. Die Eingangsthür

hatte keinen Drücker, der Ofen keine Thür. Irgend welche Vandalen hatten die Kacheln herausgeschlagen, deren Schuttreste nebst zwei halbverbrannten Schuhen, einem alten Hut und einigen zerbrochenen Schnapsflaschen in wüstem Durcheinander umherlagen. Die Wände waren mit den widerlichsten und ekelhaftesten Karrikaturen und Erbärmlichkeiten bedeckt. Der Eindruck war sehr entmutigend. Allerdings passen die meisten Arbeitsuchenden in diese Umgebung; denn es sind viele abgerissene Bassermannsche Gestalten darunter. Als Wilhelm eintrat, standen ihrer sechs auf einem Haufen. Sie waren, wie man aus ihren Reden hört, soeben aus der Kruke exmittiert und hatten diesen Raum aufgesucht, weil es draußen regnete und der Feuchtigkeitsmesser der Wettersäule fünfundachtzig Prozent zeigte. „Na!" sagt der eine, „wie lange bleibt Ede denn nach dem bißken Saft!" Die anderen erzählen ihre Fahrten und beraten, wie man Herrn Pohlmann wieder mal reinlegen könnte. Zwei sind schlüssig, sich nach Mecklenburg verschicken zu lassen: „Denn lassen wir unsere Papiere und unsern Arbeitgeber im Stich und gehen ins Schleswig-Holsteinsche. Det sind noch die eenzigen Provinzen des preußischen Staates, wo ein Arbeiter (Stromer?) bestehen kann." Ein dritter erklärt: „Pohlmann kann heute machen, was er will; aber eene Volksküchenmarke muß er mir rausrücken!"

„Unsinn!" sagt ein anderer.

„Volksküchenmarken giebts keene mehr!" brüllt ein vierter.

„Warum denn nich?" fragen ein halbes Dutzend Stimmen.

„Warum? warum? weil," erklärt der Gutunterrichtete lallend, „weil't in de Judenküche billiger is. In de Klosterstraße kost't der Napp Essen man bloß een'n Groschen und in de Volksküche fünfzehn Pfennige. Pohlmann kann ooch rechnen; er jiebt jetzt man bloß Judenmarken." (Marken für die israelitische Volksküche.)

„Det is ejal," meinte der, der Herrn Pohlmann reinlegen wollte. „An det bißken Fleesch in de Volksküche is mir nischt jelegen. Det Futter in de Judenküche is sehre ville dicker. Heut jiebt's in de Klosterstraße saure und süße Bohnen; da rücke ick ran!"

Und als wenn er das Bureau stürmen wollte, mit drei Sätzen ist er die Treppe hinauf; aber an der Thür verändert der Kerl plötzlich sein Wesen. Ganz unterthänig klopft er an und fast ehrfurchtsvoll folgt er dem Rufe: „Herein!"

Als er herauskam, hatte er seinen Zweck erreicht, und spornstreichs eilte er nach der Klosterstraße. Er hatte wirklich Hunger. Manchmal werden aber auch die Marken von den Brüdern in der Kruke verkauft und das Geld in Schnaps umgesetzt.

In diesem Augenblick erscheint der Abgesandte mit dem Soroff. Mit Vorwürfen umringen ihn die Kumpane. Er aber hält hoch in der Rechten die gefüllte Pulle und „gröhlt": „So lange diese Rose blüht, kann uns keen Jeld nich schimmeln!"

Beim Ofen steht einer, den sein bartloses Gesicht und der neue Anzug als einen soeben aus dem „Mochum" (Gefängnis oder Zuchthaus) Entlassenen kennzeichnen. Vielleicht ist er auch bloß von der „Winde" (Arbeitshaus) gekommen. Er hält sich abseits von den anderen und zeigt ihnen bei Beantwortung ihrer Fragen deutlich seinen Widerwillen. Doch hört man daraus, daß er neun Monate in Plötzensee „abgerissen" hat. Er ist isoliert gewesen und hat nach Abzug dessen, was er sich in der „Plötze" gekauft hat, noch vierunddreißig Mark herausbekommen. Der feste Wille, mit dem bisher geführten Leben zu brechen, befähigt ihn, die immer wiederholten Aufforderungen zum Schnapstrinken und einen zum besten zu geben energisch

zurückzuweisen. Herr Pohlmann, bei dem er schon drin gewesen ist, hat ihm Aussicht gemacht, ihn noch heut zu verschicken. Was aus den beiden sehr heruntergekommenen jungen Burschen werden soll, die außerdem noch da sind, ist unschwer zu erraten: sie werden im Zuchthause sterben.

Endlich kam auch Wilhelm an die Reihe. Er zeigte dem Herrn Pohlmann neben seinen sonstigen Papieren den „Schwimmzettel“ (Entlassungsschein aus dem Gefängnis) und erklärte sich bereit, jede Arbeit anzunehmen.

„Ich werde Sie notieren!“ sagte der Beamte. „Vielleicht findet sich in den nächsten Tagen etwas. Damit Sie in dieser Zeit nicht fechten gehen brauchen, werde ich Ihnen bis auf weiteres täglich eine Marke zum Mittagessen geben. Abendbrot und Frühstück haben Sie dann im Asyl.“ — Wilhelm bedankte sich aufrichtig.

Aber nicht alle, die hier „Arbeit suchen“, wollen arbeiten. Mancher, der das Bureau betritt, ist „hoch ran“, dem Richter vorgeführt und womöglich zu Arbeitshaus verurteilt zu werden. Ihm ist es nicht sowohl um Arbeit, als vielmehr um das Zeugnis zu thun, „sich um Arbeit bemüht zu haben“. Herr Pohlmann sieht's dem Kerl, der als einzigen Ausweis den Schwimmzettel besitzt, wohl an, daß er nicht arbeiten will. Schickt er ihn fort, so ist das Fahrgeld und womöglich die gute Meinung des Arbeitgebers vom Verein verloren. Aber er schreibt den Kunden wenigstens ein. Im schlimmsten Falle nimmt so ein Kunde auch Arbeit auf ein paar Tage, sei es selbst bei einem Müllfahrer.

Wilhelm, der nun mit aller Kraft aus diesem Leben herauskommen wollte, war mit dem Bescheide des Herrn Pohlmann wenig zufrieden, obwohl er mit Dank die Mittagmarke annahm. Bisher hatte er mit den Versprechungen der Arbeitgeber keine

guten Erfahrungen gemacht. Er hatte noch fünfundzwanzig Pfennige in seinem Vermögen und beschloß, dieses Kapital dem Centralverein für Arbeitsnachweis zu opfern, der diese Summe als Einschreibegeld und Vermittelungsgebühr verlangt. (Der Verein hat große Räumlichkeiten in den Stadtbahnbogen am Alexanderplatz und entwickelt eine sehr umfangreiche und vielfach von Erfolg begleitete Thätigkeit.)

„Das trifft sich gut," sagte der Inspektor zu Wilhelm, nachdem er dessen Papiere gemustert hatte. „Gerade hat ein Schachtmeister zum Bahnbau in Mecklenburg fünfzig Erdarbeiter verlangt. Da können Sie mit hin. Halten Sie sich bereit. Heut Abend geht der Zug ab. Die anderen sind schon drin im Saal."

Wilhelm war aufrichtig dankbar für die dargebotene Arbeit. Seine Hoffnung wurde jedoch sehr herabgestimmt, als er die Leute sah, die da zusammengekommen waren, um am Bahnbau mitzuarbeiten. Es waren zum Teil Palmbrüder, zum großen Teil aber Leute, die jedenfalls noch keinen Spaten in der Hand gehabt hatten und die Nadel oder die Feder besser zu führen verstanden als diesen. Heruntergekommene Kaufleute und dergleichen führten das große Wort, und die Reden gingen größtenteils dahin, die Verwaltung auf irgend eine Art reinzulegen. Sich einmal auf fremder Leute Kosten verschicken zu lassen, mal einen Tag irgendwo was zu erleben und mal zu essen zu kriegen: das schien ihnen begehrenswerter, als durch Arbeit aus diesem elenden Leben herauszukommen. Nicht alle von diesen fünfzig waren so gesonnen; aber einige, die den größten Mund hatten, tyrannisierten die anderen, und diese ließen sich aus Gemeinschaftsgefühl beherrschen. Diese Solidarität der Unglücklichen und Ausgestoßenen, der Arbeitlosen und Obdachlosen gleicht ungefähr dem Zusammenhalten der Knaben in einer Schule gegenüber der

Lehrerschaft, entspringt also dem Gefühl der Opposition. Nicht leicht wird einer — sei es auch ein Bessergesinnter — die anderen verraten. Auch denen, die von den anderen glücklicheren Menschen vielfach mit Abscheu und Verachtung behandelt werden, erscheint das Zusammenhalten untereinander den andern gegenüber als das oberste Gebot der Notwendigkeit. Unter sich haben sie einen eigenen Strafkodex. Übergriffe des einen gegen den andern werden unnachsichtlich mit grimmigen Hieben bestraft. Zur Gemeinsamkeit des Elends aber kommt jetzt noch das Klassenbewußtsein der Arbeiter überhaupt, welches durch die sozialdemokratische Bewegung der Gegenwart mächtig gesteigert worden ist.

So kam es denn auch hier, daß sich die Mehrzahl von der bösartigen Minderzahl beherrschen und beeinflussen ließ. Die Leute wurden nach Mecklenburg expediert. Gleich nach der Ankunft am Orte der Bestimmung wurde gekneipt, gegessen und getrunken, und als der Schachtmeister ernstlich auf Arbeit drang, hieß es seitens der Rädelsführer:

„Kinder! man hat uns unter falschen Vorspiegelungen hierhergelockt! Wir sollen hier Arbeiten verrichten, die bloß für Tiere sind. Wir sollen unsere Menschenwürde verlieren. Hier sollen wir verhungern. Man muß uns frei wieder nach Berlin bringen, dort werden wir eine öffentliche Versammlung abhalten und vor diesem Bahnbau öffentlich warnen.“

Der Arbeitgeber machte natürlich, daß er diese Gesellschaft wieder los wurde. Hätte er bloß die Stimmführer entfernt und einige Leute, die ernstlich arbeiten wollten, zum Dableiben aufgefordert, so würde Wilhelm und mit ihm viele andere sich gemeldet haben. Da das aber nicht geschah, hatte keiner den Mut, aufzustehen und den Rädelsführern entgegenzutreten; denn wer danach dennoch nicht dort behalten worden wäre, der hätte auf dem Nachhausewege ein schreckliches Schicksal der Lynchjustiz erlitten.

So wurde denn die ganze Gesellschaft nach Berlin zurückgebracht, und es kostete dem Wilhelm bedeutende Mühe, den Inspektor des Vereins von seiner Unschuld zu überzeugen und die Berechtigung zu erlangen, auf seine eingezahlten fünfundzwanzig Pfennige hin noch öfter in dem Bureau des Vereins nach Arbeit zu fragen. Es war aber vergeblich, so gern Wilhelm auch von dieser Vergünstigung Gebrauch machte. In jedem Falle eines Bedarfs wurden geeignete Leute verlangt, die etwas Bestimmtes gelernt hatten, ohne doch Handwerker zu sein. Der eine wünschte einen Mann, der fahren und mit Pferden umgehen konnte, der andere einen Brenner u. s. w., aber keiner einen Böttcher.

Vierzehntes Kapitel.

In der Schrippenkirche.

(Seit Oktober 1882 veranstaltet der Verein „Dienst an Arbeitlosen", aus Männern der arbeitenden Klassen bestehend, vom September bis April allsonntäglich Gottesdienste für Arbeitlose, beziehungsweise Obdachlose, und reicht diesen dabei ein aus Kaffee und Schrippen bestehendes Frühstück. Die Gäste haben dieser Einrichtung deshalb den Namen „Schrippenkirche" beigelegt. Seit dem Januar 1883 ist die eine Schrippenkirche im Christlichen Vereinshause der Gemeinschaft St. Michael am Wedding, seit dem Februar 1887 eine zweite in einem Saale des Stadtmissionshauses untergebracht, und endlich giebt es eine dritte Schrippenkirche in der Lichtenbergerstraße, die mit dem genannten Verein nicht zusammenhängt, sondern von einem Stadtmissionar selbstständig geleitet wird. Sie nimmt sonntäglich etwa hundert Gäste auf. Die beiden Schrippenkirchen des Vereins haben im September beim Wiederbeginn, wenn die Obdachlosen von den Helfern auf der Straße eingeladen werden, nur wenig Gäste. Deren Zahl steigt jedoch bis zum Dezember auf etwa 350 bis 450 am Wedding, auf 150 bis 200 am Johannistisch und hält sich auf dieser Höhe bis zum März, worauf

sie plötzlich bis auf die Hälfte sinkt. Im Jahre 1892/93 besuchten 11 600 Gäste diese beiden Gottesdienste, und in dem elfjährigen Zeitraum seit der Begründung erreichte die Zahl der Besucher 95 000. Die Höhe der aus freiwilligen Liebesgaben aufgebrachten Kosten betrug in der ganzen Zeit 13 900 Mark und (in einem Jahre) 3500 Mark für die „Jugendhilfe".

Seit dem 1. Januar 1893 ist die Thätigkeit nämlich um eine eingehendere Fürsorge für jugendliche Obdachlose, die sogenannte „Jugendhilfe", erweitert und dafür ein besonderer Berufsbeamter (Sekretär Jähnichen, Johanniterstraße 4) angestellt.

Der Gottesdienst beginnt um acht Uhr früh mit einem Choral. Dann wird das Tischgebet gehalten und das Frühstück verzehrt und danach die Ansprache mit Gesang eingeleitet, worauf das Ganze nach dreiviertelstündiger Dauer mit Gebet, Gesang und Segen schließt.)

* * *

So war es wieder nichts gewesen. Die Hoffnung, Arbeit zu finden, war wieder zu Wasser geworden. Trauriger und stumpfer als je kehrte Wilhelm eines Abends nach dem Asyl zurück. Er fand dort Karl Lange, den er seit einiger Zeit nicht gesehen hatte, und der war heut sogar sein Pritschennachbar geworden. Als Wilhelm dem teilnehmenden älteren Freunde seine Schicksale erzählte und seine Hoffnungslosigkeit aussprach, tröstete ihn dieser; aber Wilhelm jammerte:

„Ja, wenn ich nur wenigstens wüßte, was ich morgen anfangen soll! Ich hab' doch nischt und nu bin ich schon wieder so 'runter, daß niemand mehr mit mir was zu thun haben will; an Arbeit is gar nich mehr zu denken. Morgen is Sonntag. Ach Gott! und ich weeß noch nich, was ich essen soll!"

„Mußt die Sache richtig eindeelen!" sagte Karl Lange.

„Du weeßt doch, daß ich keenen Sechser habe. Was heeßt da eindeelen? Wenn ich nu nächstens wieder verschoben werde? Jetzt geht's ohne Strafe gewiß nich mehr ab!"

„Ach was, mußt nicht den Mut verlieren. Morgen is Sonntag. Da gehen wir ganz langsam von hier in die Schrippenkirche am Johannestisch."

„In die Schrippenkirche?" sagte Wilhelm. „Von der habe ich schon uff der Walze gehört; aber da soll doch eene am Wedding sein, die is doch viel näher. Deswegen brauchen wir doch nich so weit zu gehen bis nach'n Johannestisch. In der Lichtenbergerstraße is doch ooch eene."

„Ganz recht!" erwiderte Karl Lange, „aber in der Lichtenbergerstraße is das Reinkommen sehr zweifelhaft, weil der Büsching (das Asyl des Asylvereins) zu nahe is. Da muß man uff der Straße antreten, und wenn man eene Stunde in Reih' und Glied gestanden hat, deelt der Knopp seine Gäste mal vom rechten Flügel, mal vom linken ab, und manchmal greift er sie aus der Mitte. Man weeß bei dem Schrippenküster nie, wo er anfängt, und höchstens die Hälfte hat das Schwein, 'nein zu kommen. — Nee! in die Lichtenbergerstraße is det Jeschäft sehr unjewiß und det besagt ooch schon die Nummer von det Haus, et is Nr. 7 und sieben is eene Unglückszahl. Schiebungen lassen sich da keene machen. Der se einläßt, giebt jedem eene Blechmarke, und ohne Marke kommt niemand rin. — Uff'm Wedding, da is de Sache ja nich so schlimm mit'n Rinkommen; aber man muß da ooch lange stehen und wird von de Pickelhauben alle Oojenblicke zum Weitergehen uffgefordert. Und denn is mir die Gesellschaft da ooch zu jemischt. Die meisten, die da hinkommen, sind Nordhafenbrüder, stellenlose Klamottenschinder (Ziegel- und Steinträger, sowie Auflader 2c.) und Tegler Sandjungs. Na, die Rotte Korah mußt de erst mal

näher kennen lernen! N' ollen Sack um 'n Leib geschnürt, merschtendeels mit Holzpantinen, die Kluft voll Dreck und Müll, Haar und Bart seit anno „Lang' is et her" nich geschnitten und gekämmt, stinken uff zwanzig Kilometer nach de Penne — nee! Det is 'ne Jarde, vor die selbst een Schutzbeflissener een jelindet Jrauen kriecht. Nee! nach'n Ferschten hab' ick keenen Mumm!" („Fürst Blücher", die frühere Bezeichnung des Vereinshauses der Gemeinschaft St. Michael am Wedding, das ehemals, vor 1883, unter jenem Namen eine berüchtigte Tanzkneipe gewesen ist.)

„Die beste von allen Schrippenkirchen is die am Johannestisch. Da wird nich angetreten. Da kommt man nie in Konflikt mit der Polende; denn diese Schrippenkirche liegt in eene kleene Sackjasse, wo wenig Leute wohnen, und die Gäste, die dahinkommen, sind anständiger. Wenn wir morgen früh ganz langsam runter talsen, kommen wir gerade zurecht. Wenn wir dann Kaffee trinken und die Andacht mitmachen, denn is't halb neune und een viertel Tag is 'rum. Wie's denn weiter werden soll, zerbreche ick mir jetzt noch nich'n Kopp. Et heeßt ja ooch: „Sorget nich vor'n andern Dag!" — Na, Wilhelm! wie erklärst de dir uff meinen Vorschlag? machst de mit?"

„Ja!" sagte Wilhelm, „ich mache mit." Es war ihm doch tröstlich, zu wissen, das für das erste und zweite Frühstück am anderen Tage gesorgt war. Das erste: Suppe und Brot, gabs im Asyl, das zweite: Kaffee und Schrippen, in der Schrippenkirche.

Es war halb sechs am anderen Morgen, als die beiden und noch ein dritter, Richard, der sich ihnen angeschlossen hatte, an der Gasanstalt in der Danzigerstraße vorbeigingen. Es regnete sachte. Der eisige Wind ging den schlecht bekleideten Männern durch und durch. „Der kommt aus der Richtung von Spanien" (Spandau), sagte Karl Lange, „wird wohl heute so bei bleiben," und Richard citierte:

„Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd, sind alle drei nischt wert.“

„Det stimmt, Richard!“ meinte Karl Lange; „aber so een Schlorrendorfer (Charlottenburger) Jaul oder det Jeld davor, det könnte uns doch rausreißen. Denn könnten wir uns in de Schönhauser- oder in de Wallstraße in so'n Volkscafé een paar Stunden festsetzen, hernach beim „jroben Jottlieb“ (Wassergasse und Brückenstraßenecke) Mittag präpeln und schließlich in „Neu-Kamerun“ (Greifswalder- und Danzigerstraße) zum Abendbrot so'n recht knusprig gebratenen Hammelskopp soupieren. Un Kaffeestamm (Geld zum Frühstück) vor den andern Tag bliebe ooch noch; denn so'ne Zosse (Pferd), wenn se noch so erbärmlich is: 24 bis 30 Meter (Mark) würde sie doch noch bringen.“

Auch Karl war so sehr in der Denkweise der echten Kunden versteinert, daß er selbst in seinen Luftschlössern nur bis zum folgenden Tage, aber nicht darüber hinaus zu denken wagte.

In der Greifswalderstraße kam der Wind von vorn. Brrr! ging der durch. — Die drei Brüder steckten die Hände in die Taschen und traten schneller. Von den Hutkrempen tropfte es wie von einer Dachrinne. Der Liter Suppe und das halbe Pfund Brot wirkte im Körper der Wanderer noch nach; aber es war doch sehr ungemütlich. Das Kinn in den Rockkragen tief eingezogen, die Hände in den Taschen, den Oberkörper vornüber gebeugt, so ging es nun im Geschwindmarsch auf das Königsthor zu. Die Stiefel der Kunden waren nicht mehr ganz dicht; bei jedem Schritte quatschte und quietschte das Wasser in denselben und verstärkte das Unbehagen, das bei einem solchen Wetter den Körper durchschauert. Mit einer wahren Sehnsucht dachte Wilhelm an das Ziel der Wanderung: an die Schrippenkirche! Ein warmer, hellerleuchteter Saal, darinnen lange Tische und Bänke, auf den Tischen duftender Mokka in weißen Tassen

und daneben, — gelblich braun, das Berliner Leibgebäck, die Schrippen —, so träumte er.

„Du!“ meinte Karl Lange, „ick schlage dir vor, wir gehen lieber in den schmalen Nebenstraßen, dort zieht es nich so und da gehen auch nich so viele Menschen!“ Wilhelm stimmte zu und die Gesellschaft ging, statt der Königstraße, die Georgenstraße hinunter. Sie waren so ziemlich die ersten beim Verlassen des Asyls gewesen und wegen des ungünstigen Wetters rasch gegangen, und dennoch war der Saal am Johannestisch beinahe voll, als sie eintraten.

Ein junger Mann wies ihnen freundlich Plätze an. Sie kamen in die Nähe der Thür an einem Fenster zu sitzen und konnten den Saal recht gut übersehen. Die Gäste unterhielten sich leise; doch ab und zu wurde das Gemurmel lauter und einer der jungen Männer, die von den Gästen für „Brüder“ gehalten werden, für irgend welche Angehörige einer Brüderanstalt, brachte durch ein mahnendes „Pst!“ die Überlauten zum Schweigen.

(Wie aus den folgenden Gesprächen ersichtlich ist, glauben die Empfänger der Wohlthat: die Helfer der Schrippenkirche seien besoldete oder auf Kosten des Vereins verpflegte Angestellte und leben von den für die Armen gesammelten Summen. Dies ist nicht der Fall. Im Gegenteil werden die Arbeiten von den Helfern unentgeltlich verrichtet, und sogar das von ihnen dabei genossene frugale Frühstück bezahlen sie.)

Unter älteren Männern, von denen viele wohl einst bessere Tage gesehen haben mögen, deren Hüllen aber jetzt die bitterste Armut verrieten, erblickte man genug Bassermannsche Gestalten. Auch eine Menge junger Burschen, die an dem Rand der schiefen Ebene, die ins Verderben führt, angelangt waren, befanden sich unter den Gästen.

Dann kam mit einemmal noch ein Trupp von etwa zwanzig

Mann, und die Helfer brachten, so gut es eben ging, auch diesen Nachschub unter.

Wie Wilhelm sich den Saal gedacht hatte, so war er auch: die Männer saßen, wenn auch etwas eng, so doch warm und trocken — jeder vor sich eine Tasse, — und erwarteten mit mehr oder weniger großer Sehnsucht das wärmende, braune Getränk nebst den obligaten Schrippen. Die ganze Gesellschaft war ziemlich stark durchnäßt und entwickelte — eng aneinander sitzend — eine durchaus nicht wohlriechende Ausdünstung. Das veranlaßte einen der Helfer, die oberen Fensterflügel zu öffnen. Einem rotbärtigen Kunden in Wilhelms Nachbarschaft mochte die frische Luft nicht recht behagen, denn er murmelte, zu seinen Genossen in der Nähe gewendet:

„Dem Stiesel is et jewiß zu warm hier drinnen. Der Schlumbs könnte ja uff den Kreuzberch jehen, un sich uffs Tempelhofer Feld een paar Stunden auslifften!"

„Ick würde dem Pachulken den Rat jeben, er lernt Windmüller; da kann er frische Luft schnappen, so ville er will!" meinte ein anderer. Die Kundenschar im Kreise unterdrückte ein Beifallslachen.

Ein dritter, aus der bei ihm liegenden Mappe mit Büchern und Heften zu schließen, ein Kolporteur, fühlte sich ebenfalls gedrungen, seinen Gedanken durch Worte Ausdruck zu geben. Er hatte nur den Fehler, daß er etwas stotterte, und so kamen seine Ausführungen nur langsam, und oft von seinen Nachbarn ergänzt, stückweise heraus. Er erklärte mit leiser Stimme und seine Augen blitzten dabei:

„Die—die Strun—Strunke ler—lernen jarnischt!"

„Na det is nich wahr! Se lernen; se lernen so leben, dett se sich nich brauchen Schwielen in de Finger arbeeden!" ergänzte der Rotbart.

„Na—na—na ja — de — de — det woll —" gab der Kolporteur zu und quasselte weiter: „Geh—geh du mal fe—fe—fech—fechten, dich ha—ha—ben, hahaben se gleich beim Kra—kra—kragen?"

„Det stimmt!" bestätigten mehrere. Ermutigt fuhr der Stotterer fort: „Na, se—seht Ihr! Un un die die fe—fe—fechten vo von A—Amts wewegen mi—mit 'ne Be—Bewilligung vo—von de de Re—Regier=ierung. Un se schle—le—schleppen Millionen zusammen!" —

„Na, so schlimm is et woll nich mit de Millionen, un denn is ja dat, wat se betteln, ooch vor uns!" wandte ein älterer Mann ein. Sein glattrasiertes Gesicht und seine fast neue Kluft kennzeichneten ihn als einen, der erst vor kurzem aus irgend einer Anstalt entlassen worden war.

„Du halt mal die Luft an!" Einer mit einer wahren Galgenphysiognomie rief es halblaut und setzte hinzu: „Früher war det A . . . de Woche eenundzwanzigmal pickig (betrunken). Nu hat er mit seine paar Jimmchen (Jahre) im Strauß (Arbeitshaus in Straußberg) 'nen Vojel gekriejt un möchte, wenn't jinge, Stöcker werden. Det macht der Verkehr mit so'ne Anstaltspfaffen!"

„Da hat sich woll de Plantschneese bekehren lassen, un will woll nu noch andere bekehren?" fragte ein anderer Kunde.

Der Kolporteur plinkte und druckste, er wollte gewiß etwas Wichtiges sagen, da erscholl wieder das zur Ruhe mahnende „Pst!" und ein jeder blickte möglichst nichtssagend vor sich nieder. Für einen Augenblick stockte die Unterhaltung. Als aber der Helfer außer Hörweite war, fing der Kolporteur wieder an:

„Die Brü—Brüder, ick kenne sie. Fe—Fechten thun se so vor uns, — det stimmt. A—aber krie—riegen wir, wa—wat se so zusa—sammen be—betteln? Ni—nich den dau—dausendsten Theel!"

Der Rotbart unterbrach wieder den Kolporteur und sagte, auf einen blassen, blonden Helfer zeigend: „Wat so 'ne blasse Andacht in eene Woche uffpappt — davon könnten se hier vor den janzen Saal de Cichorienbrühe brauen."

„Haltet doch endlich mal euere jottverdammten Schnauzen, ihr Penneïkels!" wetterte ein kräftig gebauter, selbstbewußt dreinschauender Mann. Lange kannte ihn. Er hatte als Sergeant bei dem Gardekorps in Potsdam gedient, war wegen dummer, vielleicht auch schlechter Streiche „abgegangen worden" und auch von seinem Vater, einem Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer, in die Acht erklärt. Er nährte sich zuweilen dadurch, daß er in verschiedenen Reitinstituten Pferde zuritt. Er verdiente mitunter viel Geld. Dann wohnte er möbliert und hielt seine Freunde frei. Hatte er aber nichts zu thun und war sein Geldbeutel leer, so ging er ins Asyl und führte ein richtiges Kundenleben.

Dieser Mann hatte in Beziehung auf Moral seine eigenen Grundsätze. Spitzbuben und Bettler verachtete er, überhaupt die, welche äußerlich sehr heruntergekommen waren. Hatte er einmal keine Beschäftigung und kein Geld, so holte er sich von seinen Gönnern, denen er Pferde zugeritten hatte, Vorschüsse für später zu leistende Dienste. In einigen seiner Kneipen hatte er bis zu einer gewissen Höhe Kredit, und schließlich unterstützten ihn ab und zu verschiedene Stallmeister und Bereiter, denen er persönlich bekannt war. Ganz tief in „Dalles" kam Freund Wald (so hieß er) selten. Er war gutmütig und teilte, wenn es sein mußte, mit andern sein Letztes. Im Umgang war er gemütlich; doch konnte er durchaus keine Aufschneiderei leiden und es nicht anhören, wenn Kunden über genossene Wohlthaten sich abfällig äußerten. Wald war auch ein Mann der That. Ihm war Ort und Umgebung gleichgiltig, wenn es galt, seine Meinung

zu rechtfertigen. Konnte dies nicht durch Worte geschehen, so zögerte er keine Minute, für seine Meinung schlagende Beweise zu bringen. Die ihn näher kannten, rühmten seine Handschrift und seine „Schlagfertigkeit" bei Lösung schwieriger Fragen.

Freund Wald hatte eine ganze Weile das Gequassele der Kunden mit angehört. Endlich war ihm der Geduldsfaden gerissen. Er hatte die „Penneïkels" ausgescholten, und für einen Augenblick trat Ruhe ein. Ordentlich erschrocken ob der drastischen Zurechtweisung, waren sie zusammengefahren und hatten prüfende Blicke auf den nichtamtlichen Ruhestifter gerichtet.

Der Rotbart und sein Gegenüber, die mit ihren abfälligen Redensarten den Anfang gemacht hatten, mochten wohl „Sergeanten Wald", wie er in Bekanntenkreisen genannt wurde, nicht näher kennen, denn nach einer Weile fing der Rotbart an:

„Wat sagst de? Pennikel? Wo wohnst du denn, wenn man fragen darf?"

„Er wohnt jarnich; er hat aber Aussicht uff Stellung als Rausschmeißer un macht heut hier 'n Probeversuch, ob det jeh'n wird!"

In diesem Augenblick war der Saal gerade ohne Aufsicht. Die Helfer hatten sich alle ins Nebenzimmer zurückgezogen.

Wald stand langsam auf, überstieg seine Bank, trat dicht an die Nörgelfritzen heran und flüsterte dem Gegenmann des Rotbartes etwas ins Ohr. Dieser war aufgesprungen und hatte wie zum Schlagen seine Tasse ergriffen. Ein Helfer, der, wieder eingetreten, aus dem Benehmen des Wald und des Rotbartes den Sachverhalt ahnen mochte, trat eilig herzu und sagte:

„Bitte, liebe Freunde! nehmen Sie Platz! die Schrippen kommen!!" Das wirkte.

„Ja wohl! Sofort!" entgegnete Wald und setzte sich gelassen

wieder an seinen Platz. Den beiden Nörglern tuschelte einer aus der Nachbarschaft unter lebhaften Hinweisen auf Wald Verschiedenes zu. Es schien die Warnung zu sein: den Sergeanten ja nicht herauszufordern. Unterdes waren die Schrippen gekommen. Der Kolporteur brach eine seiner beiden Schrippen mitten durch: „Da ha—hat de—der Bä—Bäcker sei—seine Seel' i—in—je—ba—backen!" sagte er und zeigte eine hohle Stelle seiner durchbrochenen Schrippe.

Nun wurde Karl Lange auch ungeduldig und sagte ärgerlich: „Dummes . . . . stopp dir de Schrippe mit samt de Bäckerseele ins Maul und laß dein Gequatsche!"

„Nicht so laut — bitte!" mahnte ein Helfer, der eben Kaffee einschenkte, die Worte aber nicht verstanden hatte.

Auch verschiedene andere Gäste tadelten die Ruhestörungen. Äußerungen wie: „Wollen Kerls sein und trätschen wie die Waschweiber" und die wohlmeinende Warnung eines alten Kunden: „Wer nich Ruhe halten kann, wird rausgeschmissen!" hatten zur Folge, daß endlich Ruhe eintrat.

Während des Kaffeetrinkens nickte „Sergeant" Wald dem Rotbart und dessen Genossen ganz eigentümlich zu. Wilhelm stieß den Karl Lange an und machte ihn darauf aufmerksam.

„Der hat den beeden Stieseln wat versprochen, un nu nickt er'n zu, daß er derjenigte is, der Wort hält!" flüsterte Lange.

„Was mag er den Geistern wohl versprochen haben?" fragte Wilhelm.

„Der Sergeant sagte zu dem, der dem Rotbart gegenübersitzt: er soll man jut uff det Evangelium uffpassen. Die Epistel wird er ihm nachher auseinanderpolken! Nich wahr, schöne christliche Versprechen?" Wilhelm nickte.

„Paß uff!" fuhr Karl fort, „wir kommen noch nich bis an die heilige Kreuzkirche, denn hat Sergeant Wald dem Rotkopp

und dem anderen die Epistel verlesen, dat es man bloß so roocht. Wald hält Wort und die beeden werden sich noch heut am Kirchengehen den Magen verderben!"

Mittlerweile waren die Tassen zusammengesetzt und alle äußerlichen Vorbereitungen zur Andacht getroffen. Die jungen Helfer schienen noch jemand zu erwarten. Da öffnete sich die Thüre, und ein mittelgroßer, etwas korpulenter Herr mit einer Dame trat in den Saal und beide begaben sich, nach allen Seiten freundlich grüßend, an das obere Ende des Saales, wo einige Plätze bereitgehalten waren. Dem Herrn sah man auf den ersten Blick den Offizier in Civil an.

Alsbald begann die Andacht.

Nach dem Gesange mehrerer Verse eines Kirchenliedes verlas der Herr, der vorhin eben eingetreten war, das Sonntagsevangelium und hielt dann eine darauf bezügliche Ansprache. Er sprach nicht langsam und nicht in jenem belehrenden Tone, wie man ihn oft von den Kanzeln hört, sondern rasch und feurig. Er schilderte die Macht der Sünde, ihre verderbliche und vernichtende Wirkung auf die Seele und den Körper des Menschen. Im besonderen zog er gegen die Trunksucht zu Felde und beschrieb diese Sünde und deren unausbleibliche Folgen in so beredter Art und Weise, mit so überzeugenden Worten, daß alle, ohne Ausnahme, mit einer fast ängstlichen Spannung den Ausführungen lauschten. (Es war Oberstlieutenant a. D. v. Knobelsdorff.)

Was Wilhelm früher oft beobachtet hatte, daß nämlich Leute in der Kirche schlafen, sah er in dem Gottesdienste der Schrippenkirche nicht. Hier wäre eine derartige Erscheinung erklärlich gewesen, da verschiedene unter den Kunden trotz der rauhen Jahreszeit die Nacht durch gewandert waren oder in irgend einem, vor dem Winde geschützten Winkel die Nacht zugebracht hatten und sicherlich sehr müde waren. Aber nichts davon — auf

allen Gesichtern ein lebhaftes Interesse. Aller Augen waren auf den Redner gerichtet. Als endlich das „Amen" ertönte, hörte man durch den ganzen Saal ein tiefes Aufathmen. Es war, als ob auf sämtliche Zuhörer die Rede einen drückenden Bann ausgeübt hätte, der nun durch das „Amen" gelöst wurde.

Einzelne blickten um sich, als wären sie aus einem Traum erwacht. Andere nickten sich mit verständnisvollen Blicken zu, und bei einigen Gästen schien es, als habe die Predigt einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Aus dem eigentümlichen Zucken gewisser Gesichtsmuskeln und dem verstohlenen Auswischen der Augen ließ sich solches schließen. Der Segen war gesprochen und die Andacht beendet. Da rief noch einer der Helfer:

„Bitte, — noch einen Augenblick!"

Als alle erwartungsvoll zu ihm hinüberblickten, sagte er: „Ich bitte, nach dem Verlassen des Saales ein anständiges und gesittetes Benehmen zu zeigen, und sich möglichst schnell zu zerstreuen. Den hier anwesenden jungen Leuten teile ich mit, daß diejenigen, die sich freundlich raten lassen wollen, sich morgen Montag von neun bis zehn Uhr im Evangelischen Vereinshaus in der Müllerstraße 6, am Wedding, melden können! — Nun Gott befohlen!" —

Alle erhoben sich und verließen, die jungen Helfer grüßend, den Saal. Auch Wilhelm und seine Genossen hatten der Aufforderung Folge geleistet und gingen nun ihres Weges.

„Sergeant" Wald hat überdies Wort gehalten. Er hat den Rotbart und dessen Kollegen, sowie einen dritten, der sich unberufenerweise in den Handel eingemischt hatte, ganz gehörig verbläut. Noch am folgenden Sonntag zeigten die Gesichter die Spuren jener „schlagenden" Beweise, die Wald ihnen geliefert hatte. — —

Wieder waren acht Tage vergangen, acht Tage des Elends,

eine Woche der bitteren Not. Im Centralverein für Arbeitsnachweis stand Wilhelm zwar in der Liste; es hatte sich aber nichts Passendes, d. h. überhaupt nichts für ihn gefunden. Gefochten hatte Wilhelm in dieser Woche nicht. Mit Hilfe der von Karl Lange gelernten Schiebungen war es ihm gelungen, jedesmal das Asyl zu benützen, ohne verschoben zu werden. In der Wärmehalle hatte er wiederholt das Glück gehabt, eine der dort verschenkten Suppenmarken zu bekommen, und sonst hatte Herr Pohlmann mit Marken ausgeholfen, während für Abendbrot und Frühstück das Asyl sorgte. Auch hatte er sich hier und da auf dem Christmarkt und in der Markthalle einen Groschen verdient, indem er glücklicheren Menschen die Packete und Vorräte nach Hause tragen half. Dadurch war der dringendste Hunger gestillt worden.

So war denn der Weihnachtstag herangekommen, der heilige Abend, sonst ein Tag der höchsten Freude, heut die Ursache größter Betrübnis, aber auch ernster Selbsteinkehr für Wilhelm. Heut löste sich die Dumpfheit und Stumpfheit seines Gemüts in Thränen auf. Das Wetter war wieder heiter geworden, und Wilhelm ging hinaus in eine einsame Gegend des Thiergartens, um sich ungestört ausweinen zu können. Das bißchen Kälte störte ihn weiter nicht, wie er es überhaupt seiner eisernen Gesundheit zu danken hatte, daß er nicht unter all diesen Fährlichkeiten und Entbehrungen körperlich zusammengebrochen war. So ließ er denn seine Vergangenheit, seine verschiedenen Weihnachtsabende an sich vorüberziehen. Er dachte an seine Kindheit, an die fröhlichen Weihnachten, wo Papa den Baum geputzt hatte, unter dem wunderschöne Spielsachen und nützliche Gegenstände ausgebreitet gewesen waren. Er dachte an das letzte Weihnachtsfest vor etlichen Jahren, bei dem der Vater, ein tüchtiger Beamter, noch zugegen gewesen war. Wie war er, der einzige Sohn, von

Liebe getragen, mit Liebe und Wohlsein umgeben gewesen! Dann trat vor seinem geistigen Auge die Mutterliebe in den Vordergrund, wie sie sich in seinen Jünglingsjahren gerade an den Weihnachtsabenden bethätigt hatte. Ach! viel hatte ja die Mutter nicht gehabt. Er selbst war infolge des frühen Todes seines Vaters genötigt gewesen, vom Gymnasium abzugehen und ein Handwerk zu lernen. Er hatte eine väterliche liebevolle Aufnahme in der Familie seines Meisters gefunden. Dann war sein Hochmut, sein Trotz gewachsen. Er hatte geglaubt, ohne ihn gehe es nicht, der Meister würde ihm gute Worte geben und statt dessen — —. Bitteres Weh überkam ihn, als er daran dachte.

Heut war nun der heilige Abend. Wie bekümmert wird die Mutter heut an ihn denken! Wie sehr wird sie auf einen Brief, auf ein Liebeszeichen, auf ein kleines Geschenk von ihm warten! Ach, er war nicht einmal imstande, eine Briefmarke zu bezahlen! Und war es nicht auch besser, die Mutter blieb in Ungewißheit, als daß sie erfuhr, wie es ihm ging?

In den Lehrlingsjahren hatte er auch nur über bescheidene Mittel verfügt; aber welche Freude war es ihm gewesen, wenn er am Weihnachtsabend seinem lieben Mutterl von der einen Mark oder zwei, die er hatte, irgend etwas Notwendiges in die Wirtschaft mitbrachte — waren es auch nur ein paar Messer und Gabeln oder ein selbstgearbeitetes Waschgefäß. Dann dachte Wilhelm der schönen Weihnachtsfeiern, die er in der Familie seines Meisters miterleben durfte. Herr Vollrath war ein ernster, frommer Mann; er hatte immer das Weihnachtskapitel am Weihnachtsabend gelesen, und feierlich war unter dem glänzenden Christbaum das: „O du fröhliche, o du selige ꝛc.!" erklungen. Außer dem üblichen Geldgeschenk hatte Wilhelm auch jedesmal ein besonderes Zeichen der Gewogenheit des Meisters, ein gutes Buch, ein Bild oder dergleichen bekommen. Und auch die Kleinig-

keiten, die er am Christabend mit Lisbeth ausgetauscht, kamen ihm in Erinnerung. Ein Taschenmesser, ein Taschenkämmchen ihrerseits, eine Schleife, ein Nähtäschchen und dergleichen seinerseits. Ein Hauch des Glückes, des Friedens, der Freude hatte stets über dem Hause, über seiner Heimat, gelegen, und noch heute könnte er teil daran haben, wenn er nicht in unbegreiflicher Verblendung sein Glück selbst mit Füßen getreten hätte. —

Und jetzt? — Die Thränen rannen ihm unaufhaltsam über die eingefallenen Wangen. Er wischte sie sich mit dem zerschlissenen Ärmel seines an mehreren Stellen durchlöcherten Sommerüberziehers ab. Ein Taschentuch hatte er schon lange nicht mehr. Jetzt war er ein Strolch, ein Vagabund, ja ein Dieb, ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft, Genosse eines Verbrechers wie Fritz Ring, eines Säufers wie August Streich, eines Menschen, wie der Bolettenkarl! Anstatt nach Hause eilen zu können und um Vergebung zu bitten — das hätte er jetzt schon fertig gebracht —, mußte er es als ein Glück betrachten, daß sie dort nichts von ihm wußten! — Und wieder flossen seine Thränen.

Aber es war Zeit, nach der „Palme“ zu gehen. Der Weg dahin war weit und er wollte heut das Bad nicht versäumen; denn zu allen Mühsalen seines Zustandes war auch noch die Ungezieferplage hinzugekommen. Daher wandte sich Wilhelm zurück. Der frühe Winterabend dämmerte herein. In den Straßen des Nordens und Nordostens, die er durchschritt, leuchtete hier und da schon ein Christbaum auf, und wieder stieg es brennend heiß dem Wilhelm vom Herzen in die Augen, als er dies Zeichen sah. Ob auch ihm ein Christbaum heut brennen würde? —

Er dachte mit Ekel an die meisten seiner jetzigen Kameraden und Schicksalsgenossen. Mit Furcht sah er die Möglichkeit vor sich, Fritzen zu treffen, der seine Bewerbungen um die „Mit-

arbeit" Wilhelms immer noch nicht aufgegeben hatte. Doch fügte es sich glücklicherweise so, daß er im Asyl wieder mit Karl Lange zusammentraf, und mit diesem ging er am anderen Morgen, dem heiligen Christtage, auch wieder nach der Schrippenkirche, diesmal nach dem Weddingplatz; denn sie hatten sich bei der Entlassung aus dem Asyl etwas verspätet und fürchteten, nicht mehr zurechtzukommen am Johannestisch. Unter den Kunden ging die Sage: „Heut gebe es in der Schrippenkirche einen Weihnachtsstollen und zwei Tassen Kaffee." Gegen sieben Uhr kamen die beiden an dem Hause Müllerstraße 6 an. Vor der Thür standen schon etwa dreihundert Männer, meistens „Palmbrüder", wie Wilhelm und Karl, dann auch solche, wie dieser sie vor acht Tagen so drastisch geschildert, aber auch andere, elegante, mit „Gipsverband" (weißem Kragen) und blanken Stiefeln. Endlich — es hatte von der nahen Dankeskirche eben ein viertel geschlagen, öffnete sich eine Nebenthür, und nun gab es ein Drängen und Drücken, als gelte es die Seligkeit zu erringen. — Bedeutend größer und schöner als der am Johannestisch erwies sich der Saal. Sechs lange Tafeln, jede wenigstens für fünfzig Mann, waren aufgestellt. Unter den Emporen standen noch mehr Tafeln und Bänke. Am oberen Ende des Saales strahlten zwei mächtige Christbäume in blendendem Licht. Dazwischen leuchtete als Transparent das Bild der heiligen Nacht. Freundlich und höflich wurden von einer Schar junger Männer, die diesen Dienst freiwillig und unentgeltlich versehen, den Eintretenden ihre Plätze angewiesen. Ein erwartungsvolles, gedämpftes Gemurmel durchdrang den Saal, mehr einer völligen Stille als einem Geräusch vergleichbar. Die Tische und Bänke waren bald alle besetzt. Mit Umsicht und Ruhe wurden die immer noch in den gefüllten Saal hereinströmenden Obdachlosen von den Helfern untergebracht. Gegen acht Uhr wurden die schönen Weihnachtsstollen verteilt,

nachdem schon vorher jeder Mann eine Schrift, eine gedruckte Predigt, erhalten hatte. Um acht Uhr ertönte Harmoniumklang und der Leiter der Versammlung sprach das Lied vor: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Mit solcher Andacht hatte Wilhelm noch nie mitgesungen. Das Herz ging ihm auf. Ein ihm selbst ganz unerklärliches Glücksgefühl machte sich in ihm geltend. Aufrichtig betete er das Tischgebet mit, zu dem sich alle erhoben: „Aller Augen warten auf Dich, und Du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit! Du thust deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen!" — Das erschien ihm heut, unter dem brennenden Christbaum, unter dem Hauche einer christlichen Liebe, die sich nicht nur in den Gaben, sondern mehr noch in der freundlichen Behandlung, in der Bedienung der Gäste äußerte, ganz selbstverständlich, daß der liebe Gott „alles, was da lebet, sättigt nach Seinem Wohlgefallen." Es wurde ihm jetzt zur Gewißheit, daß der liebe Gott auch ihn fortan sättigen werde. Prächtig mundete ihm der große, mit Zuckerguß versehene, frischgebackene Weihnachtsstollen und der heiße Kaffee, von dem richtig, wie die Kunden es vorher gesagt, heute jedem zwei Tassen eingeschenkt wurden.

Als dann der Prediger mit innigen Worten den Gästen zu Herzen redete, sie an ihre Kindheit erinnerte, an ihre Jugend, an ihre Lieben daheim, als er ihnen sagte, daß auch für sie der Heiland geboren sei, daß auch ihnen die gute Mär gelte, daß auch sie, wie diese Feier beweise, zur großen Christenfamilie gehörten, daß auch sie eingeladen seien zum großen Abendmahl, als dann ein Posaunenchor mit lieblichen Tönen anstimmte: „Stille Nacht! Heilige Nacht!" — als aus den rauhen Kehlen der Festgenossen — denn hier waren es nicht mehr Kunden und Strolche, sondern Festgenossen, die versammelt waren — das Lied

erklang: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ — da wurde dem Wilhelm vollends das Herz weit. Er ließ seinen Thränen freien Lauf; er schämte sich ihrer nicht vor seinen Kameraden. Ja — es war wunderbar! — plötzlich betrachtete er sich nicht mehr als zu ihnen gehörig; sie schienen ihm fremd, seiner anderen Welt angehörend. Er fühlte sich mit einemmal herausgehoben aus dem Elend und dem Jammer, obwohl er äußerlich noch darin stand. Ein tiefes Friedensgefühl erfüllte ihn, und die Segensworte des Geistlichen — eines Hofpredigers, wie er später hörte — bezog er ganz besonders auf sich. Der Leiter der Versammlung machte dann noch einige praktische Mitteilungen. Er bat die Gäste, draußen keine Gruppen zu bilden, in Frieden ihres Weges zu ziehen und aus dem Besuch des Gottesdienstes nicht etwa irgend welche Rechte abzuleiten. Zuletzt forderte er, wie der am Johannestisch vor acht Tagen, die jungen Leute auf, sich zu melden, wenn sie einen Rat oder die Unterbringung in eine Stelle wünschten. Noch vor acht Tagen hatte Wilhelm der Einflüsterung: „Na nu, du wirst doch nich zu die Betbrüder gehen! Du wirst dich doch nich bekehren lassen!“ Gehör geschenkt. Damals war seine dumpfe Verzweiflung noch nicht gelöst, und wenn dort die Rede auch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte: zu einer wirklichen That hatte sie sein stumpfes Gemüt noch nicht angespornt. Heut fand er den Mut, sich loszureißen. Heut fand er es ganz selbstverständlich, daß er sich meldete. Unbekümmert um die schnöden Redensarten der Kumpane, um das spöttische Lächeln des einen oder des anderen, stand er von seinem Platze auf und stellte sich, der Aufforderung gemäß, an die Plattform.

Es hatten sich mehrere junge Leute am Podium eingefunden: ein vierzehnjähriger, dem nur Lumpen die Glieder bedeckten, mehrere junge Bäcker zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, sowie

einige gut gekleidete Leute, ein junger Kellner von elegantem Äußern, ein Kaufmann und Wilhelm. Auch ein paar ältere Stromer mit roten Nasen waren herangetreten. Der eine von diesen bat um ein Hemd, der andere um ein Paar Stiefel. Der Leiter aber wies diese Bittsteller ab und sagte ihnen, als sie dringender wurden, daß der Verein sehr gern helfe, aber keine Lust habe, die etwa von ihm geschenkten Kleidungsstücke in der nächsten Destille „verkündigen" zu lassen. Bei solchen Geschenken könne man nie wissen, was damit passiert. Dagegen wurde den anderen älteren Leuten, die sich gemeldet hatten, bedeutet, daß sie einen Überweisungszettel für die Berliner Arbeiterkolonie erhalten könnten. Etwa fünfzehn Gäste wünschten und erhielten einen solchen Zettel, unter ihnen Reinhold Fein, der frühere Oberkellner im Kolossalhotel, und Albert Lustig, der leichtsinnige Buchhalter. Auch Karl Lange ließ sich einen solchen Zettel geben.

Inzwischen hatte sich der Saal langsam geleert. Die Helfer zogen sich ihre Röcke aus, legten Schürzen an und begannen die langen Tafeln, die Bänke und Stühle mit einer braunen Flüssigkeit abzureiben und alles wegzuräumen. Mehrere Männer beschäftigten sich mit den jungen Leuten, die zurückgeblieben waren. Name und Stand, Alter und Heimat von jedem wurde aufgeschrieben.

„Wir haben gar nicht die Absicht, euch ein Almosen zu reichen," sagte einer der Herren. „Wir möchten euch aber die Hand bieten, aus diesem Elend heraus zu kommen. Dazu gehört vor allem, daß auch ihr etwas thut. Ihr müßt die dargebotene Hand ergreifen! Und wenn ihr aus eigener Kraft den Weg aus eurer Lage nicht findet, dann müßt ihr eben euch führen lassen und dem Führer f o l g e n. Wollt ihr aber das Stromerleben fortsetzen, dann hilft euch alle Unterstützung nichts und

dann fangen wir nicht erst an mit Almosen. Also ihr wollt euch helfen lassen? Ja! Nun, da müssen wir mal sehen, an wem es liegt, daß es euch so schlecht geht! Wer ist schuld daran? Ihr selbst oder jemand anders?" Nicht alle antworteten darauf. Mancher wurde rot; aber Wilhelm und einige andere flüsterten mehr als sie sprachen: „Ich bin selbst schuld!"

„Wenn ihr nicht zu der Erkenntnis kommt, daß die Ursache eures Elendes mit in euch selbst liegt," fuhr der Mann fort, „dann kann euch nicht geholfen werden. Erst müßt ihr euch ändern, dann ändern sich auch die Verhältnisse. Ohne eine aufrichtige Selbstbesinnung und Besserung, ohne eine Sinnesänderung seid ihr gar nicht zu retten, auch wenn man euch noch so gute Arbeit giebt. Darum betet zu Gott um Kraft und um Hilfe!"

„Ich möchte ja gern arbeiten," erwiderte einer, „aber ich habe nichts gefunden." — „Na, das will ich ja glauben; aber wer von euch hat noch nie eine gute Stelle, wo er hätte bleiben können, aus Leichtsinn oder Hochmut, oder aus Trotz, oder Trägheit aufgegeben?" Wilhelm stieg das Blut ins Gesicht; er fühlte sich getroffen. Der Redner schloß mit der Aufforderung, sich übermorgen in demselben Lokal nochmals zu melden; da würde man sehen, was sich machen ließe.

Die Herren sprachen noch mit den einzelnen. Mancher hatte ein besonderes Anliegen. Diesem oder jenem wurde ein Paar Strümpfe gereicht. Auch Wilhelm bat noch um eine besondere Unterredung. Er erzählte, wie lange er von Hause fort sei, wie lange er schon ohne Mittel, arbeitlos herumlaufe.

„Haben Sie noch Eltern?" fragte der Herr.

„Eine Mutter!"

„Warum schreiben Sie nicht an die?"

„Ich schäme mich zu sehr!"

„Na, heut können wir das nicht mehr erledigen; aber ich

will Sie gleich heut aus Ihrer bisherigen Gesellschaft heraus-reißen und Ihnen die Hand reichen zu einem neuen Leben."

Wilhelm erhielt eine Anweisung auf freie Verpflegung und Aufnahme in der Herberge zur Heimat auf zwei Tage und die Weisung, sich übermorgen in demselben Hause, zur selben Zeit zu melden. Wer war froher als er? Das war ein unverhofftes Weihnachtsgeschenk. Nun war er für die Feiertage, vielleicht für immer, aus aller Not. Er dankte dem Manne bewegt, und noch inniger dankte er im Herzen dem lieben Gott, daß er ihn für heut sowohl aus der Not, als aus der Gesellschaft der Kunden befreit hatte; denn in der Herberge konnte er sich ja von den andern zurückhalten. Es war ein Glück, daß Wilhelm sich den Tag zuvor hatte reinigen lassen, sonst hätte ihn die Herberge gar nicht aufgenommen. So aber schlief er abends in einem schönen Bett — seit langer Zeit zum erstenmal. Dennoch konnte er lange nicht einschlafen vor Aufregung; die halbe Nacht dachte er darüber nach, was er übermorgen den Herren sagen wollte. Alles wollte er ihnen erzählen, alles — bis auf den Vorfall in der Markthalle, nein — den nicht, sonst aber alles.

Am sogenannten dritten Feiertage erschienen sechs von den zehn Burschen, die sich am ersten Feiertage gemeldet hatten, in der Müllerstraße.

Der Sekretär des Vereins, Herr Jähnichen, hörte den Wilhelm mit Teilnahme an. „Für Sie ist die einzige und beste Rettung die Rückkehr nach Hause!" sagte er. Wilhelm erschrak. Er hatte gehofft, eine Stelle zu bekommen, sich da wieder heraufzuarbeiten, und später konnte er — nach Arbeiterbegriffen — als eleganter junger Mann, in guten Verhältnissen, wieder nach Hause kehren; aber so —? „Die Stellen," erwiderte ihm der Sekretär auf seine Einwendung, „sind für uns ebenso schwer zu finden, wie für andere Leute. Es giebt nicht genügend Stellen. In

Berlin ist nun einmal ein Überschuß an Arbeitskräften und in Ihrer Heimat füllen Sie Ihren Platz ganz gut aus, während Sie hier überflüssig sind. Wir können Sie höchstens in die Arbeiterkolonie geben; aber dort kann es sehr lange dauern, ehe Sie sich heraufarbeiten. Vor allen Dingen müssen Sie aber einen wahrheitsgemäßen Brief nach Hause schreiben. Das dürfen Sie nicht länger aufschieben." Wilhelm sah still vor sich hin. Sein jetzt immer so blasses Gesicht wurde dunkelrot.

„Damit es Ihnen leichter wird, können wir vielleicht ein paar Zeilen beilegen."

Die Züge Wilhelms hellten sich auf. Er hatte den schweren Entschluß gefaßt. „Ach ja!" sagte er, mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Und wir werden unsere Adresse angeben für die Antwort."

„Ach ja!"

„An Ihre liebe Mutter können Sie selber schreiben; an Ihren Meister werden wir uns wenden und Sie aber auch."

„Ja!" erwiderte Wilhelm; „aber wollen Sie ihn dann nicht bitten, daß er davon nichts weiter erzählt?" Der Sekretär sagte zu, gab dem Wilhelm Schreibmaterial und setzte selbst den Brief für den Meister auf. —

Bis zum Eintreffen der Antworten und bis zur Erledigung der Verhandlungen wurde Wilhelm und mit ihm einige andere Leute der Berliner Arbeiterkolonie übergeben, wo der der Arbeit bereits Entwöhnte nicht nur Obdach und Nahrung, sondern auch einen heilsamen Zwang zur Arbeit fand, wo strenge Zucht und Ordnung ihn zu dem Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft vorbereiteten.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Arbeiterkolonie.

(Reinickendorferstraße 36a liegt, tief eingerückt von der Straße, zwischen Mietskasernen die „Berliner Arbeiterkolonie" auf einem etwa zwei Morgen großen Grundstück.

Sie umfaßt mit ihrer Filiale in Tegel 260 Betten und kann ebenso vielen Arbeitern Obdach und Arbeit gewähren. An ihrer Spitze steht der Direktor Schlunk, ein Kaufmann, als geschäftlicher Leiter, der Pastor Haase als Seelsorger, sowie ein Vorstand mit dem Pastor Diestelkamp an der Spitze. Der Verein besitzt Korporationsrechte. Diese Arbeiterkolonie hat seit ihrer Eröffnung im Jahre 1883 innerhalb zehn Jahren bereits über 4000 Kolonisten aufgenommen.

Die fünfundzwanzig deutschen Arbeiterkolonieen haben zusammen 3044 Plätze und boten insgesammt (bis zum Sommer 1893) 63394 Männern Arbeit und Aufenthalt. Die erste Kolonie wurde 1882 vom Pastor D. von Bodelschwingh, dem Bahnbrecher auf diesem Felde, in Wilhelmsdorf bei Bielefeld begründet. Sie zählte bei 236 Plätzen bereits 6828 Kolonisten.

Die Arbeiterkolonieen haben den Zweck, arbeitwilligen, arbeitfähigen Männern, denen es nicht möglich ist, anderweit

Arbeit zu finden, solche zu gewähren. Die meisten ländlichen, von Kreisen und Provinzen reich unterstützten oder ausgestatteten Arbeiterkolonieen thun das durch Ackerbauarbeit; sie lassen öden Boden urbar machen oder dergleichen. Die Berliner und die Magdeburger Arbeiterkolonie beschäftigen die Kolonisten mit industriellen Arbeiten.

Zur Aufnahme in Berlin ist ein Überweisungszettel eines Mitgliedes des Kolonievereins erforderlich. Anstatt dem Bettler ein Almosen zu geben, kann das Mitglied ihn in die Kolonie schicken. Die meisten Überweisungszettel werden weggeworfen, weil die Bettler entweder in eine geordnete Arbeit nicht eintreten wollen, oder aber auch von Tag zu Tag hoffen, anderweit bessere Arbeit zu finden. Immerhin liefert die Einrichtung der Arbeiterkolonieen ein gutes, wenn auch nicht absolutes Unterscheidungsmerkmal zwischen Arbeitscheuen und Arbeitwilligen.)

* * *

Nach dem Gottesdienst in der „Schrippenkirche“ waren Karl Lange, sowie Reinhold Fein, der vollständig heruntergekommene Oberkellner aus dem Kolossalhôtel, und der ehemalige Buchhalter Lustig in ein Volkskaffeehaus eingekehrt.

Die Kunden, fast alle im Besitz von Arbeiterkolonieüberweisungszetteln für den folgenden Tag — denn Sonntags findet keine Aufnahme statt — setzten sich zusammen, und das Gespräch kam naturgemäß auf die Arbeiterkolonie.

Einer der Männer warf den erhaltenen Zettel weg und rief: „Wo werd ick denn für Diestelkampen arbeeten! Ick jeh nich in die Kolonie!“

„Sie is nich viel besser als eene Zwangswinde,“ sagte Fein; „aber eh’ ich hier im Winter draußen bin, nehm’ ich sie noch immer lieber wie eene unfreiwillige Staatsversorgung im Kittchen!“

„So'ne Arbeiterkolonie draußen," meinte ein Kunde, „is och keene Ausruhestation, sondern een sojenanntes Ritterjut, wo man tüchtig von früh fünf bis abends um sieben schuften muß. Ick war elf Wochen in Wunscha und hab' fünfzehn Mark denn rausjekriecht."

„Ick war in Großbeeren," erzählte Karl Lange, „aber trotz der schwersten Arbeit bin ick abgerissener rausgegangen, als ick rinjekommen war. Fast een halbes Jahr war ick dort, aber vorwärts kommen that ick nich."

„Wie is es denn in Berlin?" wurde gefragt.

„Hier is die größte Schinderei!" sagte Lustig. „Sieben Achtel der Kolonisten gehen mit Schulden raus."

„Na, na! det wird woll nich so schlimm sin! Du schneidst wieder mal uff, Lustig!"

„I wo! Denk' ick jar nich dran!"

„Es soll doch so schwer sin, rinzukommen," meinte ein Weber. „Wer keenen Zettel hat, kommt nich rin, und jetzt in'n Winter is et so voll, daß es och mit'n Zettel so lila is."

„Schad't nischt," sagte Lustig, „dat is bloß die Not der schweren Zeit; aber eene Schinderei is et doch, am meisten in Tegel, wo die eene Abteilung von de Kolonisten im Walde arbeet't."

Ein junger Bursche vom Nebentisch mischte sich ins Gespräch: „Ick war bei Bodelschwingh'en, dort wird de Senne urbar gemacht. Der Alte is furchtbar freundlich zu unsereenem. Aber freilich, arbeiten muß man feste!"

„Wie steht's dort mit dem Verdienst?"

„Die ersten vier Wochen kriegst de nischt, dann pro Tag fünfundzwanzig Pfennige, und im Sommer, wo sich die Kolonisten dünne machen, och mehr. Dann is aber och der Gestank bei der Arbeit zu groß. Die Ordnung is furchtbar streng; aber

wenn man's versteht, kann man sich doch eene Pulle verbohren und eenen Soroff einschmuggeln."

„Das kann man überall!" rief es im Chor. „Die Inspektors merken das nich und den Kalfaktors werden die Knochen im Leibe kaput geschlagen, wenn se pfeifen."

Der Bursche vom Nebentisch, Max Flemming hieß er, setzte sich zu den Kunden heran. „Wie is es denn sonst noch in Willemsdorf?" wurde er gefragt. — „Na," sagte er, „erst woll'n wir man eens drinken, dann kann ick wat erzählen." Er nahm einen Schluck Bier und erzählte:

„Also in'n Sommer um halb fünf, un in'n Winter um sechs Uhr wird uffjestanden, jewaschen un Betten jemacht. Dann jeht's ins Versammlungshaus, wo's zum Frühstück Kaffee un Brot, ooch Suppe jiebt. Man kann nix dazu sagen. Denn hält der Inspektor die Andacht. Et wird een Choral jesungen un een Bruder spielt de kleene Orjel (Harmonium). Dann heeßt's antreten. Jede Abteilung hat ihren Uffseher, een'n Bruder, der wieder unterm Wiesenbaumeester steht. Nu jeht's an de Jeräte. Jeder nimmt seinen Spaten oder Hacke, un denn hinaus in de Heede un uff de Wiesen. Eene Abteilung hierhin, die andere dorthin. Dann jeh'n die eenen an de Karren, de andern hacken de Erde los. Da wird jetzt alles eben jemacht, hier een Sandhügel abjetragen un da een Kessel zujeschütt't, Jräben jezogen un allens in viereckige Felder injedeelt. Et soll bei de Arbeet nich jesprochen oder jeroocht werden; aber et jeschieht doch. Wie und wat jearbeet't wird, kommt janz uff den Vorarbeeter an, der de erste Jeije spielt — de erste Karre schiebt, wollte ick sagen. Is der hitzig dahinter, denn kann er ja nich schnell jenug de Karre vollkriegen un abschieben. De andern müssen denn ja folgen. Manche packen sich de Karren hoch, andere bloß halb voll. Uff die wird denn jehörig jeschumpfen,

aber't hat weiter nix uff sich. Um neun Uhr kommt's zweete Frühstück, zwee dicke Schmalzstullen. Jetzt treten alle zusammen. Schnell sind Fichten runter jehauen und bald brennen überall Feuer zum Wärmen. Bodelschwingh ärjerte sich immer, wenn er zu Besuch un zur Revidierung raus kam, über die schönen Beeme; aber sie mußten ja so wie so fallen, wenn de Wiese so weit ran war. De Pause dauert eene halbe Stunde. Um zwölf Uhr jeht et nach Hause; da wird Mittag jejessen. Det jiebt nu immer Kartoffeln mit Bohnen, Erbsen, Linsen, Rüben und Kohl, immer aber ooch een Stücke Fleesch oder Speck. Um een Uhr wieder uffs Feld. Um vier Uhr oder wenn't dunkel wird, nach Hause; det is im Winter jewöhnlich so zwischen viere un fümfe. Wenn de Dage länger werden, wird um vier Uhr Vesperpause jemacht, wo et wieder zwee Schmalzstullen jiebt. Zu Hause sind wir denn in'n Versammlungssaal. Da werden Erbsen un Bohnen jelesen un Kartoffeln jeschält, für'n nächsten Dag zum Essen. Et wird jeroocht un jesungen, aber bloß patriotische oder so'ne ähnliche Lieder. Wer's nötig hat, bessert ooch seine Kleeder aus. Um sieben Uhr jiebt et Abendbrot: det, wat von'n Mittag übrig bleibt, oder verschiedene Suppen, Reis-, Hafer-, Buchweizengrützsuppe u. s. w. Ooch Feldhühner un Wasserleichen (Kartoffeln und Häring). Det Essen is jut un ville, det kann man nich anders sagen. Manchem schmeckt's aber nich immer. Dann hält der Inspektor Andacht un denn wieder allens in den Versammlungssaal, wo jeder machen kann, wat er will: lachen, weenen, schreiben, erzählen, roochen u. s. w. Abends neun Uhr jeht's in de Klappe. Sonntag wird nich jearbeet't. Vormittags jeht et nach de Schmeichelwinde (Kirche). Die Katholischen halten im Hause Andacht. Nachmittags um Viere wird Kaffee jedrunken. Abends jiebt's Bier un Brot mit Speck, oder ooch Thee mit Butterbrot.

Sonntags nachmittags is jewöhnlich een fremder Prediger da. Der hält eene Predigt, denn werden Lieder gesungen; det dauert so eene Stunde. Aber wie jesagt, Sonntags kommen viele voll nach Hause, die haben in Friedrichsdorf Schnaps jekriecht und sich jehörig beschwiemelt; die machen dann Radau und müssen am nächsten Morjen wech. Der Inspektor hat seine liebe Not mit se. Et jiebt aber ooch solche, die halten aus, die schaffen sich jute Kluft an, die se da billig kriejen dhun. Und denn haben manche noch eenen Stamm von hundert Mark in de Tasche. Die meisten aber bleiben nich lange. Det Karren paßt se nich. In'n Sommer hält man's nich aus vor Jestank — un denn: det stille Leben!"

„Jeden Morgen und Abend wird in alle Kolonieen zur alljemeenen Erbauung eene Andacht jehalten," unterbrach Fein den Erzähler. „Reenlich und sauber jeht's ooch überall zu."

„Hier in Berlin da wurde det unter dem früheren Inspektor een bisken übertrieben," nahm Lustig das Wort, der schon drin gewesen war. „Alles mußte blitzblank und sauber sein; davor lungerten ooch zwanzig Kalfakters in de Kolonie rum, un nich weniger als zweiundvierzig Beamte un Kalfakter mußten unterhalten werden. Der Olle wollte trotzdem alles selber bestimmen und selber sehen. Aber hinter unsere Schiebungen is er doch nich jekommen, und wat seine Kreaturen waren, die Unterinspektors, die haben ihn übern Löffel balbiert, dat et man so krachte. Det Schlimmste in dieser Kolonie is, daß man monatelang drin sein kann, ohne wat zu verdienen. Kriegt man aber eene jute Arbeet in de Dischlerei oder beim Bürstenmacher, da macht man plus, sonst aber jeht's den meisten so, dat se minus machen."

„Bleib' mir doch mit's Latein'sche von'n Halse, Albert," rief ihm Lange zu. „Wat heeßt „minus machen"?"

„Det heeßt: Wenn de ehrlich deinen Dag wegarbeet'st un de Woche is um, da wird dir vorgerechent: Sie haben in der Woche fünf Mark vierzig Pfennige verdient! Fünf Mark und dreiundsechzig Pfennige haben Sie für Kost und Obdach, für Kranken= und Invalidengeld zu bezahlen; dann haben Sie zehn Pfennige für ein Hemd waschen und zehn Pfennige für einen Kamm zu bezahlen (oder für so wat, wat man sich kooft): macht fünf Mark dreiundachtzig Pfennige. Sie haben also dreiundvierzig Pfennige minus. Das sind Sie der Kolonie schuldig, und nu machen Se mal, dat Se fleißiger sind und aus de Schulden rauskommen, denn das is hier keine Faulenzer=kolonie, sondern eine Arbeiterkolonie. Verstehen Sie?"

Lustig hatte dabei den strengen, geschäftsmäßigen Ton eines Beamten nachgeahmt. Obwohl die Tischgesellschaft darüber in Heiterkeit ausbrach, herrschte doch eine gedrückte Stimmung am Tisch; denn die meisten Kunden hatten sich vorgenommen, morgen ihre Aufnahme in die Arbeiterkolonie nachzusuchen, und die Hoffnung, dadurch in die Höhe zu kommen, schwand ihnen bei der Erzählung Lustigs, der indessen noch zufügte: „Manche machen aber ooch drei bis vier Mark und mehr in de Woche übrig. Det sind die Dischler und solche. Die verdienen mit=unter ganz schön und können sich wieder ruffarbeeten."

Am andern Tage gegen Mittag erschien Karl Lange an der Thür der Arbeiterkolonie in der Reinickendorferstraße. Der Überweisungszettel der Schrippenkirche verschaffte ihm Einlaß und er wurde aufgenommen. Ein Gehilfe nahm ihn in Empfang und führte ihn ins Bad, in die „Brenne", wo sein Körper einem warmen Regen, seine Kleider einem halbstündigen Dampfbade ausgesetzt wurden. Nach der Reinigung übernahm ein Kalfaktor den Karl Lange und brachte ihn in die Tischlerei. Er beobachtete dabei eine weniger beamtenmäßige Zurückhaltung als der vorige,

und wendete in der Anrede statt des formellen „Sie" das trauliche „Du" der Kunden an.

„Wenn de etwa noch Draht hast oder eene Pulle, die kannst de mir anvertrau'n. Det eene könnte dir gestohlen werden, det andere is hier verboten."

„Jungeken!" sagte Karl Lange. „Ick hab' nix bei mir; aber ick werde von draußen wat kriegen." Lange hatte nämlich Hunger und wußte aus seiner Erfahrung beim Militär, daß man sich die Freundschaft solcher niederer Vorgesetzter, wenn nicht durch materielle Geschenke, so doch durch die Hoffnung auf solche erhalten müsse. „Laß man sind," sagte der Kalfaktor.

Das Mittagessen war schon vorüber. Lange erhielt deshalb eine Tasse Kaffee und Brot zur Stillung des Hungers. Bei der Mahlzeit fragte ihn ein Unterbeamter: „Soldat gewesen?"

„Jawohl! Unteroffizier! Ich hab' den Feldzug nach Frankreich mitgemacht."

„Na!" erwiderte der andere, „hat woll nich ville getoogt beim Kommis. Wollen sehen, wie's in der Tischlerei wird."

„Dir werd' ich's zeigen!" dachte Lange.

In der Tischlerei der Kolonie mit etwa fünfzig Hobelbänken werden, meist aus Brettern, die von alten Eierkisten gewonnen sind, allerlei andere Kisten gröberer und feinerer Sorte, für Käse, Chokolade u. dergl., gemacht. Lange hatte noch keinen Hobel in der Hand gehabt, wußte auch nicht, wie ein Eisen geschliffen wird. Dennoch sagte ihm der Obmann, dem er als Lehrling zugeteilt war:

„Sind mir zu schade zu dem ordinären Ramsch! müssen hobeln lernen! Hobelkisten machen! — is Geld dabei zu verdienen. Nu passen Sie auf: achtunddreißig Zentimeter lang, achtzehn Zentimeter hoch, vierzehn Zentimeter breit. Seitenteile und Böden, wie auch Deckel verleimt — sauber gehobelt:

Chokoladenkisten! Können mal vierundzwanzig Stück machen. Fünfundzwanzig Pfennige giebt's für's Stück. Halten Sich ran. Da drüben können Sie sich die Bretter aussuchen!"

Sprach's und verschwand!

Lange hatte diese Anweisungen wohl gehört, aber das Neue, das Eigentümliche seiner Lage bewirkte, daß er sich nicht klar war, wo er anfangen sollte, den ihm gegebenen Auftrag auszuführen.

Die Tischlerei A umfaßt das ganze Erdgeschoß eines eigens dazu eingerichteten Gebäudes. Darin befinden sich etwa achtundzwanzig Hobelbänke, die Bandsägemaschine, eine Drechselbank. Eine Treppe höher, in der Tischlerei B, sind ebensoviel Hobelbänke, ein Tisch für den Bildhauer und die Leimküche.

Als Karl Lange, der neue Ankömmling, um eben etwas zu thun, einen Hobel aus seinem Zeugrahmen nahm und ihn besah — er wollte auf seine Umgebung den Eindruck machen, als verstände er etwas von der Sache —, trat ein anscheinend sachverständiger Arbeiter in seinen Stand und fragte ihn: „Bist du Berliner?" In der Linken hielt der Fragende einen Ölstein und mit der Rechten zog er ein Schrubbhobeleisen ab.

„Nee!" sagte Lange; „ick bin nur naturalisierter Berliner. Aber warum denn?" Er war im Herzen froh, daß ihm endlich einer ein gewisses Interesse entgegenbrachte. Er hatte geglaubt, gemeinsames Elend bedinge auch ein gewisses Entgegenkommen. Hier aber war das Verhalten vieler Kolonisten zu einander kalt, ablehnend und, wie er später kennen lernte, egoistisch und heuchlerisch.

„Warst du nich drüben in der Sonne?" fragte der Kamerad weiter. Ah — Lange verstand ihn schon; der Mann hielt ihn für jemand, der im Zuchthause, in Sonnenburg gesessen. „Nee,"

sagte er, „soweit habe ick et doch noch nicht jebracht und sehne mir ooch nich im jeringsten danach.“

„Pst, hoppsa — Kunde — wat nich is, det kann noch werden. Mir is et an de Wieje ooch nich jesungen, un bin dazu jekommen, schneller, ville schneller als zum neuen Rock. Un wat is denn dabei los? Hier is et doch noch neunundneunzigmal schlechter als uff de schlecht'ste Zwangswinde.“

Genug, dieser Kolonist ließ an der Kolonie auch nicht ein gutes Haar. Karl zog ihn, einer plötzlichen Eingebung folgend, in seinen Stand und sagte zu ihm: „Höre, Kamerad, ick verstehe von dieser Arbeit, der ick zugeteilt bin, so ville wie jarnischt. Willst du mir helfen und mir sagen, wie und wo ick anfassen muß, um ins richtige Fahrwasser zu kommen? Ick habe noch so'n paar Verbindungen mit draußen und werde mir revanchieren.“ Der „Koller“ blickte dem Neuling ins Auge, als wollte er auf dem Grunde seiner Seele lesen. Dann trat er ihm einen Schritt näher und sagte: „Ick sehe, du bist ooch so een mit sich selbst zerfahrenes Menschenkind, dat von't Schicksal jetreten, moralischen Katzenjammer empfind't und hier die Rolle eenes reuigen, verlorenen Sohnes spielen möchte, um wieder hoch zu kommen. Jungeken, ick sage dir: die Welt is Schwindel!“

Der Mann mit dem Ölstein verstummte plötzlich und eilte an seinen Platz. „Der Olle kommt!“ flüsterte ein Nachbar. Nun hobelten und sägten alle, als ob jede Minute mit Gold aufgewogen werden sollte.

„Pst!“ ging's durch den langen Saal. Der Herr Inspektor trat in Begleitung einiger Herren und Damen in die Werkstatt und durchschritt mit der Gesellschaft langsam den Raum, während die Kolonisten eifrig arbeiteten. Hier und da wurde an den einzelnen eine Frage gerichtet.

Als die Herrschaften die Werkstatt wieder verlassen hatten, trat das „Rührt euch!“ wieder in Kraft, das heißt die Arbeit wurde nunmehr wieder mehr nachlässig und gemütlich betrieben.

„Was wollen denn die?“ fragte ein Kolonist, der nicht lange vorher in die Kolonie eingetreten war.

„Det sind Leute,“ erwiderte ein anderer, „die jedes Vergnüjen schon so genossen haben, det se keen'n Jefallen mehr dran finden. Die haben allens schon bis uff de Hefe ausjekost't; nu kommen se und seh'n sich jezähmte Verbrecher und Vagabunden an, um eene Zerstreuung zu haben.“

„Du malst et zu schwarz, Kleener,“ ließ sich ein dritter vernehmen. „Vielleicht sind's Wohlthäter oder Vorstandsherren, die sich die Kolonie mal ansehen wollen.“

„Nee! nee!“ hieß es im Kreise. „Gloob det nich! Aus Menschenliebe dhut heutzudage keener von de reiche Blase wat, höchstens noch aus Furcht vor de soziale Revolution oder aus Berechnung.“

Endlich schlug die Vesperglocke. Der Küchenkalfaktor kam und teilte Brot aus. Jeder erhielt eine dicke Schmalzstulle und von einem zweiten Kalfaktor einen Becher Kaffee. Mancher bekam deren auch zwei.

„Schiebung!“ sagten die andern heimlich.

Um sieben Uhr war Feierabend. Nachdem jeder seine Hobelbank und einige Arbeiter den ganzen Tischlereiraum gereinigt, ausgekehrt hatten, ging es zum Abendessen. Der Speisesaal mochte mit einem dazu gehörigen kleineren Nebensaale etwa zweihundertundfünfzig Personen fassen. Diese Säle, nebst einem daranstoßenden Lesesaal, bilden das Hochparterre des eigentlichen drei Stock hohen Hauptgebäudes. Im Keller befinden sich die Kochküche, die Waschküche, der Waschsaal und die Badeküche, einschließlich der dazugehörigen Reinigungsanstalt. Ein und

zwei Treppen hoch sind Schlafsäle. Der Boden dient als „Kammer" zur Aufbewahrung der sogenannten „guten Sachen" der Kolonisten, für Hauswäsche und als Geräteraum. Gegenüber diesem Hauptgebäude stehen die meist einstöckigen, baracken=artigen Gebäude für die verschiedenen Werkstätten: Strohflechterei, Bürstenmacherei, Hülsenfabrik und Tischlerei. Nur die Tischlerei ist ein zweistöckiges Haus; daran stößt ein ziemlich feuersicher gebauter Raum für fertige Kisten u. s. w. Der Hof zwischen den ebengenannten Gebäuden ist ein langes, nicht sehr breites Rechteck. Am oberen Ende, nach der Reinickendorferstraße zu, steht ein früher als Restaurant benütztes Gebäude. Im Erdgeschoß desselben befinden sich die Amtszimmer der Kolonie, im oberen Stockwerke die Wohnung des Inspektors. Der ehemalige Tanzsaal des früheren Restaurants ist zur Kapelle umgebaut und eingerichtet. Daran stößt noch ein einstöckiges Gebäude, in welchem sich noch ein Schlafsaal und die Krankenstube befinden; zwischen diesem und dem zuerst beschriebenen Hauptgebäude haben die Ökonomie, der Pferdestall und die Remise Platz gefunden.

Karl Lange lernte mit einigem Geschick, wenn auch mit vieler Mühe, das Kistenmachen. Aber er war der Arbeit ent=wöhnt; sein durch die Not und das unregelmäßige Leben aus=gemergelter Körper war bei der knapp ausreichenden Kost den Anstrengungen einer schweren, regelmäßigen Arbeit nicht recht gewachsen. So sehr er sich Mühe gab, und obwohl die ihm überwiesene Arbeit an sich eine der vorteilhaftesten war, so gelang es ihm doch nicht, viel „plus" zu machen, sondern sein Verdienst blieb manchmal hinter den geringen Sätzen, die die Kolonie als Vergütung für Obdach und Nahrung den Kolonisten berechnet, zurück. Er sah bald, daß er hier sich schwerlich einen Anzug und ein paar Mark Geld schaffen könnte, mit denen er dann wieder vor seine Frau treten wollte. In der Stille der Kolonie,

bei der Arbeit, die das Abweichen der Gedanken mitunter gestattete, kam ihm aber auch die Selbstbesinnung über sich und seine verlassene Familie und die Sehnsucht nach dieser wieder ins Herz, die durch die tägliche Sorge um Brot und Obdach und durch das wilde Kundenleben zurückgedrängt worden war.

Der Anstaltsseelsorger sprach ihm gut zu und stärkte ihm die Hoffnung, seine Frau bald wieder zu sehen.

Inzwischen blieb die Tagesordnung immer dieselbe. Die Abende wurden von den Kolonisten im Speise- und Lesesaal verbracht, wo sowohl Zeitungen, als auch gute Bücher für den Gebrauch bereit waren und eifrig studiert wurden. Mitunter entwickelte sich auch ein Gespräch, wobei, wenn gerade kein Vorgesetzter in der Nähe war, auch die Kolonie und deren Beamte scharf kritisiert wurden. Doch gab es auch einsichtige Leute, die die dargebotene Wohlthat einer Unterkunft, sowie den guten Willen des Vorstandes und der Beamten, den Kolonisten wirklich zu helfen, wohl anerkannten und auch die Schwierigkeiten berücksichtigten, die einer solchen Hilfe im Wege stehen.

Sechzehntes Kapitel.

Zu Hause.

In der Heimat Wilhelms wunderte man sich schon lange, daß gar keine Nachricht von ihm kam. „Er wollte schreiben, wenn's ihm gut geht," hieß es in der Werkstatt, „es muß ihm also nicht gut gehen." — „Das kann dem Kerl gar nich schaden, wenn ihm die Nägel ein bissel beschnitten werden," sagte ein Geselle. „Hier hat er immer den Großkootz gespielt."

Auch am Familientische des Herrn Vollrath wurde davon gesprochen. „Wie mag's nur dem Wilhelm gehen?" sagte eines Abends Lisbeth. „Es ist doch sonderbar, daß er gar nicht schreibt."

„Wird wohl seine Gründe dazu haben," erwiderte der Meister. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Wer so leichtsinnig seine Arbeit aufgiebt und so undankbar sich seinem Lehrherrn gegenüber benimmt, muß wohl auf Gottes Segen eine Weile verzichten. Vielleicht geht's ihm auch gut. Findet's bloß nicht nötig, zu schreiben."

„Aber an seine Mutter hat er doch auch noch keine Nachricht kommen lassen, seit November," bemerkte Lisbeth; „wir haben neulich miteinander gesprochen." — —

Voll banger Sorge saß die Mutter Wilhelms in ihrem Stübchen. Die Kammer des Sohnes stand leer und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Nicht einmal zu Weihnachten war eine Nachricht gekommen. In ihrer Unruhe ging Frau Rundstab einige Tage nach Weihnachten zu Herrn Vollrath und klagte ihm ihre Sorge:

„Daß er mich so schnell vergessen könnte, das habe ich nicht gedacht!“ sagte sie weinend, „er ist am Ende gar in schlechte Gesellschaft geraten!“

„Ist nicht gesagt,“ erwiderte Herr Vollrath tröstend. „Begreife aber auch nicht, warum er nicht schreibt. Vielleicht geht es ihm schlecht; vielleicht hat er keine Arbeit gefunden! Thut mir leid um ihn! Konnte ihn ganz gut gebrauchen. War gerade eingearbeitet auf unsere Ware. Die Gesellen, die hier zuwandern, gefallen mir nicht. Weiß wirklich nicht, was damals in den Jungen gefahren ist. Hatte es so gut und wurde wie ein Sohn gehalten. Habe es auch gar nicht so ungern gesehen, daß meine Tochter freundlich zu ihm war und daß die jungen Leute sich gegenseitig verstanden. Sie wissen, Frau Rundstab, mein Sohn studiert und ich habe bloß die eine Tochter. Man hätte ja — hm — man hätte ja nicht wissen können, wie es kommt — —! Jetzt warten Sie es nur ab. Ist noch nicht aller Tage Abend. Wird schon noch eine Nachricht von ihm kommen, und vielleicht ist die Sache auch gar nicht so schlimm, wie wir es uns jetzt denken!“ —

Als die gebeugte Mutter sich entfernt hatte, trat des Meisters liebliches Töchterchen Lisbeth mit einem Briefe in der Hand in die Wohnstube.

„Papa, sieh nur: ein Brief aus Berlin. Wie sonderbar! Der Verein „Dienst an Arbeitlosen“ steht als Absender darauf. Was mag das nur bedeuten?“ Zwei Briefe fielen Herrn Vollrath

aus dem Umschlage in die Hände. Der eine war von Wilhelm. Mit demütigen und bewegten Worten bat dieser um Verzeihung. Er teilte dem Meister mit, daß er schon seit Monaten sich in der äußersten Not befinde, und fragte an, ob ihn sein Lehrmeister nicht wieder annehmen möchte, dem er fortan ein treuer und bescheidener Arbeiter sein wolle. — Der andere Brief war von dem Vorstand des Vereins „Dienst an Arbeitlosen" und lautete:

„Sehr geehrter Herr!

Ihr früherer Geselle Wilhelm Rundstab befindet sich in hilfsbedürftigem Zustande hier in Berlin und hat die Fürsorge unseres Vereins in Anspruch genommen. Aus leicht erklärlichem, wenn auch falsch angewandtem Ehrgefühl hat er sich bis jetzt gescheut, wieder in die Heimat zurückzukehren, so lange es ihm schlecht geht. Es ist uns aber gelungen, den jungen Mann, der, wie es scheint, noch unverdorben ist, zu überzeugen, daß die Rückkehr in seine Vaterstadt das beste für ihn sei. Wir unterstützen deshalb seine Bitte um Wiederaufnahme bei Ihnen und fügen die weitere Bitte hinzu, ihm in diesem Falle auch das Reisegeld zu senden, da er völlig mittellos ist, und über seine jetzige Notlage gütigst Schweigen zu beobachten.

Mit vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit

Der Sekretär des Vereins „Dienst an Arbeitlosen"."

Es dauerte nicht lange, da kam auch Frau Rundstab wieder an. Sie hatte ebenfalls einen Brief erhalten.

„Sie nehmen ihn doch wieder, Herr Vollrath?" sagte sie nach dem halb freudig, halb schmerzlich erregten Austausch der ersten Mitteilungen.

„Muß mir das noch überlegen!" war die Antwort. „Wilhelm scheint in der That Manches erlebt zu haben, aber nicht viel Gutes!" — „Na, wissen Sie," sagte Herr Vollrath nach einer

Weile nachdenklich, „werde es doch wieder versuchen! Wird sich wohl die Hörner abgelaufen haben. Habe auch einen Brief von einem Verein gekriegt und werde dem das Reisegeld hinschicken!“

Mit herzlichem Danke entfernte sich die erfreute Mutter. Alle Sorgen waren wieder verschwunden, und das Bedauern mit der augenblicklichen Lage ihres Sohnes trat zurück vor der Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen und ihn bald wieder in geordneten Verhältnissen zu wissen.

Wenige Tage später traf Wilhelm ein. Von dem reichlichen Reisegeld hatte ihm auch noch ein ganzer Rock angeschafft werden können, so daß er nicht gerade abgerissen aussah. Tief gedemütigt, aber doch auch mit heller Freude trat er in das Stübchen der Mutter. Er war so erregt, daß er heftig schluchzte, und die Mutter empfing ihn mit Thränen.

„Ach wäre ich dir gefolgt!“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Du glaubst nicht, Muttelchen, was ich alles erlebt habe. Es ist mir so schlecht gegangen, daß ich dir gar nicht alles erzählen kann!“

„Die bitteren Erfahrungen hättest du dir sparen können, mein Sohn!“ sagte die Mutter und strich ihm zärtlich über die eingefallenen Backen. „Aber wenn du nur ehrlich und brav geblieben bist, Wilhelm, dann kann ja alles noch gut werden!“

Wilhelm errötete tief, was aber die Mutter in dem Halbdunkel des Zimmers nicht bemerkte.

„Muttelchen!“ sagte er, „es ist sehr schwer, ehrlich und brav zu bleiben, wenn man von allen Menschen verachtet wird, wenn man nichts zu essen hat und nicht weiß, wo man schlafen soll!“

„Und hier hattest du ein so schönes Bett und das stand leer,“ meinte die Mutter.

Frau Rundstab opferte nun ihren letzten Notgroschen und kleidete ihren Jungen neu ein.

„Wenn ich erst wieder Geld verdiene, gebe ich dir alles wieder!“ sagte Wilhelm und gab der Mutter einen Kuß; „aber so kann ich mich doch nicht sehen lassen, wie ich bin.“

Als die beiden am folgenden Tage, einem Sonntage, einen Besuch bei Vollraths machten, sah der schlanke Junge schon wieder ganz schmuck aus. Wenn auch die leidensvollen Wochen ihre Spuren auf seinem Gesicht hinterlassen hatten, so hatte er doch andererseits eine viel männlichere Erscheinung gewonnen. Er war gewachsen und breiter geworden.

Die Familie Vollrath saß gerade beim Nachmittagkaffee in der Wohnstube. Welch ein Wiedersehen! Wilhelm war zuerst keines Wortes mächtig; doch ermannte er sich, gab seinem Meister die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich wieder aufnehmen wollen!“ Herr Vollrath sah ihm ernst in das Gesicht. Er hatte ein Wort des Vorwurfs auf der Zunge, unterdrückte es aber beim Anblick des aufgeregten und augenscheinlich tief gedemütigten jungen Mannes. Diesem war es ordentlich sonderbar, nun wieder als ein geachteter Mensch unter anderen achtbaren Menschen dazustehen, und die unverfälschte Freundlichkeit und Herzlichkeit Frau Vollraths und Lisbeths setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit. Aber als ihm die Tochter des Hauses die Hand reichte, sah er ihr doch in die Augen und — fand, daß er hier in der Heimat wieder den alten Platz einnehmen durfte!! Bald hatte er die erste Befangenheit überwunden und es war ihm dann, als sei die traurige Vergangenheit nur ein Traum gewesen! Er hatte noch mehrere Besuche zu erledigen und entfernte sich bald wieder; denn am anderen Morgen sollte er ja gleich wieder in der Werkstatt stehen.

Lisbeth hatte in der Küche zu thun. Die Mutter aber blieb noch länger da, und es entwickelte sich ein längeres Gespräch zwischen ihr und Herrn Vollrath, wobei die Erlebnisse des jungen Mannes eingehend besprochen wurden.

„Hätte nicht gedacht," sagte der Meister, „daß es so schwer ist, Arbeit zu finden; denn daß der Junge wirklich Arbeit *gesucht* hat, das traue ich ihm zu. Fleißig und arbeitsam ist er immer gewesen. Es ist geradezu lächerlich, *den* wegen Arbeitscheu einsperren zu wollen! Aber was er von seinen Wanderkollegen erzählt und von dem Umgange, den er unter den Arbeitlosen gehabt hat, das giebt mir viel zu denken. Mag sein, daß er jetzt noch unverdorben ist, aber noch wenige Wochen in diesem Zustande und — er hätte müssen moralisch untergehen!"

„Ich fürchte fast," meinte Frau Rundstab, „daß er mir noch nicht alles erzählt hat. Er hat noch etwas hinter sich."

„Lassen Sie nur, Frau Rundstab. Er wird sich schon wiederfinden!" beruhigte der verständige Meister die Frau. „Ist kein Wunder, wenn er'n bißchen aus dem Gleichgewicht gekommen ist. Danken Sie Gott, daß er noch die Möglichkeit gehabt hat, wieder hierher zurückzukehren!" — — — — — — — — —

Wilhelm arbeitete nun mit verdoppeltem Fleiß und mit um so größerer Treue in der Werkstatt des Herrn Vollrath. Es gelang ihm bald, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen und je länger, je mehr das Vertrauen seines Meisters wieder zu erwerben. Die anfangs nur schüchtern gemachten Versuche, wieder Umgang mit der Familie Vollrath zu haben, wurden nach und nach häufiger, und auch mit Lisbeth kam er in immer freundlicheren Verkehr. Sie sei „sein guter Engel" gewesen, sagte er ihr einmal.

In der Werkstatt fehlte es freilich anfangs nicht an Sticheleien seitens der Gesellen. Aber Wilhelm ertrug auch das als etwas Unvermeidliches und entwaffnete den Spott der Kameraden bald durch sein bescheidenes und freundliches Wesen, welches gegen seinen früheren Hochmut und sein ehemals allzu stark entwickeltes Selbstbewußtsein vorteilhaft abstach. Auch als ihn einmal ein Kollege an einem schönen Frühlingsabend im Garten des Meisters mit Lisbeth zusammen promenieren sah und ihn dieserhalb in der Werkstatt aufzog, hatte er nur ein freundliches Lächeln dafür, und seine Mienen zeugten von stillem Glück, das ihm die anderen nicht stören konnten.

„Ich hab' auf der Walze schweres Lehrgeld gezahlt,“ sagte er. „Ich rate meinem ärgsten Feinde nicht, ohne sichere Aussicht auf Arbeit seine Stelle aufzugeben. Am schlimmsten war's aber in Berlin. Ohne Geld dort ein ordentlicher Mensch zu bleiben, ist fast unmöglich. Von jetzt an geh' ich nach dem Sprichwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Denn in der Fremde wird man nicht bloß arbeitlos, man wird auch heimatlos und obdachlos, und was das Schlimmste ist: gottlos.“

* * *

Frau Lange stand wieder in ihrer Stube am Waschfaß und zerrieb sich die Hände an der Wäsche. Es war aber nicht mehr die alte, helle, freundliche Wohnung, sondern eine dunkle, feuchte Stube im Keller einer hohen Mietskaserne. Nachdem der Mann seine Frau verlassen hatte, waren Tage, Wochen und Monate vergangen in immer bangerer Sorge, ob der im Zorn Entwichene wiederkehren würde. Zuletzt hatte Frau Lange, der Not gehorchend, ihre Wohnung aufgegeben und in einem Nachbarhause die Portierstelle, die Hausreinigung und Aufwartung bei der Wirtin übernommen. Sie erhielt dafür außer freier Wohnung und dem

übrig gebliebenen Essen noch zehn Mark monatlich und half sich so mit einigen Waschtagen im Monat ganz gut durch.

Die Wirtin, eine rundliche, behäbige Frau, trat eben herein, um Frau Lange einige Aufträge zu geben. Sie brachte eine verdeckte, mit Speisen gefüllte Schüssel mit, die sie auf den Tisch stellte. „Von Ihrem Manne haben Sie woll noch immer nichts gehört?“ fragte sie.

„Noch immer nich!“ seufzte Frau Lange. „Nee, was den von mir weggetrieben hat! Und nu is et schon über een Jahr und ich hab' noch nischt von ihm gehört.“

„Na, weenen Se man nich,“ meinte die Wirtin. „Sie haben ja Ihr Auskommen. Um so eenen schlechten Kerl müssen Sie sich gar nich kümmern. Een Mann, der seine Frau verläßt, is gar keen Mann. Seien Se froh, daß er nich wiederkommt. Denn wenn Se den wieder bei sich uffnehmen dhäten, da wär's mit uns alle, da könnten Se gleich wieder ziehen.“

Die Wirtin ging, Frau Lange in sehr gedrückter Stimmung zurücklassend. Dann trat die Schmidten in die düstere Stube. Die geschwätzige Frau erzählte wieder die ganze Personalchronik der Nachbarschaft. „Denken Se sich, Frau Langen, jetzt is der Helbig, der acht Jahre lang bei Freund & Comp. gearbeitet hat, nu ooch entlassen.“

„So? Hat denn Ihr Mann wieder Arbeit?“

„Nee! Denken Se sich, der bummelt nu ooch schon wieder een janzes Vierteljahr. Wir haben schon alles versetzen müssen.“

„Und damals haben Se mich gegen meinen Mann verhetzt, als ob er nich arbeiten wollte.“

„Ja, jetzt sind die Zeiten ooch schlechter geworden seit damals, det können Se glooben, Frau Langen! Haben Se immer noch nischt von Ihrem Manne gehört?“

„Noch immer nischt!“

„Det is doch merkwürdig. Wissen Se denn schon, daß der Dischler Schwarz nu ooch wieder da is? Er hatte in Breslau wat gesucht, aber er fand nischt. Die Leute stecken nu ooch schon in Schulden bis über die Ohren. Der is schon vier Monate ohne Arbeet."

Frau Lange war froh, als die Schwätzerin endlich ihre Wohnung verließ. Sie bereute es, damals so viel auf die Redereien der Leute gegeben zu haben. Sie empfand eine aufrichtige Sehnsucht nach ihrem Manne, den sie um so mehr liebte, je weniger sie es ihm zu erkennen gegeben hatte.

Es klopfte.

„Herein!"

„Guten Tag, Frau Lange!" sagte der hereintretende Schuhmacher Stiel eilig. „Erschrecken Sie nich! Ihr Mann sitzt nebenan bei Timm in der Destille und wart't uff Sie."

„Herr Gott!" schrie die Frau auf. Sie warf sich schnell ein Tuch um, band die nasse Schürze ab und eine trockene um, und lief, wie sie sonst ging und stand, ihrem Manne entgegen. Sie traf ihn in erwartungsvoller, immer noch bekümmerter Haltung und Stimmung. Seine Kleidung war abgerissen; sein Gesicht war fahl und eingefallen, sein struppiger Bart seit lange nicht rasiert. Der völlige Mangel an Mitteln und an Mut sprach aus seinem ganzen Äußern.

Er erschrak förmlich, als seine Frau so plötzlich neben ihm stand. „Anna!" sagte er zu ihr.

Sie hielt sich nicht lange mit der Vorrede auf. Vor den fremden Leuten konnte sie ihm nichts sagen. „Komm rum! ich muß mit dir reden," raunte sie ihm zu.

Mit nur geringer Hoffnung auf Aussöhnung war Lange hergekommen. Die Sehnsucht nach seiner Frau, nach einem Familienleben, nach einem Obdach hatte ihn hergetrieben und ihn

die bittere Scham, immer noch nicht in die Höhe gekommen zu sein, überwinden lassen. Jetzt fing er an, auf eine Versöhnung und Wiedervereinigung zu hoffen.

Als die beiden Eheleute die dunkle dumpfe Kellerstube, deren Fenster nach dem Hofe gingen, betreten hatten, machte Frau Lange ihrem untreuen Gatten die größten Vorwürfe.

„Warum rennst de denn weg, wie nich gescheit? Warum läßt de denn een janzet Jahr nischt von dir hören?“

„Du hast et ja selber jesagt, et jinge nich länger mit mir ohne Arbeit!“

„Ja! und wat hast de nu? Halb verhungert und abgerissen kommst de wieder. Ick muß mich schämen!“

Das war dasselbe Wort, das ihn vor Jahresfrist in die Fremde getrieben hatte. Das erbitterte ihn auch jetzt wieder. „Wenn du mir weiter nischt sagen willst, hätt'st de mich nich rufen sollen!“ sagte er hart.

Da fing Frau Lange an zu weinen. „Ach! ich will dir ja noch wat anders sagen! Warum läßt du mich so lange alleene? Ich will mich an das Gerede der Leute ooch gar nich mehr kehren! Komm, Männe! hier is noch een bisken Essen und Fleesch von de Wirtin. Da iß dir doch erst mal ord'ntlich satt. — — Ich koch' dir ooch gleich een'n Kaffee.“ —

„Kann ich nu wieder bei dir bleiben, Anna?“ fragte Karl, nachdem er sich gesättigt hatte.

„Ach nee, Männe, ach, dat jeht ja nich! Denk' dir bloß, die Wirtin, wo ich hier die Hausreinigung und die Aufwartestelle habe — ich kriege monatlich zehn Mark davor und freie Wohnung — die hat erst heut gesagt: Wenn du kämst, dann müßte ich hier raus! Und ich jinge ja janz jerne, aber dat jeht doch bloß, wenn du wieder eene Stelle hast. Wenn wir alle beede nischt haben, da müssen wir doch zu Jrunde jeh'n.“

„Da hast de recht, Anna!“ sagte Karl und sah nachdenklich vor sich hin. „Da steh'n wir also wieder uff demselben Standpunkt, uff dem Stantus — kwoante (status quo ante), wie die Lateiner sagen. Ick will also sehen, wo ick eene Stelle kriege. Ick bin vor Verzweiflung schon in de Arbeeterkolonie jewesen, aber ick machte dort immer „minus“, dat heeßt Schulden, anstatt wat zu verdienen, weil ick die Arbeet nich verstand, und da hab' ick nach vier Wochen dat Ding wieder hinjeschmissen. Wenn ick mich da hätte ruffarbeeten sollen, hätte ick een halbet Jahr jebraucht.“

„Ja! ja! such' dir nu Arbeet, Männe! Thu' mir die Liebe! Wenn de dann kommst und du hast Arbeet und du hast een'n janzen Rock, denn wohnst de wieder hier bei mir.“

„Und de Wirtin?“

„Der sag' ick bloß: du bist mein Mann, und wenn's ihr nich recht is, denn zieh' ick.“

„Also jut und manchmal komme ich her.“

„Ja, komm' so abends in de Dunkelstunde.“

„Adjee!“

„Leb' wohl!“

Fast eine Woche lang kam Lange jeden Abend regelmäßig zu seiner Frau. Vorsichtig schlich er sich durch den Hausflur und vermied sorgfältig die Begegnung mit anderen Hausbewohnern. Die Frau gab ihm zu essen und steckte ihm auch manchmal ein paar Groschen zu. Mit Fiebereifer ging Lange täglich auf die Suche nach Arbeit. Er fragte in allen Fabriken, in denen er früher gearbeitet hatte — vergebens! in allen Gesindevermietungsbüreaus meldete er sich — umsonst! Das nachmittags mit dem Arbeitsmarkt erscheinende „Intelligenzblatt“ verschlang er förmlich, als einer der ersten um eine passende Stelle suchend — vergebens! Auch im „Lokalanzeiger“, der nachmittags

gratis ausgegeben wurde, stand nichts für ihn, oder er bekam doch die darin angezeigten Stellen nicht. Im Centralarbeitsnachweis opferte er fünfundzwanzig Pfennige Einschreibegebühren: alles vergebens!

Schon begann er wieder ganz mutlos zu werden und wieder zu sinken. Grübelnd lag er eines Abends auf seiner Pritsche im Asyl und dachte über sein Schicksal nach. Als ihm dann der Kopf zu schmerzen anfing, erinnerte er sich seiner Kindheit und in Fortsetzung des Gedankenganges an den lieben Gott. Und da hat er seit langer Zeit zum erstenmal wieder um Hilfe gebetet und Gott gelobt, sich würdig zu weisen, wenn's ihm wieder gut ginge.

Ohne jede Hoffnung betrat er am Nachmittag des folgenden Tages das Büreau einer größeren Baufirma in Moabit. Es war Ende Februar. Die Witterung war nach strengem Winter wieder milde geworden. „Haben Sie schon als Steinträger gearbeitet?“ wurde er gefragt. „Jawohl! vor einigen Jahren!“ „Dann können Sie morgen antreten. Lassen Sie sich dort am andern Pult einschreiben.“

Als wenn sich die Welt um ihn drehte, so war es dem Karl Lange. Es wurde ihm schwindlig vor Freude. Er mußte an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen. Kaum war er aber draußen, da sprang der Vierzigjährige übermütig die Stufen hinab wie ein Knabe. Vor Freude hätte er beinahe „Hurra!“ gerufen. Die Leute hielten ihn für betrunken. Wer ihm aber von vorn ins Gesicht sah, der erblickte ein überglückliches Menschenkind.

Es regnete. Lange merkte es nicht. Er sprang mehr als er ging zu seiner Frau, die ebenfalls in Moabit wohnte. Nicht mehr stahl er sich schleichend durch den Hof, nicht mehr mied er die Nachbarn. Fast herausfordernd hob er das Haupt und

kümmerte sich wenig um die schwatzenden Frauen im Hausflur, die ihm verwundert nachsahen.

Frau Lange erschrak zuerst. „Nanu! wie kannst de denn jetzt kommen?“ fragte sie.

„Sei ruhig, Weib, ich hab' Arbeit!“ rief Karl und umarmte sein Weib.

„Wo denn, Männe? Du bringst mir ja um!“ sagte sie, lachend sich losmachend.

„Hier in Moabit bei Krüger & Comp. als Steinträger.“

„Wirst de da nich zu schwach sein?“

„Nu ja! ick bin een bisken runter! aber's schad't nischt, Olle! ick wag's. Ick muß jut essen, dann werden die Kräfte schon wieder kommen.“

„Was werden wir denn nu machen?“ fragte die Frau, nachdem der erste Freudenrausch vorbei war.

„Vorläufig bleibt's beim Alten!“ sagte er. „Du behältst deine Stelle und ick miete mir 'ne Schlafstelle. Wenn ick mir dann eene neue Kluft geschafft und die Umzugskosten zurückgelegt hab', dann ziehen wir!“

„Dann zieh'n wir wieder zusammen, Männe! Wie freue ich mich drauf!“ —

Lange ging.

Bald kamen zwei Nachbarfrauen und brachten das Gespräch auf den Mann.

„Uff den lass' ich nischt kommen!“ sagte Frau Lange. „Das is een janz juter Kerl!“

„Na, er is Ihnen doch wechjeloofen! Lassen Se sich mit dem nich wieder in! Jetzt leben Se in juten Verhältnissen, Frau Langen. Jeben Se Ihre Stelle nich uff! Eenem Manne, der Se treulos verlassen hat, dem dürfen Se sich nich wieder anvertrauen!“

„Ach wat!“ sagte Frau Lange. „Ich jeb' uff den janzen Klatsch nischt mehr. Ich weeß alleene, wat ich zu thun habe. Mein Mann hat wieder Arbeet!“

Er hatte wieder Arbeit, und damit war er plötzlich aus einem Kunden, einem Stromer wieder zum Menschen geworden. Der Gedanke an sein Weib und ein gewisser guter innerer Kern, sowie seine Lebenserfahrung hatten ihn vor völligem Versinken bewahrt. Nicht mehr war er obdach= und heimatlos, sondern wieder ein Bürger und Einwohner. Hinter ihm lag ein schweres Jahr. Schwer war auch die Arbeit als Steinträger, und manch=mal drohte er darunter zusammenzubrechen; aber kräftige Kost und guter Mut machten ihn stark, und bei dem hohen Lohn dauerte es nicht allzulange, da konnte er als ein anständig gekleideter Mensch vor seine Frau hintreten und ihr eine erübrigte kleine Summe Geldes einhändigen. Schon vorher hatte sie ihre Stelle und ihre Wohnung gekündigt. Jetzt zogen sie zusammen und jeden Mittag brachte Frau Lange ihrem Manne das Essen auf den Bau.

Und wenn sie auf das schlimme vergangene Jahr zu sprechen kamen, sagte die Frau: „Ich hab' dir damals doch unrecht ge=than, Männe!“ und er erwiderte: „Laß gut sein, Olle! wir haben uns nischt vorzuschmeißen! Wir wollen nie wieder treulos gegen einander sein und, will's Gott, ich auch nie wieder obdachlos.“ —

Siebzehntes Kapitel.

Schluß.

Die Fürsorge für die Arbeitlosen steht jetzt allgemein auf der Tagesordnung.

Während die einen die Hungernden in großen Versammlungen mit Reden und Resolutionen füttern, um sie für ihre Parteizwecke zu brauchen, meinen andere durch gedankenloses Almosengeben den Notleidenden zu helfen, unterstützen dadurch gleichzeitig die Arbeitscheuen und das Gesindel in seiner Trägheit und versetzen die jungen Wanderer in den Wahn, daß es bequemer sei zu betteln, als zu arbeiten. Daneben ist eine große Zahl von Vereinen, Innungen, Arbeitnachweisen, sowie auch Gewerbetreibenden bemüht, den Suchenden Stellen zu vermitteln. Das ist eine sehr segensreiche Thätigkeit. Indes ist Arbeitvermittelung noch nicht Arbeitschaffung, und diese darf über jener nicht vergessen werden. Wieder andere Vereine und Gesellschaften, namentlich solche der inneren Mission, suchen die Unterstützung der Arbeitlosen zu organisieren und sind bestrebt, mit den dargereichten Gaben auch eine innere Einwirkung, eine Erziehung der Hilfsbedürftigen, eine Anregung zur Selbsterkenntnis, zur Umkehr und Einkehr zu verbinden. Das scheint mir die beste

Art der Unterstützung, namentlich wenn sie mit Gewährung von Arbeit verbunden ist. Doch reicht sie dem Massenelend gegenüber nicht aus.

Wir haben es hier im Hinblick sowohl auf das gedankenlose, als auf das organisierte Almosengeben nur mit den Almosenempfängern, mit den Bettlern, den notleidenden wie den arbeitscheuen, zu thun. Ich scheide von vornherein die seßhafte, die wirkliche, dauernde Armut der Witwen und Waisen, der Krüppel, Kranken und Siechen aus. Solche sind immer vorhanden gewesen und werden immer vorhanden sein. Die Landarmenverbände, die Kommunen, die Kirchgemeinden, die Gutsbezirke und andere gesetzlich zur Hilfe verpflichtete Faktoren haben mit dieser Erscheinung zu rechnen, die Armen planmäßig zu unterstützen und die Armut zu bekämpfen. Hier soll nicht diese chronische, sondern eine akute Krankheitserscheinung am Volkskörper zur Betrachtung gezogen werden: die immer vorhandene, aber doch zuweilen und gerade jetzt mehr auffallende Not, die durch die Arbeitlosigkeit arbeitfähiger Männer erzeugt wird. Ein solcher Notstand ist unstreitig im Lande, am stärksten wohl in Berlin vorhanden — am stärksten hier, weil hier die Zahl der Arbeitlosen durch Zuzug von außerhalb am meisten vermehrt wird, weil die industriellen Arbeiter am häufigsten Krisen, längeren Arbeitsunterbrechungen ausgesetzt sind, und weil auch die ländlichen Arbeiter bei Arbeitsunterbrechungen im Lande gern ihre Schritte nach der Hauptstadt lenken, in der Hoffnung: hier Arbeit, im schlimmsten Falle ein Unterkommen im Asyl, in der Wärmehalle u. s. w. zu finden.

Um Weihnachten, im Januar und Februar treffen die meisten Umstände zusammen, die zur Arbeitlosigkeit führen. Die Bauarbeiter, namentlich die Zimmerer und Maurer, haben im Winter kurze Arbeitstage. Bei Frostwetter hört ihre Arbeit ganz auf.

Die Bauthätigkeit ist geringer und ruht an vielen Stellen ganz, abgesehen davon, daß sie in Berlin überhaupt jetzt in einer allgemeinen Abnahme begriffen zu sein scheint. Die Modewaren-, die Bekleidungsindustrieen, Mäntelfabriken und viele andere damit zusammenhängende Betriebe haben ihre „Saison", vom Herbst bis Weihnachten und vom März bis Juni. Im Januar und Februar, sowie im Hochsommer liegen sie brach, oder arbeiten mit geringeren Kräften. Die Galanterieindustrie, in der hunderttausende von Handwerkern: Lederarbeiter, Tischler, Bildhauer, Drechsler, Papierarbeiter u. s. w., für den Export berechnete Artikel in ungeheurem Umfange anfertigen, haben vom Sommer bis kurz vor Weihnachten meist sehr stark zu thun. Mitten im Dezember hört die Nachfrage mit einem Male auf und vielleicht die Hälfte der Arbeiter wird brotlos für einige Zeit. — Vor etwa zwölf Jahren wurde eine Lohnstatistik unter den Mitgliedern des Fachvereins der Drechsler veranstaltet, deren Ergebnisse bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden sind. Von 230 Gesellen meldeten damals 103 zusammen 783 Wochen Arbeitlosigkeit im Jahre an. Dies macht auf jeden Gesellen ungefähr durchschnittlich $7^1/_2$ Wochen, und wenn man den damals gleichfalls ermittelten Durchschnittslohn zu Grunde legt, einen Ausfall von rund 14 000 Mark für diese Gesellen in einem Jahre. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß an der Vereinsthätigkeit eines Fachvereins meist nur die bessergestellten und die verständigeren Arbeiter teilnehmen; denn einerseits ist das Vereinsleben mit Kosten verknüpft, und andererseits finden die weniger geweckten Elemente unter den Arbeitern am Vereinsleben keinen Geschmack, sondern ziehen meist das einfache Kneipenleben vor. Seitdem haben sich die Verhältnisse noch verschlimmert. Man darf dieses Resultat daher verallgemeinern, ohne an die Wirklichkeit heranzureichen, und so kommen, gering gerechnet,

auf jeden Arbeiter oder Handwerksgesellen im Jahre mindestens sieben Wochen Arbeitlosigkeit, die sich natürlich sehr ungleich verteilt. Einzelne der Gesellen hatten bis zu einundzwanzig Wochen Arbeitlosigkeit in einem Jahre angemeldet, und doch gehörten auch sie noch nicht zu den heruntergekommenen, obdachlosen, sondern zu den Arbeitern, die auf die Achtung ihrer Nebenmenschen noch Anspruch machen. — Die Gärtner, Landarbeiter, Rohrleger, die Leute, die im Sommer mit der Pflasterung der Straßen beschäftigt sind, und viele andere sind durch die winterliche Witterung an der Ausübung ihres Berufes verhindert. Hierbei ist noch gar nicht auf die Krisen des Weltmarktes Rücksicht genommen, auf die Lahmlegung der Gütererzeugung durch politische und andere Ereignisse, durch ungünstige Handelsverträge, durch die Absperrung der Grenzen konsumfähiger Länder (Amerika, Rußland u. s. w.), wodurch ja ebenfalls unbestrittenerweise zuweilen plötzlich hunderttausende von Arbeitern brotlos werden. Ebensowenig ist hier der Ort zu Erwägungen darüber, wie stark die Verbrauchsfähigkeit und Kaufkraft der Landbevölkerung durch ihre geringeren Einnahmen beeinträchtigt wird, und wie dies auf die Arbeitlosigkeit der Städter zurückwirkt. Der Einwand, daß auf dem Lande Arbeiter gesucht werden, während solche lieber arbeitlos in den Städten herumlungern, ist nur in sehr beschränktem Maße berechtigt und trifft den Kern der Sache nicht. Das Land verlangt gelernte, qualifizierte Landarbeiter, nicht industrielle Überzählige; es beschäftigt seine Leute auch nur im Sommer und bewirkt für den Winter daher keine Abnahme der Arbeitlosigkeit. Ein arbeitloser Schuhmacher, Schneider, Tischler oder Mechaniker, ein stellenloser Kaufmann oder Schreiber ist nicht ohne weiteres zur Landarbeit geschickt; er kann weder mit Pferden, noch mit Schweinen, noch mit Kühen, noch mit dem Spaten oder dem Pfluge umgehen,

und selbst für die einfachsten Arbeiten auf dem Lande wird er nicht gewünscht, wenn er nicht für einen Hungerlohn arbeitet. Angesichts dieser Thatsachen kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Zahl der Arbeitlosen erschreckend groß und in bestimmten Monaten gerade in Berlin ungemein gesteigert ist, daß sie sich im ganzen Lande auf Hunderttausende beläuft. —

Indes, auch nicht alle von diesen Arbeitlosen leiden wirklich Not. Ein vorsichtiger, fleißiger Handwerksgeselle rechnet mit solchen trüben Zeiten, mit solchen regelmäßigen Unterbrechungen von vornherein. Und wenn auch nur wenige so viel Spannkraft und so viel Verdienst haben mögen, um ausreichend bares Geld für die „tote Saison" zurückzulegen, so haben sie sich doch meist mehr oder weniger entbehrliche Sachen, Kleider, Möbel, Schmuckstücke u. s. w. angeschafft, die immerhin ein gewisses Sicherheitsventil für die Zeit der Arbeitlosigkeit bieten und die in diesen Tagen ins Pfandhaus oder zum Händler wandern. Das ist freilich auch ein wirtschaftlicher Notstand. Andere Arbeitlose sind in der Lage, von glücklicheren Kollegen, oder von Eltern, Verwandten, von Brüdern und Geschwistern, auch von Wirten und Wirtinnen Kredit zu erhalten. Auch sie sind daher, so lange der Kredit währt, noch nicht in wirklicher Not. Diese Not, die zum Hungern und zum Betteln zwingt, beginnt erst, wenn alle andern Hilfsmittel erschöpft sind, wenn der Kredit versagt, wenn nichts mehr zum Verkaufen und Versetzen vorhanden ist. Bei anhaltender Arbeitlosigkeit hat schließlich die Geduld des nachsichtigsten Kreditgebers und der freundlichsten Wirtin ein Ende. Auch der meist selbst in bedrängten Umständen lebende Vater oder Bruder des Arbeitlosen muß eines Tages endgiltig seine weitere Unterstützung versagen. Damit tritt der kritische Zeitpunkt ein, wo der Arbeitlose zugleich obdachlos wird, und erst mit diesem Zeitpunkte, erst

wenn er auf der Straße liegt, tritt der Arbeitlose sozusagen in die Öffentlichkeit und wird damit zu der Erscheinung in der sozialen Welt, mit der wir es hier zu thun haben. Das Aufgeben der festen Wohnung, war es auch die erbärmlichste Schlafstelle, stempelt den Menschen in den Augen sehr vieler zum Bummler, zum Vagabunden, mag er nun daran schuld sein oder nicht, mag er sonst ordentlich und arbeitwillig sein oder nicht.

Einem in Not Geratenen kann man zunächst nicht ansehen, ob er mit Eifer Arbeit und Beschäftigung gesucht hat, oder ob er nicht arbeiten will. Es genügt für unsere Betrachtung der Umstand, daß jährlich tausende arbeitlustiger Arbeiter mangels ausreichender Arbeit in die gleiche Verdammnis geraten, wie die, die etwa aus Leichtsinn oder aus Faulheit, aus ungezügeltem Freiheitsdrang oder aus Hang zum Herumstreichen in Not, in Obdachlosigkeit gekommen sind.

Der einmal obdachlos gewordene Mensch, der aller Hilfsmittel beraubt, dem Hunger preisgegeben ist, wird sich nur bei allerstärkster Willenskraft und bei außerordentlich ausgebildetem Ehrgefühl des Bettelns und des Trunkes enthalten können. In den meisten Fällen wird er, wenn er immer noch keine Arbeit findet, zum Betteln gezwungen sein. Er wird zunächst, wenn er in Berlin ist, das Asyl aufsuchen — sei es das städtische, sei es das Vereinsasyl. Er ist, wenn er nicht in Berlin war, gerade im Hinblick auf diese Asyle und auf die vorhandenen Wärmehallen nach Berlin gekommen. Denn hier ist er dann für einige Tage doch wenigstens vor der grimmigsten Winterkälte und auch vor dem schlimmsten Hunger geschützt, da er ja im städtischen und im Vereinsasyl seine Morgen- und Abendmahlzeit erhält. Im strengen Winter 1892/93 hat auch die Herberge zur Heimat in der Oranienstraße ihren Gästen

täglich abends eine Suppe unentgeltlich verabreicht und sogar jedem Handwerksburschen, der den Sonntagsgottesdienst des Evangelischen Vereins besuchte, ein Mittagessen geschenkt.

Ein anderer Grund, daß gerade gänzlich mittellose Leute die Hauptstadt mit Vorliebe aufsuchen, liegt in der Menge der Leidensgenossen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Aus der großen Zahl der Mitleidenden leitet der Obdachlose eine gewisse Beschwichtigung seines eigenen Gefühls her. Was ihm in seiner Heimat oder auch nur in einer kleinen Stadt, wo er leicht bekannt werden kann, eine Schande dünken würde, erscheint ihm in Berlin nicht so sehr als solche, weil er sich hier kaum noch als Einzelwesen, sondern mehr als unbedeutender und unbeachteter Teil einer Menge fühlt.

Wieviel Bettler es in Berlin giebt, wieviel auf der Landstraße? das wird sich schwerlich jemals durch Statistik genau feststellen lassen. Auch die Polizei weiß es nicht. Nur verhältnismäßig wenige Bettler werden aufgegriffen, und der Begriff der Arbeitscheu wird viel zu mechanisch aufgefaßt, als daß die Zahl der als arbeitscheu dem Polizeirichter Überwiesenen und vom Schöffengericht Verurteilten irgendwie für die Zahl der wirklich vorhandenen Arbeitscheuen maßgebend sein könnte. Wer dabei erwischt wird, daß er mehr als fünfmal in einem Monat das Asyl benützt, wird als arbeitscheu bestraft, wenn er nicht das Gegenteil nachweisen kann, erleidet aber selbst in diesem Falle eine wochenlange Untersuchungshaft. Rückfällige kommen dann auch wohl nach dem Arbeitshaus. Die Menge der in Berlin jährlich sistierten 20000 bis 30000 Bettler giebt gar keinen Anhalt, da unter diesen viele Personen zwei und mehrmals aufgegriffen worden sind. Eine bestimmtere Ziffer erreicht man, wenn man bedenkt, daß im städtischen Asyl und im Vereinsasyl zu gleicher Zeit, in ein und derselben Nacht bis

zu 4000 Menschen genächtigt haben. Da dort lange nicht alle Platz finden und viele Obdachlose gleichzeitig im Gefängnis, in den Pennen, Neubauten und an allen möglichen anderen Orten sich befinden, so kann man deren Zahl im Winter in Berlin selbst auf 6000, vielleicht auch auf 10000 schätzen. In einer Zeitungsnotiz wurde die Zahl für Berlin mit 2500 bezeichnet, der Durchschnittsertrag der Bettelei auf 1,30 Mark pro Mann und Tag, auf 1200000 Mark pro Jahr berechnet und mit dem Ertrag der Bettelbriefe auf anderthalb Millionen angegeben. Das Doppelte dürfte noch nicht ausreichen.

Ebenso unsicher ist die Schätzung der Zahl der völlig mittellosen Arbeiter im Reiche. Früher hat man im allgemeinen angenommen, daß ihrer 200000 bis 300000 seien. Diese Meinung hat sich als wenig begründet erwiesen, obwohl sie nicht gerade direkt widerlegt ist. Einen gewissen Aufschluß giebt die im Jahre 1890 in der Nacht vom 15. zum 16. Dezember vom deutschen Herbergsverein veranstaltete Zählung der in den Verpflegungsstationen nächtigenden Wanderer. In 951 Stationen in Preußen fanden während jener Nacht 5516 mittellose Wanderer ein Unterkommen. In 1957 Stationen im Reiche (einschließlich Preußen) wurden während derselben Nacht 9216 mittellose Wanderer beherbergt. Es sind aber nicht überall Vereinsstationen angelegt, und die Mehrzahl auch der mittellosen Wanderer sucht die Stationen nicht auf, so daß die erzielte Ziffer bei weitem nicht ausreichen dürfte. Vielmehr wird man der Schätzung des Geheimen Oberregierungsrates von Massow, des Dezernenten der beteiligten Vereine für das Stationswesen, beitreten dürfen, wonach etwa 64000 Wanderbettler in Deutschland vorhanden sind, wohlgemerkt ohne Berlin, das in dieser Schätzung nicht mit einbegriffen ist. Die Möglichkeit, daß dennoch 200000 oder mehr Obdachlose das Deutsche Reich unsicher machen, ist damit

nicht ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich gemacht. Nimmt man aber als wirkliche Zahl 100 000 Obdachlose und beziffert deren tägliche Durchschnittseinnahme durch Bettelei, nach den Ermittelungen anderer, auf zwei Mark pro Mann, so haben wir damit eine freiwillige Steuer von täglich 200 000 Mark, von jährlich 73 000 000, sage dreiundsiebzig Millionen Mark! Das ist ein ganz bedeutender volkswirtschaftlicher Schaden. Noch viel schwerer wiegt aber, wie die vorstehenden Schilderungen zeigen, in denen nichts übertrieben, nichts zu dunkel gefärbt, sondern vieles noch verschwiegen ist, der moralische Schaden.

Das Strolchtum ist eine moralische Pest, ein Sumpf mit giftigem Hauch, der fast jeden, der ihm zu nahe kommt, verschlingt und nicht wieder herausgiebt. Nur mit äußerster Anstrengung und meist nur durch Unterstützung dritter kann der Versinkende gerettet werden. Der Versunkene aber fristet sein Leben weiter auf Kosten der Gesamtheit. Nicht nur seine eigene Arbeitskraft liegt brach, sondern ein ganzes Heer von Polizeibeamten und Gerichtspersonen müssen jahraus, jahrein allein seinetwegen besoldet werden. Er verursacht eine unberechenbare Vergeudung von Zeit und Kraft; er veranlaßt ungezählte Belästigungen, unsagbare Summen von Unbehagen durch das Betteln an den Thüren. Bei manchen Leuten klingelt und klopft es hundertmal am Tage, und draußen steht fast jedesmal der Arbeitscheue in Gestalt des „armen Reisenden“. In Bischofswerda hatte eine Familie, die viel durch die Bettelei belästigt wurde, einmal einen Thaler in Pfennige umgewechselt. Jedem armen Reisenden, der anklopfte, wurde ein Pfennig gegeben, und siehe da, die Woche war noch nicht, wohl aber der Thaler zu Ende.

Die hier gegebene Darstellung des Treibens der heimatlosen, obdachlosen Bevölkerung zeigt eine Abstufung von der

unbestrittenen Unverdorbenheit bis zur größten Verworfenheit unter den Leuten. Tritt ein junger Mensch, etwa ein Handwerksgeselle, der eben aus der Lehre entlassen ist, in diesen Kreis, d. h. geht er auf die Wanderschaft ohne genügende Mittel und ohne genügende Kenntnis der seiner wartenden Gefahren, so wird er, je nach dem sittlichen Fond, der ihm innewohnt, kürzere oder längere Zeit den Verführungen der alten Stromer stand halten. Aber nichts erträgt ein solcher junger Mann so schwer, als den Spott der Kameraden. Und wenn nun wirklich die äußere Not auch bei ihm überhand nimmt, wenn er wirklich trotz eifrigen Suchens keine Arbeit findet, wenn er wochen-, ja monatelang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Verpflegungsstation zu Verpflegungsstation, von Herberge zu Herberge, von Penne zu Penne wandert und walzt: so wird schließlich seine Widerstandskraft erlahmen müssen. Und wenn immer und alle Tage die Säufer und Schwindler, die Diebe und Bettler, die Strolche und Fälscher, die keine Ehre mehr im Leibe haben, um ihn sind, sich mit ihm unterhalten, ihn duzen (denn das Duzen ist ganz allgemein unter der Bevölkerung auf der Landstraße und unter den Obdachlosen in Berlin), wenn sie ihm hier und da in seiner Hilflosigkeit freundlich beispringen, während ihn alle anständigen Menschen weit von sich weisen und mit einer Verachtung strafen, die er noch nicht verdient: so wird er sittlich untergehen. Gar mancher wird durch den Gedanken an seine Mutter, an seinen Vater noch gehalten; aber sich in seiner Zerlumptheit an sie zu wenden und ihnen gar so unter die Augen zu treten, das läßt sein „Ehrgefühl" nicht zu. Manchem winkt auch hart am Abgrunde eine Arbeitstelle. Aber gar mancher, dessen Erziehung und dessen ganze geistige und sittliche Anlage ihn *nicht* dazu eignet, wird durch die Ungunst der Verhältnisse, der Umstände nach und nach zum

Landstreicher, zum Bettler, zum Arbeitscheuen, zum Diebe, zum Verbrecher.

Eine gewisse Gegenwirkung gegen alle diese üblen Einflüsse übt zuerst bei jungen Leuten noch die Abscheu, die Furcht vor den „Kommandoschiebern", den Stromern und alten Trunkenbolden aus. Diese widern den Unverdorbenen an und er fürchtet mit Recht, daß ihm bei näherer Bekanntschaft seine Muttergroschen, so lange er welche hat, aus der Tasche oder dem direkt auf dem Leibe getragenen Lederbeutel gelockt werden. Aber es gehört, wie gesagt, ein sittlicher Fond dazu und auch etwas Taschengeld, sich die Verführer dauernd vom Leibe zu halten. Fehlt eines von beiden, so geht auch leicht das andere in die Brüche. Fehlt das Geld, so ist die Moral bald dahin; fehlt die Moral, so flieht auch das Geld den Besitzer. Er giebt es, frei von jeder Aufsicht und Beschränkung, oft in unsinniger Weise aus.

Nach diesen Darlegungen hat die Gesellschaft, die Gesamtheit ein ungeheueres Interesse an der Abstellung dieses Krebsschadens, und die Obrigkeit hat die Pflicht, schon der Selbsterhaltung wegen, etwas Durchgreifendes dagegen zu thun. Die Wohlthätigkeitsanstalten, die Arbeiterkolonieen und Verpflegungsstationen sind aber gegenüber dem Massenelend vollkommen ohnmächtig; die Asyle und Wärmehallen haben noch weniger Wert. Sie könnten vielleicht, als Ährenleser hinter dem Schnitter Staat, bezw. hinter der Obrigkeit hergehend, etwas nützen, wenn dieser alle Jahre eine Anzahl Millionen für die Bekämpfung der Arbeitlosigkeit opferte, nicht durch Unterstützung, sondern durch Gewährung von Arbeit, und zwar landwirtschaftlicher Arbeit. Es könnte auch durch weise Gesetze mancher Not gesteuert werden, wenn die Gesetze vorbeugend wirkten, anstatt den Verhältnissen nachzuhinken. Der nach Berufsarten geregelte Maximalarbeitstag, die Erschließung neuer Absatzgebiete im Aus-

lande, die Beschränkung der Einwanderung und der Heranziehung polnischer Arbeiter, die Einschränkung der Freizügigkeit für Mittellose und manche andere, oft vorgeschlagene Maßregel könnten vielleicht viel Segen stiften.

Die Beschäftigung Arbeitloser mit industriellen Arbeiten durch den Staat, sei es im Arbeitshause, sei es in freier Weise, ist im sozialen Sinne keine Hilfe für die Allgemeinheit. Was man auf industriellem Gebiet dem einen giebt, nimmt man dem anderen. Der mitleidige Dorfpastor, der dem obdachlosen, wandernden Schuhmacher seine Stiefel zum Flicken giebt, nimmt dem einheimischen Dorfschuster den Verdienst. Der Staat, der zur Beschäftigung Arbeitloser eine große Fabrik errichtet, macht damit ebensoviele oder mehr kleine Handwerker tot, als er Arbeiter beschäftigt; es sei denn, daß er einen bisher aus dem Auslande bezogenen Artikel erzeugt, oder für ein neu entdecktes Absatzgebiet arbeitet. In beiden Fällen würde aber die Privatindustrie annähernd dasselbe leisten wie der Staat. Auf diesem Wege kann also der Staat, die Obrigkeit, nicht helfen, höchstens anregen. Aber es giebt ein Gebiet, auf dem die Obrigkeit, und nur sie, durch Hebung neuer Schätze wirklich befruchtend auf den Wohlstand des Landes und damit bekämpfend auf die Arbeitlosigkeit wirken kann.

Hunderte von Quadratmeilen Ödland liegen unbenützt in Preußen, in Deutschland da. Ihre Urbarmachung ist — wie andere nachgewiesen haben — möglich; aber sie lohnt nicht, das heißt, sie würde dem darauf verwendeten Privatkapital nicht die üblichen Zinsen einbringen, und darum bleiben diese Ländereien unbebaut.

Die Obrigkeit, die Gesamtheit, könnte aber anders rechnen. Sie brauchte nicht auf bestimmte Prozente zu sehen. Jetzt zahlt die Gesamtheit, so oder so, jährlich dreiundsiebzig Millionen

oder weniger oder mehr Vagabundensteuer als Almosen an die Obdachlosen, ungerechnet die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten und Armenbudgets. Sie zahlt das ohne jeden Nutzen, ohne jede Gegenleistung an Schmarotzer und erzieht dadurch Verbrecher, die wiederum in immer neuer Folge Kosten und Schäden materieller, wie moralischer Art verursachen. Nähme der Staat nur den zehnten Teil, nur sieben Millionen davon jährlich und beschäftigte dafür dauernd, sagen wir siebentausend Arbeiter mit Urbarmachung des Ödlandes, so würden diese sieben Millionen Mark ehrlich verdienter Arbeitslohn als ein befruchtender Segenstrom von diesen Arbeitern ausgehen und ins Rollen geraten. Nicht siebentausend, sondern vielleicht siebenmal siebentausend Menschen könnten davon leben; denn die Arbeiter und Beamten behalten ihren Lohn und Gehalt doch nicht in der Tasche, sondern geben ihn für Lebensmittel, für Kleidungsstücke, für Wohnzwecke, für ihr Vergnügen aus. Die weiteren Empfänger behalten das Geld ebensowenig für sich, sondern lassen es auch ihrerseits weiter umlaufen, so daß dieselbe Summe in einem Jahre sehr oft befruchtend auf den Verkehr, fördernd auf den Wohlstand der Gesamtheit wirken kann. Man denke dabei an die wunderbare Wirkung der Garnison in einer kleinen Stadt. Der Wohlstand der Bürger hängt gar oft davon ab, daß ein paar hundert Soldaten und wenige Offiziere ihren Sold da verzehren.

Allmählich aber würden der Obrigkeit aus der Arbeit der hier ganz willkürlich angenommenen siebentausend Arbeiter auch neue Provinzen erwachsen, die sich mit einer arbeitsamen, landbauenden Bevölkerung beleben müßten. Die gewonnenen fruchtbaren Flächen könnten gegen Pacht an Kolonisten ausgethan werden, die dann auch Steuerzahler sein würden. Auch die ersten Arbeiter hätten Steuern zu zahlen und würden durch den Bezug ihrer Bedürfnisse andere Steuerzahler in Nahrung setzen. Auf

diese Art würde auch der Staat bezw. die Kommune mittelbar zu den Zinsen des aufgewendeten Kapitals kommen. Friedrich der Große und andere bedeutende Kolonisatoren haben so gerechnet. Durch das Heimstätten= und Rentengütergesetz ist ja eine Abhilfe geplant oder angebahnt, aber noch nicht in genügender Weise.

Das Geld dazu würde sich leicht finden, sei es durch eine bestimmte Umlage, sei es, um nicht eine neue Steuer anzuregen, aus den ungeheuren, zum großen Teil brachliegenden Kapitalien der Alters= und Invalidenversicherung, sei es auf andere Weise. Abgesehen von der guten sozialpolitischen Wirkung solcher Maßregeln, würden auch politische Folgen nicht ausbleiben. Bauen wir im Inlande ausreichend Brotfrüchte auf dem vermehrten fruchtbaren Boden, so braucht vom Auslande kein Getreide mehr eingeführt zu werden. Dann kann sowohl der Landwirtschaft ein hoher Schutzzoll, als auch der Industrie verhältnismäßig billiges Brot gewährt werden.

Jetzt sind auch die, die gern arbeiten wollen, Schmarotzer am Leibe des Volkes; sie würden dann honigtragende Bienen sein. Vielleicht verfolgt der Verein für Sozialpolitik oder der Evangelischsoziale Kongreß diese Gedanken und verschafft ihnen die statistischen Unterlagen, wie es zum Teil schon geschehen ist. Jedenfalls ist es des Rechtsstaates, wie des Christentums gleich unwürdig, in der herrschenden mechanischen Weise die Arbeitlosigkeit, die Arbeitlosen zu behandeln. Es ist unwürdig und es ist unwirksam.

Wo ich „Staat" sage, meine ich jedesmal den zuständigen Repräsentanten der Gesamtheit, also auch gegebenen Falls die Kommunen oder Kreise. Wenn es nicht so traurig wäre, so könnte es lächerlich sein, wie z. B. die Kommune Berlin in bester Absicht und mit großen Opfern der Obdachlosigkeit steuern will.

Mit hunderttausenden von Mark werden die Asyle gebaut und unterhalten und, wenn sie nicht ausreichen, vergrößert. Es war gewiß ein schöner Gedanke, als das erste Obdach gebaut wurde. Es war die Erfüllung des Wortes: „Und die, so im Elend sind, führe in das Haus.“ Aber als man vor dreißig Jahren in der Öffentlichkeit die Sache anregte, hat doch niemand daran gedacht, daß künftig tausende und abertausende in einer Nacht das Asyl besuchen würden. Dieses Überhandnehmen der Obdachlosen sollte doch den Gedanken nahe legen, daß wider Willen mit den Asylen erst die Obdachlosigkeit groß gezogen wurde. Vielleicht die Hälfte der Gäste des städtischen Obdachs hat im Hinblick auf die kostenfreie Schlafgelegenheit tagüber ein paar Gläser Schnaps mehr getrunken. Und auf der andern Seite werden selbst von Behörden tausende von Ausländern, Polen, ins Land gezogen, und durch ihre billigere Arbeit wird nicht nur der allgemeine Lebensstand der deutschen Arbeiter gedrückt: es werden auch tausende deutscher Arbeiter dadurch brotlos, obdachlos gemacht.

Auch die Einrichtung der Wärmehallen ist eine schöne Sache, und es entspricht der menschlichen und christlichen Barmherzigkeit durchaus, dem Frierenden eine wärmende Stätte zu bereiten. Aber auch das hätte nur dann als Hilfe einen Sinn, wenn die Benützung in bescheidenen Grenzen bliebe, wenn in einer Stadt wie Berlin einige Dutzend oder vielleicht einige hundert Arme diese Wohlthat begehren würden. Der Unmasse der Hungernden, Frierenden, Obdachlosen gegenüber sind die bezeichneten Anstalten nicht die richtigen, nicht ausreichende Maßregeln. Es ist dies geradeso, als wenn man den Hunger des Kindes mit einem „Lutschbeutel“ stillt, gerade so, als wenn man der dorrenden Pflanze die Blätter anfeuchtet und die Wurzeln vertrocknen läßt, als wenn man dem Unkraut die Blätter abstreift, statt es auszujäten, oder als wenn man die Spree mit dem Becher aus-

schöpfen wollte. Man bekämpft die Anzeichen, die Wirkungen, statt der Ursachen. Eine solche Unmenge von Arbeitlosen erheischt andere Mittel, erheischt Arbeit, Beschäftigung. Das „Recht auf Arbeit" kann der Staat, braucht die Kommune nicht zu proklamieren; das wäre gefährlich. Aber wo die Arbeitlosigkeit in einer solchen Weise wie heute überhand nimmt, sollte man stillschweigend ein Recht auf Arbeit gewähren, ohne die so Beschäftigten zu Menschen zweiter Klasse herabdrücken zu wollen, wie es in den Arbeitshäusern geschieht, wie es mißbräuchlich und ungewollt, aber doch thatsächlich auch in den Arbeiterkolonieen und Verpflegungsstationen vorkommt. Würde jede größere Kommune darauf bedacht sein, umfangreichere Länderstrecken und Wüsteneien, unfruchtbare Flächen anzukaufen und mit einem Teile der Summe ihres dadurch entlasteten Armenbudgets (acht Millionen Mark in Berlin) durch die obdachlosen Arbeiter zu kultivieren, so würden sie besser fahren als heute, wo man die Wunde bloß verkleistert, aber sie nicht heilt. Der für solche öffentliche Arbeit gezahlte Lohn dürfte nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch sein; er müßte ein klein wenig unter der üblichen Höhe sich befinden, aber immer noch über der Unterhaltsgrenze. Die Arbeiter müßten dabei so frei sein wie andere Arbeiter, und es könnten zur billigen Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse vielleicht schnapslose Kantinen eingerichtet werden. Es brauchten dabei nur die wirklichen Notleidenden in Betracht zu kommen. Daneben würden noch sehr viele Arbeitslose übrig bleiben.

Es wird hier durchaus nicht vorgeschlagen, jedem Arbeitlosen ohne weiteres Beschäftigung zu geben oder auch nur das Prinzip dafür aufzustellen. Denn die Möglichkeit der Arbeitlosigkeit ist der Unbotmäßigkeit mancher Arbeiter gegenüber eine heilsame Zuchtrute, die keineswegs ganz hinter dem Spiegel ver-

schwinden darf. Sie braucht aber auch nicht fortwährend auf dem Rücken zu tanzen. Die Übergröße des Elends der Obdachlosigkeit erfordert gebieterisch Abhilfe. Würde diese durch die berufenen Behörden gewährt, so bliebe der Kirche, der Privatwohlthätigkeit, der Vereinsthätigkeit, der Nächstenliebe, dem Gemeinsinn der Bürger noch immer ein reiches Feld und viele Gelegenheit zur Bethätigung. Die Zustände würden sich aber im allgemeinen bessern, der Wohlstand des ganzen Landes würde sich heben und die Gefahr einer sozialen Revolution würde vielleicht verschwinden.

Auf der anderen Seite müßte aber ebenso energisch der Arbeitscheu entgegengetreten werden. Hat man erst — durch geeignete, ausreichende Maßregeln für ehrliche und ehrende Beschäftigung Arbeitwilliger — die Gewißheit: der und der ist arbeitscheu, dann kann man seine Faulheit wie ein Verbrechen behandeln. Und die Arbeitscheu — die wirkliche, nicht der heutige mechanische Polizeibegriff — ist ein Verbrechen in der heutigen Welt der Arbeit. Ist jemand erst dieses Verbrechens überwiesen, ist er vollends rückfällig, so sollte er, wie ein Verbrecher, auf lange Zeit oder für immer unschädlich gemacht, zur Arbeit gezwungen werden. Was hilft es dem Arbeitscheuen, wenn er nach ein bis fünf Tagen Haft, wenn er selbst nach ein bis zwei Jahren Arbeitshaus der goldenen Freiheit wieder gegeben wird, die er doch nicht zu gebrauchen weiß? Man schaffe Zwangskolonien für solche Leute, man schaffe Gesetze, die die Obrigkeit zum Vormund solcher Unmündigen machen! Was hilft es der Gesellschaft, wenn so ein Stromer, so ein Betrüger und Schwindler — denn das ist jeder Bettler, der das Betteln zum Gewerbe macht — eine kurze Zeitstrafe erhält, wenn er nach Ablauf derselben auf dieselbe Gesellschaft wieder losgelassen wird, um sie aufs neue zu betrügen und zu brandschatzen?

Die vorstehende Erzählung ist nicht aus der Luft, sie ist aus dem Leben gegriffen. Die handelnden und leidenden Personen darin sind nicht Ausnahmen; es sind Typen. Die geschilderten Anstalten stehen dabei nicht in der üblichen offiziellen Beleuchtung, sondern in dem Licht der Anschauungsweise derer, für die sie bestimmt sind. Wo die mir vorliegenden Mitteilungen der „Kunden" dabei zu scharf oder beleidigend für die Beamten waren, habe ich sie unterdrückt. Ich will keiner Anstalt schaden, keinen Menschen beleidigen; vielmehr kann es auch für diese Anstalten und Beamten nur von Nutzen sein, wenn auch die Obdachlosen in der Öffentlichkeit einmal zu Worte kommen. Ich selbst habe die Angaben nicht alle auf ihre Wahrheit untersucht; ihre innere Wahrscheinlichkeit und die Übereinstimmung mehrerer Berichte war für mich maßgebend. Berichte und Schilderungen, die von Wohlwollen überfließen und die deshalb alle etwas schöngefärbt sind, giebt es schon genug. Hier üben die Obdachlosen einmal eingehende, öffentliche Kritik, nicht nur an den für sie errichteten Anstalten, sondern noch viel mehr an sich selbst. Ich eigne mir das Urteil nicht überall an, würde aber einen etwaigen Widerspruch von Vorstand und Inspektor der Anstalten auch nicht für maßgebend halten; denn diese können nicht wissen, was in ihrer Abwesenheit geschieht. Deshalb konnte ich auch mein Material nicht der Prüfung der betreffenden Vorstände oder Beamten unterwerfen.

Eins scheint mir erwiesen: der ungeheuere Fehler, sei er in den Einrichtungen, sei er in den Persönlichkeiten begründet, der darin liegt, arbeitwillige Männer zu Menschen zweiter Klasse, zu geringwertigeren Wesen herabzudrücken, bloß weil sie mittellos sind. Das geschieht aber ungewollt von vielen Vorständen und wohl auch von vielen Beamten in Herbergen, Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonieen. Es geschieht in den

Asylen und Wärmehallen. Der bloße Umstand, keinen Pfennig Geld in der Tasche zu haben, setzt hier den besten Menschen schlimmer Behandlung aus. Der Fechtbruder, der mit seinen Bettelpfennigen sein Bett, seine Mahlzeit bezahlt, wird halbwegs anständig behandelt. Der Wanderer, der den sittlichen Willensakt ausübt, eine für ihn ungewohnte Arbeit zu verrichten, wird oft angefahren und mit Schimpfworten überhäuft. Arbeit adelt aber in jedem Falle. Man behandle die Radaubrüder, man behandle Stromer und Betrüger mit der größten Entschiedenheit und mit den für sie passenden Maßregeln; man begegne aber auch dem Mittellosen, wenn er arbeiten will, freundlich. Unter allen Umständen müssen Wohlthaten, die unter dem Namen des Christentums dargereicht werden, in freundlicher, liebevoller Form an den Empfänger kommen; sonst wäre es besser, sie würden nicht im Namen des Christenthums geübt. Es mag für Hausväter und sonstige Beamte christlicher Anstalten schwierig sein, im langjährigen Verkehr mit Strolchen eine liebevolle Form auch für die Ehrlichen zu bewahren; sie müssen es aber thun, wollen sie nicht erbittern, statt versöhnen. Ich mache niemand einen Vorwurf und schweige von der Behandlung der Häftlinge und der Obdachlosen bei der Polizei. Aber eines ist empörend: die unbeschreibliche Grobheit und Rohheit, mit der mittellose Menschen vielfach schlimmer als das Vieh behandelt werden, und die häufig vorkommenden Verurteilungen Arbeitwilliger wegen Arbeitscheu. Ich kenne Leute, die als arbeitscheu bestraft waren, dann für mäßigen Lohn Tag und Nacht arbeiteten, deren Arbeitlust förmlich gedämpft werden mußte, die sich andauernd als arbeitwillig und ordentlich erwiesen.

Darum noch einmal: man scheide durch weise Gesetze und Maßregeln Arbeitwillige und Arbeitscheue streng von einander! man entreiße die einen dem Elend und zwinge die anderen zur

Arbeit! man verlängere ihre Not nicht durch Gewährung planloser und unzureichender Almosen, sondern prüfe jeden Fall und danach thue man, was wirklich not ist. Das gilt auch den Privatleuten. Man habe den Mut, neunundneunzig Bettler von der Thüre zu weisen und helfe dem hundertsten mit Opfern an Zeit und Geld gründlich! Vor allem erfülle aber die Obrigkeit ihre Pflicht dem Massenelend gegenüber! Sie erhöhe nicht fortwährend die Deiche, sondern reguliere den Stromlauf; sie erhöhe nicht fortwährend die Armenbudgets, sondern schaffe Arbeit, produktive, volkswirtschaftlich wertvolle, womöglich landwirtschaftliche Arbeit! Dann wird der schreiendsten Not gesteuert, der dringendsten Unzufriedenheit gewehrt, das soziale und sittliche Elend gemildert, dann wird der Grund gelegt werden zu allgemeinerem Wohlstande und vielleicht zu dauerndem sozialen Frieden! —

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co in Altenburg.